Erzählungen
zum Vergnügen
und
zur Seelenbildung.

Geschrieben
von dem
Hofrath Eckartshausen.

München,
bey Joseph Lentner. 1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Gesellschaft.

Ein
Gedanke,
als es am Morgen grauete.

Du! — Künstler deiner eignen Qualen,
armer Sterblicher! — deine Seligkeit
hangt an den Ketten der Liebe,
die die Gesellschaft von Menschen bildet.
Ach! Elender! warum suchest du
diese Ketten zu zerreissen,
und beschuldigst sie aus Eigensinn
deiner ungerechten Seele,
daß sie die Menschheit lasten.
Ach! wie bedaurenswerth ist der Irrthum,
der dich täuschet!
Wisse, Elender! — du eilest selbst

in dein Verderben! —
Mißkennest du denn die Macht dieser Bande?
Durch sie werden Welttheile gefesselt,
und Himmelsstriche vereint. —
Vergebens trennt die Menschen
die unermessene Scheidewand des Meeres,
nichts ist mehr auf dem Ball der Erde,
das die Kette der Gesellschaft nicht verknüpfet.
Die ganze Welt ist nur mehr ein Land,
und die Folge dieser göttlichen Harmonie
macht jeden Aufenthalt zu meinem Vaterland,
und jeden Sterblichen zum Busenfreunde.
Heilige Bande! die ich verehre,
Göttinn der Gesellschaft! wo sind die Altäre,
die dir Sterbliche bauen?
Schüchtern seh ich umher,
und mörderische Hände
strecken sich aus, deinen heiligen Tempel zu entweihen.
Schon die That des zweyten
der Gebohrnen
weißsagte die blutige Beleidigung
deiner Rechte.
O ihr — würdige Erben seiner grausamen Verbrechen!
ihr übertrefft die blutende That
des ersten Mörders.

Henker

Henker und Henkers Henker erfüllen die edlen Gegenden der Natur,
sterbende Opfer sinken in blühenden Thälern
und die Lilien röthen im Thal
vom vergossenen Blut unsrer Brüder.
Da seh ich jene blutdürstende Menschen,
deren der erste der Lügner
den Namen des Helden gab.
Diese Menschen, gebohren um Brüder zu seyn,
senken den blitzenden Stahl
ins Bruderherz,
die Erde zittert bey dem Anblicke der Rasenden
und erbleicht unter dem Purpur
des rieselnden Blutes
ihrer sterbenden Bewohner.
Doch welcher gütige Schutzgeist
der zerstreuten Sterblichen
vereinte sie wieder in Hainen der Liebe? —
Gesittete Völker stehen auf,
und Menschen umarmen sich in der Gesellschaft;
glücklich eilt der Mensch von Alter zu Alter,
und genießet die Früchte ihrer Güter.
Aber wie beschämt, und verlassen
flohst du wieder wie ein Vertriebner
von den glücklichen Gegenden,
Schutzgeist der Menschheit!
und Heil und Glück der Sterblichen

 fliehet

fliehet dir in langen Reihen nach.
O! von wie viel blutigen Schlachten
schaudert dein Blick zurück,
von wie viel Feinden
bist du umzingelt?
Immer geschäftig dich zu verfolgen
schwört der Mensch am Altare
des Eigennutzes.
Unbescheidenheit ist auf den Lippen von hunderten,
und vereinet sich mit dem Ungeheuer des Verdachtes,
um die Menschheit zu trennen.
So treuloß als furchtsam
versteckt sich die Schmähsucht im Winkel,
und tödtet mit unsichtbaren Dolchen.
Ach! fliehe — fliehe weit den Sterblichen
der nur sich selbst zum Gegenstand seiner Liebe hat:
— Der, der nur sich selbsten suchet
kann der Menschheit nicht würdig seyn.
Fliehe den finstern Schwärmer,
der mit Keile die Hände der Gottheit rüstet,
die doch nur Liebe ist.
Die Wildheit, die ihn zu diesem Traum verleitet,
war nie eine Tugend;

denn

denn sag — wenn es Tugend ohne Bruderliebe gäbe,
welche Laster würdest du verdammen können?
— O! reisse die Lorbeer von der schuldigen Stirn
des stolzen Kriegers,
seiner Eroberung grausame Früchte,
und den zu glücklichen Preis, durch Menschenblut
erkaufter Laster.
Lasse sie nur sich ihrer Thaten brüsten,
einst wird ein Tage, aus dem Tempel des Gedächtnisses
den Namen dieser Mörder verlöschen;
in ihre Stellen wird die Menschheit
dauerhaftere Namen schreiben,
Namen — der Liebe und des Friedens.
Der süsse Namen des Vaterlandes
tönt nicht mehr in unseren Hainen,
sie sind verschwunden die glücklichen Zeiten,
seitdem das Gespenst des Krieges
die Erde mit Menschenblut deckte,
und Könige sich zu Eroberungen schwangen
über den Haufen zerschmetterter Schedel
ihrer Bürger.
Kein Kodrus war in diesen Zeiten nicht mehr
und Lisabone stürzten in Abgründe,

ohne

ohne daß unter dieser Menge der geopferten
ein Kurtius war.
O Natur! wie entheiligt man dich!
wie mißkennet man deine Gewalt!
wenn wird dein heller Zuruf
den Menschen zu seinen Pflichten führen,
wenn wird man, mit Feuer gezeichnet,
die Menschenpflicht im Herzen lesen,
geschrieben durch die Hand der Liebe? —
Ha! denn wird vergebens die kühne Thorheit
es wagen
diese geweihte Schrift zu verlöschen,
die die Liebe für Ewigkeiten schrieb.
Nicht Unabhängikeit
soll der Stolz unsers Lebens seyn:
die Gottheit gab uns unser Wesen
zum Wohl der Menschen, unsrer Brüder.
Der Tag meiner Geburt
gab schon dem Bruder Recht
auf meine Tage!
mein Daseyn sicherte ihm Unterstützung zu,
mein Leben ist nicht mein —
Ihr Fürsten pochet nicht auf eure Kronen,
ihr tragt ja nur um eine Bürde mehr.
Giebt eure Pflicht nicht zu erkennen,
daß der Mensch nur für Menschen sey?
O könnte doch der kleinste Funken

der edelsten von allen Flammen
vom Liebesfeuer des Ewigen
in alle Menschen Seelen fallen.
und die erloschne Glut erwecken
zum Thätigseyn fürs Bruderwohl!
Ach läßt uns doch die Wonne fühlen
und das Vergnügen gut zu seyn! —

Die Gottheit lohnet stets die Tugend.

Adelaide war von guten Aeltern gebohren. Die Edeln schonten keiner Mühe für das Wohl von Adelaidens Täge zu wachen; sie gut zu erziehen, sie edel und empfindsam zu bilden, war ihre erste Bemühung.

Fünfzehn Frühlinge waren kaum für Adelaiden verflossen, als sich ihre Schönheit wie die Rose entwickelte: schon blickten Jünglinge neidisch auf sie hin, und jeder wünschte sich Adelaiden.

Schlank war des Mädchens Wuchs, Majestät war in ihrer Stellung, ihr Aug war Sanftmuth, Vergnügen lächelte aus ihren

Blicken,

Blicken, munter war ihr Umgang, und Eingezogenheit (die den Mädchen unsrer Zeit so wenig eigen ist) erhob die Reitze ihrer Schönheit.

Kein Jüngling war in der Gegend, in der sie lebte, der sich nicht Adelaiden wünschte. Wie Schmetterlinge die jungen Rosen im Sommermorgen umflattern, so war Adelaide von Anbethern umrungen.

Einer versprach sich Adelaidens Herz aus den Vortheilen seiner edlern Bildung; ein anderer dachte auf ihre Eroberung, und deckte seine Seele mit der Maske des Gefühles.

Aber vergebens waren äußerliche Vorzüge, und Verstellung, die sich so leicht entdecken läßt.

Des Mädchens Aug war so scharfsichtig, und Adelaide wußte den Werth der Seelen von der betrüglichen Außenhülle zu unterscheiden.

Vor ihrem durchdringenden Blick entlarvte sich die Verstellung, sie lachte über die Schwär-

Schwärmerey ihrer Liebhaber, und die verschiedenen Rollen, die sie spielten, führten Adelaidens Seele auf den traurigen Gedanken des Verderbnisses unsrer Sitten.

Adelaidens Gesinnungen unterstützte ihre würdige Mutter, die den Mädchen helle Begriffe von dem Werth der Tugend beybrachte.

Wenn der Morgen am Horizont grauete, der Schatten dahin floh, und der Purpur der Morgenröthe die Ankunft der Sonne verkündigte, da, wenn die Lerche dem Schöpfer ihr erstes Lied sang, da war Adelaide schon oft wache, und irrte unter laubichten Gängen von wilden Jasmin einsam herum, und ihr Herz sprach mit der Gottheit. —

Empfindsamen Seelen sind die Stunden der Einsamkeit heilig — da wenn die Natur im Schlummer liegt, das Geschöpfe mit dem Schöpfer allein ist, da ist die Stunde der Selbstprüfung — in dem Tempel der Ruhe ist der Wohnsitz der Weisheit, nicht im Gedränge der Welt, nicht am Hofe, nicht in dem lärmenden Tollhaus der Philosophen.

Nur ein ruhiges Herz ist zur Weisheit empfänglich — die Sonne spiegelt sich nicht im Bach, den der Regen trübet, oder den der Sturmwind in Fluthen thürmet — eine ruhige Quelle ist ihr Spiegel. Ueberzeugt von dieser Wahrheit hieng Adelaide oft den Gedanken süsser Schwermuth nach — ihr Herz schlug, eine Thräne floß aus ihrem Auge — als sie aufrief. Ach! werde ich denn nie die Tugend ohne Verstellung sehen? Ach! wie viel Widersprüche finde ich nicht täglich unter der Sonne! wie viel Eitelkeit, wie viele Verstellung — wie viel falsche Freundschaft — die Ehrlichkeit ist den Boshaften zur Spielerey geworden.

Wie empört sich nicht mein Herz, wenn ich den Schwarm jener treulosen Menschen sehe — wie sie hingestreckt bey den Füssen ihrer Geliebten die Gottheit zum Zeugen ihrer Liebe nehmen, die doch ihre fühllose Seele nicht kennt.

Wie bedauert mein armes Herz, die schwachen Geschöpfe, die Zufriedenheit in einem Lebenswandel suchen, in den die Natur nur Verachtung und Schande setzte.

Nein, fuhr Adelaide fort, nein, der Himmel sey meine Stütze, daß mein Herz nie den Schlummer falscher Liebe schlafe. — Man nennt mich schön; ich bin von Jünglingen umzingelt, aber was ist ihr Geschwätz mehr als Thorheit? Ihre Liebe gleicht dem Nordlichte, das nur in mitternächtlichen Stunden glühet, und wie ein Meteor am Morgen verlöschet — und ihre Hitze ist gleich einem Raket, das prächtig aufsteigt, und denn auf ewig verschwindet. — Ich weiß es wohl, daß ich einmal lieben werde — ich fühle es, daß mein Herz zu diesem sanften Triebe geschaffen ist, aber wo ist der gute Sterbliche, der mein Herz fesseln kann? — ach ich fürchte, daß es nur ein Schattenbild ist, nach dem ich mich sehne.

So dachte Adelaide, still und ruhig flossen ihre Tage dahin, und ihre Seele fühlte noch nie den Tumult der Leidenschaften, noch kostete das gute Mädchen die stillen Freuden der Unschuld, zärtlich von ihren Aeltern geliebt, angebethet von allen denen, die sie kannten. — Vom Glücke begünstigt, blieb ihren Wünschen nichts übrig, als daß ihr doch die Natur einen bessern Vater gegeben hätte.

Adelaidens Vater war äußerst ausschweifend. Trunk, und Geilheit erschöpften sein Vermögen, und schwächten seine Gesundheit. — Vergebens waren die Vorstellungen seiner Frau, vergebens führten Adelaidens Thränen ihn von seiner Verwirrung zurück, die Macht der Gewohnheit zerrisse wieder die heiligen Bande, die ihn an seine Familie ketteten, und er stürzte sich neuerdings in die Abgründe, die er sich selbst unter seinen Füssen grub.

Seine schwächliche Gesundheit sank unter der Bürde der Ausschweifung; ein vergiftetes Fieber ergriff ihn, und die schändlichste Krankheit, die gewiße Folge der Ausschweifung, lieferte ihn in die Arme des Todes.

Welche Einbildungskraft wäre malerisch genug, Adelaidens Schmerzen zu schildern, als sie, hingestreckt auf die Leiche ihres Vaters, den Gram einer zärtlichen Seele fühlte. Eine Fluth von Thränen stürzte von Adelaidens Wangen, und hätte die Gottheit den Engel des Todes nicht taub zu dem Flehen der Sterblichen gemacht, er hätte wieder Adelaiden ihren Vater gegeben.

Ihre

Ihre blonden Haare waren zerstreut auf ihren Busen, ihre Hände krümmten sich zum Himmel, und Seufzer hoben die unschuldsvolle Brust, die ein Strom von Thränen überschwemmte.

So stürzt bey rauschenden Gewittern der Regenbach vom Felsen herab, und verträn, et die Lilien in den Fluren.

Bald erhollte sich Adelaide wieder, und stürzte mit stärkerm Gefühl auf die Leiche ihres Vaters, drückte ihn an ihren Busen, als wollte sie mit der Hälfte ihrer Seele, die entgeisterte Hülle beleben — sie sprach, als hörte sein Ohr noch — sie küßte, als fühlten seine Lippen noch den Kuß der Liebe. Vergebens — konnte sich Adelaide sagen, dieser war mein Vater — war mein Vater, rief sie, — war — und ist also nicht mehr, höret meine Seufzer nicht mehr, fühlet nicht mehr meinen Kuß. — — Blässe deckte die Wange — Adelaide sank ohnmächtig hin, und halbsterbend entfernte man sie von dem Gegenstande ihrer kindlichen Liebe.

O edles Bild der kindlichen Frömmigkeit! du bist so schön als du selten bist. — Adelaide ist trostlos bey dem Verlurste eines Vaters, der doch so wenig der edlen Thränen würdig war — und wie viele Töchter sind fühllos bey dem Tode der edelsten aller Väter. —

O Natur! dränge dich aus deinen Kreisen — vermische die Elemente — feßle den Donner ans Meer, und füttere die Sonne mit unserm Erdball, nur laß mich das Schrecklichste der Natur nicht erfahren — die Undankbarkeit eines Kindes. — —

Die Stunde, in der Adelaide ihren Vater verlohr, war die erste ihres Unglücks. Kaum waren die ersten Tage der Trauer vorüber, kaum entrichte Adelaide die letzte der Ehrenbezeigungen der Asche ihres Vaters, als eine Menge von Gläubigern in das Haus der unglücklichen Familie drang, und sich ihrer ganzen Habschaft bemächtigte.

Adelaide sah mit Thränen im Auge die grausame Verwüstung. Geräthlose Wände umzingelten die Unglücklichen, die gar bald

gezwungen waren, auch ihr Haus zu verlassen.

Schon wandelte Adelaide an der Seite ihrer Mutter, wie eine Bettlerinn herum, und suchte sich einen geringen Aufenthalt, um sich doch vor Wind und Regen zu schützen.

Die Freunde des Glückes waren bereits von Adelaiden geflohen, und reichere Verwandte kannten die Erarmten nicht mehr. Stolz sahen sie von ihrer Grösse herab, wandten den Rücken, und giengen fühllos vorüber; und die — die selbst an ihrem Vermögen einst zehrten, schlugen die Augen bey ihrem Anblick zu Boden, als hätten sie die Unglücklichen nie gesehen.

So ist der gewöhnliche Lauf der Welt: reiche Menschen, im Ueberfluße erzogen, kennen das Leiden der Armuth nicht: weil ihr Magen immer von Speisen strotzet, so fällt ihnen nicht ein, daß in der Welt noch jemanden hungern kann.

Nur der, der unglücklich und arm war, kann die Menschen kennen lernen, denn, der

immer

immer in Ueberfluß lebt, dem ist diese Wohlthat nicht beschieden.

Wohlthat! ist es wohl Wohlthat Ungeheuer kennen zu lernen? — Ja grausame Wohlthat ist's, und doch Wohlthat. Dank dem Himmel Unglücklicher! seine harte Prüfung führt dich in die Arme der Ruh — und nur du kennest den Werth des Edlen.

Adelaide wurde aus dem Schoose des Ueberflußes zum äußersten Elende gerissen, zehnmal fühlt sie die blutende Wunde ihres Herzens, denn Adelaide hatte eine fühlbare Seele, und wie hart sind solche Schläge des Unglückes für empfindsame Herzen.

Schon oft stieg der schwärzeste der Gedanken in Adelaidens Seele auf — der Gedanke — ich kann nicht mehr seyn — es steht in meiner Macht, mein Unglück zu enden, dieser Gedanke bemächtigte sich ganz des armen Mädchens. —

Ich will sterben, sagte Adelaide, was ist der Tod — das Ende meines Kummers — sterben will ich — ja — selbst die Rose pflü-

cken,

cken, die allgemach der Sturmwind entblättert — ich will mich der Fesseln entreissen, sagte sie: die mich in meinem unerträglichen Kerker festhalten — und denn, wenn ich sie zerbrochen habe, die Hülle — wirst du Allgütiger mich auch verstossen! — die ich die Menschen floh — um bey dir Hilfe zu suchen, der du barmherzig bist? So sprach Adelaide, und es wurde immer finsterer in ihrer Seele.

Schon wollte sie ihren Plan vollenden, schon ergrif sie den Werkzeug der That, über die ihre Melancholey brütete, als ohngefehr ihre Mutter auf das Zimmer trat — und ein Blick — ein Blick der Natur entwaffnete die Unglückliche wieder. Ich sollte dich verlassen, schrie Adelaide! Ich — dich — zärtlichste der Mütter — ich sollte dich allein, ohne Stütze, ohne Freundinn in diesem Weltthale lassen — nein, das kann ich nicht! weiche schrecklichster der Gedanken — die Natur sieget — sehet, sehet die Thränen! die aus dem Auge meiner Mutter fallen, die Liebe ruft mich, ich muß sie trocknen. Bey diesem Ausdruck umarmte Adelaide ihre Mutter, und küßte ihr die Thränen von ihren abgehärmten Wangen.

Du tödtest mich, Adelaide! erwiederte ihre Mutter, höre auf, dich so lebhaft über unser Schicksal zu beklagen, deine Thränen zerreissen meine Seele — bald wird der Tod mich meines Kummers befreyen — denke auf dich, du bist noch jung — arbeite — und seye tugendhaft, vielleicht wird der Himmel durch dein Unglück noch gerührt werden, und wird dir die Güter wieder schenken, die dir das Schicksal geraubt hat.

Thränen wechselten ab bey diesem theilnehmenden Auftritt mit sprachlosen Umarmungen. Seele und Gefühl war ganz in den Blicken der Leidenden.

Vodevil, ein ehrwürdiger Geistlicher, dessen Beschäftigung war, Unglückliche zu besuchen, und Bekränkten Gutes zu thun, Vodevil trat bey dieser Scene auf ihr Zimmer, und Balsam floß aus seinen Lippen in die Seele der Unglücklichen.

Vodevil besaß ein ansehnliches Kanonikat; seine edle Denkart setzte ihn aber über die Lebensart seiner Kollegen hinaus, und der Aufwand seiner Einkünfte war ganz dem ihrigen ver-

verschieden. Vodevil that Gutes, und das Bewußtseyn der Wohlthäter des Elendes zu seyn, war Vergnügen für seine Seele. Oft saß er traurig da, und der Gram verzehrte sein Herz; wenn er auf seine Chorbrüder hinblickte, und ihre Lebensart überdachte.

Brüder! sagte er oft: Es ist doch wirklich nicht in der Natur, daß ein Mensch so einen großen Theil der Einkünfte des Staats ziehe, um gar nichts zu thun, oder um noch weniger zu thun als gar nichts. Arbeitsamkeit ist Menschenpflicht, und Wohlthun — eine Schuldigkeit für den Reichern. Der Staat fodert uns daher selbst durch seine Wohlthätigkeit auf, Gutes zu thun, und da er uns in die Gemächlichkeit unsers Lebens setzt; so trauet er unsern Herzen die Denkart zu, daß wir die uns verliehenen Güter besser als andere Menschen anzuwenden wissen werden. So sagte Vodevil; aber er wurde meistentheils als ein alter Schwärmer verlacht, und die Gründe seiner Vernunft gab man als Folgen seines melancholischen Temperaments an.

Vodevil besuchte täglich die Unglücklichen, und seine theilnehmende Sorge linderte den

Gram der trostlosen Familie. Vodevils Trostgründe waren aus dem Herzen genommen, ungefühlte Sätze einer mechanischen unfühlbaren Philosophie waren nie auf seinen Lippen — in wahren Theilnehmen bestund sein Zuspruch, und im Mitgefühl sein Trost.

Nichts war mir in meinem Leben so auffallend, als die sonderliche Art, mit der die meisten Menschen die Unglücklichen trösten.

Ihre eiskalte Miene, ihr thränenloses Aug, und ihre hölzerne Seele vermehrten oft mehr das Unglück eines empfindsamen Leidenden, als daß sie Trost in sein klopfendes Herz gössen.

Denken Sie! heißt es, Sie sind lang nicht so unglücklich, als dieser und jener, und dieser Vergleich soll Trost seyn?

Unfühlbarer Mensch! wenn mein unglücklicher Mitbruder noch elender ist als ich; so soll dieser Gedanke mich trösten? Unmenschen! glaubet ihr denn, daß der Unglückliche kein Herz mehr hat für andere zu fühlen? in andern Quaalen soll ich meinen Trost

su-

suchen? Schweiget Grausame! Barbarey ist eure Tröstung — Unfühlbarkeit euer Zuspruch. Leide ich wohl weniger, weil mein Mitmensch noch mehr leidet? Werden die Lumpen, die meinen Körper kaum decken, zur Kleidung, weil mein Mitbruder ganz nackend geht, und verkehrt sich das erdenschwarzes Brod in eine schmackhafte Speise, wenn ich denke, daß mein Mitmensch in einer Einöde erhungert?

Man muß ein böses Herz haben, oder wenigst eine Anlage zum Bösen, wenn solche Gründe unsrer Seele Linderung verschaffen können. Mir würde es vielmehr Trost seyn, wenn mir einer sagen könnte, daß alle Menschen um mich her glücklicher, als ich, wären; das Antheilnehmen an dem Schicksal meiner Brüder wäre Labsal für mein leidendes Herz.

Ich lernte auch in meiner bisherigen Durchreise durch diese Welt eine Art von Menschen kennen, die schier gar keinen Antheil an Unglücklichen nehmen. Die Gründe ihrer Trost Philosophie bestehen alle in dem: **alles liegt bey dem Menschen in der Einbildung.** Der Unglückliche darf daher nach ihren Grundsätzen

sich

sich nur einbilden, daß er glücklich ist, so fehlt ihm nichts mehr. Ich war erstaunet, als ich diese Grundsätze zum erstenmal hörte, als ich die Gleichgültigkeit des Mannes sah, der manchen Elenden abspeiste, mit dem gefühllosen Zuspruch: Glück, und Unglück ist in der Einbildung.

Heilige Philosophie! wie weit kann man deine Grundsätze unter die Menschheit erniedrigen? was sucht ein fühlloses Herz nicht für Gründe auf, seine Fühllosigkeit zu entschuldigen?

Alles liegt in der Einbildung! leider ja — aber nichts so sehr, als theilnehmende Menschen. Freylich wird die Realität euers Beutels wenig leiden, wenn ihr die Arme nach Kameleonsart mit der Luft füttert.

Vodevils Bemühung brachte es bald dahin, daß der unglücklichen vaterlosen Familie eine jährliche Pension von 300 fl. beschieden ward. Niemand war glücklicher in diesem Falle als Vodevil, der die Freude seines Herzens in Wohlthun fand; athemlos suchte er Adelaiden, und hinterbrachte ihr die glückliche Nachricht.

Es war eine reiche Gräfinn, die jährlich eine ansehnliche Summe unter die Hausarmen austheilte, und von dieser Gutthäterinn der Menschheit erhielt Vodevil den nöthigen Unterhalt für Adelaiden und ihre Mutter.

Die Art, mit der Vodevil den Unglücklichen diese Nachricht hinterbrachte, zeichnete sein vortrefliches Herz aus.

Sie haben mich, so sagte er: zu Adelaidens Mutter, sie haben mich immer ihrer Freundschaft gewürdigt, werden sie nicht böse auf mich, wenn ich etwas auf die Rechnung ihres guten Herzens gewagt habe. Hier schwieg er, und überreichte die Versicherung der jährlichen Pension. Eine Schamröthe überzog seine Wangen, und eine Thräne floß aus seinem Auge — als er fortfuhr — verzeihen sie mir, daß ich es wagte, sie so zu erniedrigen — ich hab noch nie ihre Freundschaft beleidigt, noch nie mich ihrer Hochachtung unwerth gemacht. Dieses ist der erste Fehler, den ich auf ihre Nachsicht zu begehen wagte, und mein Herz wird mich rechtfertigen. Bey diesen Worten stunde er schnell auf, verließ die Unglücklichen, um ihnen eine Dank-

sagung

sagung zu ersparen, die manchem empfindsamen Herzen die Lage seiner traurigen Umstände nur zuviel erneuern könnte.

Wohlthätig seyn, und wohlthätig mit Gefühl seyn, ist sehr verschieden; der Mensch, der seinen leidenden Bruder seine Wohlthat fühlen läßt — ist ein grausamer Wohlthäter. Geben, ohne zu erniedrigen, schenken, ohne ein empfindsames Herz zu beleidigen, das heißt wahre Herzensgröße, wahre Güte der Seele, und ist die Kunst des Gefühles. Sehr wenige Menschen sind auf diese Art wohlthätig.

Ich kannte einen Mann, zu dem einstmal ein Unglücklicher auf das Zimmer trat, als eben mehrere Personen da waren. Der Arme erröthete sogleich, uud schlug die Augen tief zu Boden; allein der Menschenfreund wußte sich seiner Zerstreuung mit Herzensgüte zu gebrauchen. Sie haben nicht Ursache, sagte er: daß Sie erröthen, denn Sie stören mich wirklich nicht, und ich wollte in dieser Stunde nach Ihnen schicken: denn als Sie gestern bey mir beym Spiel waren; so vergassen Sie ihren Beutel, den ich Ihnen zurücksenden wollte, Hier gab er ihm den Beutel, und sprach

so

so viel, daß er dem Armen keine Zeit ließ, ihm zu danken, und niemand von der Gesellschaft wußte ein Wort von der Gutthat, als ich, weil sie mir der Unglückliche erzählte.

Unser Herz muß dem Unglücklichen nie zu erkennen geben, daß wir dem Geschenke, das er von uns empfängt, einen Werth beylegen.

In unsern Augen muß er weder Verachtung, noch Erniedrigung lesen, und unser Blick muß ihn nicht mit Vorwürfen seines Unglücks kränken, denn sonst höret Wohlthat auf, Wohlthat zu seyn, wenn man sie so theuer erkaufen muß.

Ich höre auch die Prahlerey der Menschenfreunde nicht gerne: ich hab jenem dieses gethan, diesem jenes — hast du Gutes gethan, so prahle dich vor den Menschen nicht: der die Herzen der Sterblichen kennt, dem sind deine Wohlthaten nicht verborgen — und sonst soll sie niemand als er wissen.

Zur Erden gestreckt dankte Adelaide dem Himmel für die unverhoffte Unterstützung, und Gefühle der Dankbarkeit wallten in ihrer Seele zum Himmel für Bodevil auf.

Nun,

Nun, liebe Mutter! sagte Adelaide: sind wir doch dem äußersten Elende entrissen; dieses Geld und meine Arbeit setzt uns in bessere Umstände. Denn schlung das gute Mädchen die Arme um den Hals ihrer Mutter, und ein seelenvoller Kuß drückte die Sprache ihres Herzens aus.

Vodevil besuchte täglich Adelaiden, und in der Gesellschaft dieses würdigen Freundes lebten sie die Tage ihres Lebens im Stillen hin.

Allein auch die Blume, die in einsamen Thale blühet, locket das Aug des Wanderers auf sich, wenn Wohlgeruch um die Gegend düftet, wo sie die Natur erzogen; so gieng es auch mit Adelaiden.

Adelaidens Eingezogenheit, und des Mädchens seltne Stütze zogen die Bewunderung mancher Menschen auf sich.

Es giebt Leute, die die unverschämtesten von der Welt sind, und dennoch die Eingezogenheit bey anderen lieben, als wäre diese Achtung ein Tribut, der der Tugend gebührte, und den das Laster selbst derselben nicht verneinen kann.

Wenn

Wenn doch die Mädchen wüßten, oder fühlten, will ich sagen: wie die Eingezogenheit die jugendliche Reitze erhöhet, sie könnten sich niemals ihr entreissen. Eine schuldlose Stirne, ein Aug voll Seele, ein Mund, den die Koquetterie noch durch keine Verzehrung entstaltet — eine Wange, wo die Tugend noch mit der Rose spielt, die sie ziert. Ach! welches Bild gegen das unverschämte Wesen der Buhlerinn. Ihr ungestaltes Aug, ihre lächelnden Lippen, ihre von den Blumen der Tugend entblätterte Stirne, ihre gemalten Wangen, wo die Lüge thronet, und die Falschheit sich unter der Schmünke deckt. Ach! welches Bild! zur Schande der Natur hat es das Laster gezeichnet, und der Pinsel der Folge des Verbrechens verunstaltet es mit den schwärzesten seiner Farben.

Adelaidens Bildniß war nicht dieses: ihre Züge waren, die der Unschuld und der Tugend — eine Menge lüsterne Wollüstlinge, denen die Natur nichts als Reichthum beschied, zankten sich um Adelaiden, und jeder wollte ihr mehr glänzende Anerbietungen versichern.

Adelaide, die den Werth der Tugend kannte, und Ehre mehr als Reichthum liebte, schlug mit edlem Stolze jede ihrer Anerbietungen aus.

Die Menschen, rief Adelaide auf: müssen doch recht böse seyn — denn als ich reich war, so bezeigten sie mir Ehrfurcht, und itzt, da ich arm bin, verachten sie mich, und wagen es, mich zu entehren — o ihr Elende! wie sind doch eure Herzen verdorben!

Ihr vergesset die Heiligkeit der Armuth, und waget es, mit ehrvergessener Seele einem armen Mädchen Anträge zu machen, über die meine Wangen erröthen müssen.

Adelaide dachte noch mit beklemmter Seele über die Bosheit der Menschen nach, als der Zufall einen Jüngling mit edler Bildung auf ihr Zimmer führte. Vervil war sein Name. Er kam nach der Hauptstadt, um seine Seele vollends auszubilden.

Mit Anstand entschuldigte Vervil seinen Irrthum, und wünschte sich doch zugleich Glücke, daß ein seliger Zufall ihn in ein Ort wies, wo er eine so edle Seele, wie Adelaide, kennen

nen lernte. Er sagte noch tausend artige Sachen mit vielem Anstand und Geist, und entfernte sich wieder mit aller Eingezogenheit.

Vervil war der einzige Sohn eines Mannes vom Adel, der einzige Erbe eines unermeßlichen Vermögens. Sein Gesicht war angenehm, seine Bildung schön, sein Körperbau schlank, und seine gute Seele sprach durch sein sanftes Auge.

Mitten unter den rauschenden Freuden der Welt genoß sein Herz die stille Zufriedenheit des Weisen, und athmete nach dauerhafteren Gütern, als denen, die Wollust und Laster der Jugend anbieten. Gegen das schöne Geschlecht war er bisher äußerst gleichgültig, und ehe er Adelaiden sah, konnte sich kein Mädchen noch schmeicheln, daß sie Ansprüche auf Vervils Herz hatte.

Adelaide war die erste Schöne, die des Jünglings Ruhe störte. Ihre ungeschmückte Schönheit, die Einfalt ihrer Kleidung, Adelaidens ganzes Wesen war in Vervils Seele. — Schüchtern begehrte er die Erlaubniß sie öfters zu sehen. — Adelaide wollte nicht, aber

Ver-

Vervils Zudringen, seine tückenlose Miene, die Versicherung seiner unverfälschten Absichten zwangen Adelaiden eine Erlaubniß ab, die bisher noch keine Mannsperson von ihr erhielt, die Erlaubniß sie zu besuchen.

Ganz betäubt kehrte Vervil in seine Wohnung zurück, und Adelaidens Bild war noch so lebhaft in seinem Herzen, als hätte sie die Gottheit seiner Seele eingepräget. Wer wird die sanfte Unruhe schildern können, die Vervil die langen Stunden der Nacht über empfand? Wer kennt den Eindruck der Simpathie, die in einem Augenblicke mit so vieler Macht auf zwo Seelen zu wirken im Stande ist? —

Adelaide war nicht minder unruhig als Vervil. Vielleicht, dachte sie, hab ich in Vervil den liebenswürdigen Sterblichen gefunden, den mein Herz schon so lange suchte: aber Adelaidens traurige Lage schlug alle aufkeimenden Hoffnungen wieder in des Mädchens Seele zu Boden, wenn sie dachte, daß sie arm und verlassen war.

Die Zeiten, sagte sie: sind ja nicht mehr, wo tugendhafte Jünglinge, gleichgestimmte

Seelen aufsuchen: Geld, Absicht sich in eine Familie hineinzudrängen — Eigennutz ist die Triebfeder der Männer, wenn sie sich Mädchen zu Weibern wählen. O Adelaide! was wird aus dir werden?

Nichts fehlte dir mehr, die Größe deines Unglückes zu vermehren, als daß du auch lieben mußtest. Armes Herz! was wird aus Adelaiden werden? — Kann Vervil nicht auch einer der Falschen seyn, der seine unedle Absicht vielleicht mit dem Firniß einer guten Erziehung zu decken weiß? — der — aber nein — es wäre Vervil beleidigen — Vervil wird kein Betrüger seyn.

In diesen Gedanken brachte Adelaide die Nacht über zu, als sie die aufgehende Sonne aus ihrer Träumerey weckte, und dem Mädchen verkündigte, daß der Frühlingsmorgen schon den Landmann erfreute.

Adelaide verließ ihr Lager, und eilte am frühen Morgen zur Stadt hinaus aufs offne Feld, und suchte Freyheit für ihre Seele, und Ruhe für das wunde Herz.

Noch beugten sich unter den glänzenden Tropfen des Morgenthaues die Feldblumen zu Boden, und es schien, als begrüßten sie mit Ehrfurcht die Monarchinn der Gestirne, die aufgehende Sonne.

Balsamgerüche düfteten von den Stauden, und der Vögelgesang tönte angenehm im Gebüsche. — Wonne floß mit dem rieselnden Bach, und Freude rauschte mit dem Strome für fühlende Herzen. So schön als an diesem Morgen sah Adelaide noch nie die Welt, und so sanft waren ihre Nerven noch nie gestimmet zu den Eindrücken der Natur.

Gleiches Gefühl war in Vervils Herzen, der ebenfalls wie Adelaide bey der Morgensonne schon wach war, und einsame Gegenden aufsuchte, um seine Liebe zu nähren.

Die reinste Sympathie ist zwischen Natur und Liebe. Edle Liebe giebt der Seele die schönste Stimmung, sie verkehrt unser ganzes Wesen, und macht unser Herz zu den Eindrücken jeder Blume empfänglich.

Die Natur bekommet Reitze für die Liebende. Wohlwollen für jedes lebende Geschöpf

schöpf erwacht in der sanften Seele, und Harmonie ist im Ganzen.

Liebe ist das edelste der Gefühlen. Lieben und immer Lieben ist die Seligkeit der Geister, und die große Bestimmung der Sterblichen. Ins Buch der Natur schrieb sie die Gottheit mit unauslöschlichen Zügen, und heiligte den Sterblichen, der sie liest und fühlet.

Liebe ist die mächtigste der Leidenschaften. Hätten die Gesetzgeber ihre Gewalt von jeher gekannt; hätten sie gewußt, die Herzen der Menschen durch sie zu leiten, und die Welt würde weniger unglücklich seyn.

Allein diese Liebe, von der ich rede, ist nicht die, die der Wollüstling Liebe nennet: ich verstehe nicht jenes erniedrigende Gefühl des thierischen Genußes, das so vieles Uebel unter den Sterblichen verursacht, sondern ich verstehe jene sanfte Empfindung gleichgestimmter Seelen, jene Harmonie zweyer Geschöpfe, jenes göttliche Gefühl, das unser Daseyn erhöhet, jene magnetische Kraft, die durch die Seele auf Seele wirkt, die unsere Einbildungskraft würdig erhöhet, die unserm Verstand einen feurigen Schwung giebt, die die Natur

um uns her verschönert, unsere Seele zum Gefühl gegen jedes Geschöpf herabstimmt, mit einem Wort: ich verstehe jene reine Flamme der Seele, die die Gottheit selbst in unsere Herzen legte, um uns die Größe seiner Güte kennen zu lernen, und die einst, wenn wir diese Hülle des Körpers werden abgelegt haben, uns zur geistigen Einigwerdung hinleiten wird.

Es ist dieses eine Sprache, die zwar wenig verstehen werden, denn auch nur wenigen ist es vergönnet, die Süßigkeit von dieser Quintessenz des menschlichen Gefühles zu kosten.

Wollust hat das Herz unserer Jünglinge schlapp gemacht; die Nerve hat ihre Spannkraft verlohren, und ist zu den sanftern Eindrücken nicht mehr empfänglich. Koquetterie hat die Seelen unsrer meisten Mädchen verdorben, ihr Geist ist ganz materiel, und Seelengefühl kann unter dieser Maße nicht wirken.

Mir schauderts beym Anblick so vieler Bildersäulen ähnlichen Figuren, die zwar schön geschnitzt, aber so ganz ohne Seele sind. An scheckigten Bändern, und an Federbüschen hängt ihr Herz, das sich noch nie zu sanften Empfindungen der Natur geöffnet hat.

Da-

Da taumeln sie herum bey lärmenden Tänzen, um die wenigen Fibern, die noch in ihren schwachen Gehirn zu einem vernünftigen Eindruck empfänglich wären, gänzlich in Unordnung zu bringen.

Dann öffnen sie ihre Ohren, die noch nie die Stimme der Nachtigallen gehört haben, den abgeschmackten Tölpeleyen der Stutzer, bilden sich ein, daß man sie zu Gottheiten erhebt, und hören die Schelle nicht, die an der Narrenkappe ihrer Anbeter klingelt.

Unter dieser Reihe von Thörinnen konnte man Adelaiden nicht zählen, die sich durch ihr edles Gefühl sowohl als durch die Erhabenheit ihrer Seele weit über die Mädchen ihres Alters erhob.

Vervil, der denselben ganzen Morgen über sich nur mit Adelaiden beschäftigte, wagte es endlich der Theuresten seiner Seele, das Innerste seines Herzens zu entdecken.

Was fehlt Ihnen wohl, Adelaide! sagte Vervil: ihre Wangen sind blaß — ihre Augen sind trübe — Gott! es wird Ihnen doch nichts Böses begegnet seyn, ihre Gesundheit ist meinem Herzen so theuer — ihr Wohl so nah

an meiner Seele — so sprach Vervil, und wagte es noch nicht die Heftigkeit seiner Empfindungen dem guten Mädchen zu entdecken, aber das, was Vervils Blick Adelaiden sagte, war mehr, als was die Lippen des Sterblichen sagen können. — Adelaide las an Vervils Stirne, wie sehr sie der Jüngling liebte.

Es giengen Tage vorüber, und Vervil war noch immer muthlos, und getraute sich nicht, bey dem Mädchen von seiner Liebe zu sprechen.

Es fügte sich aber, daß einst Vervil und Adelaide das Vergnügen eines Sommerabends genossen. Hand an Hand giengen sie sprachlos durchs blühende Kornfeld. Adelaidens Mutter gieng an ihrer Seite, und Wonne der Seele floß durch das Herz der Liebenden bey den Auftritten der heiligen Natur. Schon überzog die Dämerung mit ihrem Schleyer die schlummernden Felder, der Mond streute blasses Licht in der Entfernung, und der Zephir wiegte die Blumen ein. Eine feyerliche Stille verherrlichte den entzückendsten Anblick, am Geisblattlaube öffnete sich die Blume, und streute Wohlgerüche umher, und der Westwind jagte mit sanften Fitigen Berauschung aus dem Becher des Nachtsveicheleins auf die

Vor-

Vorübergehende hin. Wie doch dieser Abend so schön ist, fieng Vervil an, und doppelt schön, weil mir das Schicksal vergönnte seinen Genuß an Adelaidens Seite zu fühlen. — Wie doch die Natur für den Menschen öde seyn muß, der immer einsam, nur sich selbst überlassen, diese wonnevolle Hainen durchwandelt. — Es ist doch so was herrliches um das Theilnehmen, — ach, Adelaide! wie würde dieser Abend alle seine Reitze für mich verliehren, wenn ich den Gedanken aus meinem Herzen reissen müßte, das Adelaide dieses alles mit mir genösse. —

Sympathie hat der Schöpfer in unsere Herzen gelegt, und alles das, Adelaide — was ich diesen Abend fühle — überzeugt mich, daß ich Sie liebe — verzeihen Sie mir diesen Ausdruck — er kann nicht Beleidigung für Sie seyn — denn die Gottheit sieht mein Herz — und kennt meine Absicht — hier drückte Vervil Adelaidens Hand an sein pochendes Herz, ach! sie müssen doch gestehen, theuerstes der Mädchen! fuhr er fort, daß die Welt keine Seligkeit ohne Freundschaft, ohne Liebe kennt, diese Seligkeit will ich hiernieden durch Sie genießen, Sie meine Gattinn, meine Freun-

dinn

dinn nennen, die einzige, für die ich lebe — Adelaide! könntest du mich zurückstossen — könntest du ein Herz verschmähen, das mit reiner Absicht dich liebt, das ohne dich keine Seligkeit fühlt, und mit dir in Edensgegend versetzt wird — sprich Adelaide — — was sagt dein Herz — was kann Vervil von dir hoffen.

Hier schwieg Vervil — und das edle Gefühl seines Herzens — seine ehrfurchtsvollen Ausdrücke setzten Adelaiden ganz in Verlegenheit. — Adelaide seufzte — Vervil! sagte sie: was thun Sie? Sie sind nicht klug; wenn Sie meine Lage kennen werden, so wird ihre Liebe, guter Mann! bald verschwinden. Ich war reich, und eine Menge von Liebhabern umflaterte mich, aber unter dieser Menge war kein würdiger, der meine Achtung verdiente, nun bin ich arm, und mein Schicksal setzte mich auf die empfindlichste Probe. — Ich besitze gar nichts, Vervil! was eines Jünglings Herz an mich heften soll — hören Sie also, Vervil! und öffnen Sie den Schleyer, der ihre Augen deckt — meine Schönheit ist längst wie die Rose verblühet, wenn der Sturm durch den Garten wüthet — Gram und Unglück hat aus meinen Wangen die Freude getilget.

tilget. Ich bin arm, bin ohne Stand, was wollen Sie mit so einem Mädchen machen? was kann ich Ihnen geben? nichts als ein gefühlvolles Herz, das traurigste Geschenke für Unglückliche. —

Vervil! eine unbehutsame Leidenschaft reißt Sie hin, lassen Sie ihr aufwallendes Geblüt wieder ruhig seyn. — Die Verblendung wird verschwinden, ich bin Vervils Freundinn, und kann nicht zugeben, daß die Empfindsamkeit seines Herzens ihn zu einem Schritt verleite, der ihn vielleicht seine Tage durch unglücklich machen könnte. — Vervil hörte mit Erstaunen Adelaiden zu — Hoffnung und Furcht wechselten auf seinen Wangen — sein Herz widerlegte Adelaidens Gründe, und bewegende Sanftmuth war auf seinen Lippen, und rechtfertigte die Thräne, die in seinem Auge war. Sie sind arm, sagte Vervil: aber Sie sind nicht unglücklich, wer Adelaidens Herz hat, kann nicht unglücklich seyn — ich bin reich, aber was nützen sie mir, diese Reichthümer? kann ich mir ein Herz, eine Freundinn um sie kaufen?

Lasten müssen mich diese Schätze — denn sie rauben mir mehr als mein Leben, sie rauben mir Adelaiden, wäre ich arm — so würdest

dest du mich vielleicht nicht verschmähen. — Ich würde dir nichts geben können als ein Herz — und Adelaide würde es annehmen. — Du würdest mit mir fliehen, meine Hand würde dich nähren, du würdest sie annehmen, und nun — —

O Adelaide! glaubst du denn nicht, daß man ehrlich und reich seyn kann — glaubst du denn, daß das Gift des Verderbens in jeder Nerve des Reichern nagt? Reichthum hat nie einen Werth in Vervils Augen, nur liebe ich Schätze, wenn ich dich Adelaide und deine Mutter glücklicher machen könnte. —

Denke doch, gutes Mädchen! mein Leben hängt ganz an dir, entscheide über mein Schicksal — lerne meine Denkart kennen, Vervil sucht kein Weib — er sucht eine Gattinn, eine Freundinn — und sollte er diese an Adelaiden nicht finden. —

Bey diesen Worten fiel Vervil zu den Füssen von Adelaidens Mutter — von Ihnen, rief er, würdige Frau! von Ihnen hängt Vervils Schicksal ab — ich lese es in Adelaidens Auge — ein Wink von dir, Würdigste der Sterblichen! wird mein Schicksal entscheiden.

— Ach!

— Ach! könnet ihr zu meinen Bitten unfühlbar seyn, so hab ich mich betrogen, daß ich euch empfindsame Herzen zudachte — und ich will die Stunde fluchen, in der die Natur den Keim zur Empfindsamkeit in meine Seele legte. — Unglückliche! könntet ihr an meinen Absichten zweifeln — so will ich diese düsterne Nacht zum Zeugen meiner Schwüren nehmen — nie soll mein Herz diese sanften Eindrücke mehr fühlen, nie empfinden, was Menschenwonne ist, wenn Vervil Adelaiden betrügen könnte.

Adelaidens Mutter ward durch Vervils Vorstellung gerührt — ich hoffe, sagte sie, Vervil! daß ihre Miene nicht betrügen wird, es ist Ihnen erlaubt Adelaiden zu besuchen, hat der Himmel eure Herzen zur Vereinigung geschaffen — so wird er auch seinen Segen geben.

Seit dieser Stunde flossen die Tage der Liebenden, wie die der Frühlingstage dahin, und nichts störte das Glück ihrer Seelen. Jeden Tage besuchte Vervil Adelaiden, jeden Tage fühlte sein Herz neue überzeugung, wie sehr er Adelaiden liebte. Ein Jahr war vorüber, aber das neidische Schicksal fieng an Adelaiden wieder zu verfolgen. — Ihre Gutthäterinn, die Gräfinn, von der sie die jährliche

Pen-

Pension zu genießen hatte, starb, und versetzte sie wieder in die erbarmungswürdigsten Umstände. Vervil, der die Armuth seiner Geliebten, nicht sehen konnte, unterstützte nach seinen Kräften Adelaiden, und entlehnte unter dem Namen seines Vaters eine ansehnliche Summe Geld von einem Wechsler.

Vervils Vater bekam hievon Nachricht, und sein väterliches Herz besorgte, Vervil könnte sich den Ausschweifungen seiner Jugend ergeben, er schrieb, und bittere Vorwürfe füllten das Blatt, das Vervil empfieng. Wie vom Donner getroffen war Vervil, als er den Brief von seinem Vater erhielt. Die Munterkeit floh von seiner Stirne, die Rose welkte an seiner Wange, und der nagende Gram, der sein Herz durchwühlte, malte bald die fürchterlichen Züge des Harms in Vervils Bildung.

Das einsamste Ort in der Gegend suchte der gute Jüngling oft auf, um sich ganz seinen Schmerzen zu überlassen, dort, wo keines Menschenaug ihn sah, dort flossen seine Thränen, und seine Seufzer ertönten in einsamen Gebüschen — wie? ich sollte sie verlassen, rief er auf — sie, die Beste der Sterblichen, nein — so lange Vervil lebt, wird er

Adelaiden nicht verlassen. — Ach, Bester der Väter! könntest du mein Herz — könntest du Adelaiden sehen — unsere Thränen würden deinen Zorn entwaffnen, unsre Liebe deine Seele bewegen. So seufzte Servil, und die Thränen, die aus seinen Augen flossen, tränkten die Blumen, die bey seinen Füßen sympathetisch mit ihm dahin welkten. — —

Adelaide bemerkte wohl, daß etwas außerordentliches in Vervils Seele vorgehen müsse, allein ohngeachtet ihres zärtlichsten Zudringen, konnte sie von Vervil die Ursache seines Kummers nicht erfahren.

Der Winter war vorüber, und die angenehmen Täge des Frühlings stiegen wieder aus heiteren Wolken auf die Erde herab, als eines Tages Vervil und Adelaide in der Gartenlaube sassen. — Stille herrschte in der Gegend — und sprachloses Sehnen war die Sprache der Liebenden — nichts störte sie in ihren angenehmen Träumereyen, als die Grasmücke, die im benachbarten Gebüsche sang. Froh und munter schwang der kleine Vogel sich auf elastischen Zweigen, sein Weibchen saß neben ihm, und Ausdruck der Liebe war in ihrem Gesang.

Vervil

Vervil horchte mit Seelengefühl den Singenden zu — endlich ergrif er Adelaidens Hand, legte sie in die seine — und sein Herz schlug stärker — und heftige Bewegungen verriethen sich in seinen Zügen, sein Blick war starr auf die Grasmücke geheftet — Adelaide! rief Vervil auf: hörest du, was diese Thierchen sich sagen, mir däucht, ich verstehe ihre Sprache — ihre Seelen sind gleich einem ruhigem Gewässer, das den leichten Eindrücken der Weste sanft nachgiebt, ihre Seele empfindet die sanften Regungen des Gefühls, die wonniglichen Erschütterungen der schuldlosen Natur, sie kennen die grausamen Kämpfe jener stürmischen Leidenschaften nicht, deren gewaltiger Ungestümm die Seelen der Sterblichen erschüttert — nie hat Scheelsucht den Glanz ihrer Augen getäubet, nie Haß seine schwarze Fackel in ihren kleinen Busen geschüttelt — so sagte Vervil, und als er noch so sprach, so stieß ein räuberischer Geyer, wie ein Pfeil auf die Grasmücke, und raubte den singenden Vogel seiner Gattinn — röchelnd fiel sie vom Baume, und starb bey Vervils Füßen. Dieser Zufall erschöpfte gänzlich Vervils leidendes Herz, welches ohnehin schon bis auf den äußersten Grad des Schmerzens gestimmt war

— er

— er sank ohnmächtig in Adelkidens Arme — nach einer ziemlichen Weile erholte sich Vervil wieder — sie ist todt, rief er auf: die arme Gattinn — des guten Vogels — entrissen ist sie dem Gatten — auf ewig entrissen — aber dich Adelaide — dich — bey Gott — nein — dich soll niemand meinem Herzen entreissen — Vervil lebt ja noch — was ist Vervil ohne dich — — laß mich dich noch sehen — laß mich sterben — — — — armer Vogel — arme Grasmücke. —

Auf solche Art schwärmte Vervil eine Zeitlang, bis er endlich von seiner Betäubung vollkommen zu sich kam. — Adelaide drang in ihn, sie wollte Aufklärung über die Seltenheit seines Betragens, und Vervil fieng so zu Adelaiden an:

Du weißt es, Mädchen meines Herzens! daß meine ganze Seele an dir hängt, daß ich dich liebe, so liebe, als je ein Sterblicher geliebt hat, lange hast du dich schon bemühet das Geheimniß aus meinem Herzen zu reissen, das bisher mit Wehemuth meine Tage bestreuet hat, nun wohl! so wisse mein ganzes Unglück — hier lies und bedaure deinen armen Vervil — bey diesen Worten überreichte

Ver=

Vervil seinem Mädchen die Briefe, die er von seinem Vater erhielt. — Adelaide durchlas sie mit trocknem Auge, und mit einer Herzenskälte, die Vervil in Verzweiflung setzte. Nach einer Weile von Ueberlegung — rief sie auf — verlassen sie mich, geliebter Vervil! ersticken sie eine unglückliche Liebe, die ihre Tage verbittern würde, folgen sie dem Willen ihres Vaters, die Rechte der Natur sind die heiligste.

Vervil. Ich kenne keine heiligere Rechte, als die der Liebe — ich lebe für dich Adelaide — ich will für dich sterben. —

Adelaide. Wie doch die Leidenschaften den Menschen verblenden können, armer Vervil! stärke dein schwaches Herz, und vergesse deine Pflicht nicht — wir wollen uns nicht mehr sehen, Vervil! wie grausam wäre es, wenn ich die Lebenstage deines Vaters verbitterte — nein, Adelaide will die Ruhe eines ehrwürdigen Greisen nicht stören. Vervil! Sie sollen mich nicht mehr sehen — ich will es.

Vervil. Ich soll dich fliehen! wohl, so flieh mit, eine Einöde soll uns aufnehmen — ein gutthätiger Felsen uns vor den Verfolgungen der Menschen schützen — die Erde will

ich

ich mit meinen Händen pflügen — die Natur zwingen, daß sie ihren fruchtbaren Schoos für uns öffne, wir werden arm, aber glücklich seyn. — Es ist für dich, Adelaide! daß ich arbeite — und du kannst mich verlassen?

Adelaide. Sie schwärmen Vervil — Sie lieben mich, ich bin's überzeugt, aber ihre Leidenschaft erhöht ihre Einbildungskraft durch blendende Phantasien. — Vergessen sie die Tugend nicht, Vervil! nicht die Achtung, die Sie einem armen Mädchen schuldig sind. — Ich werde meine Mutter nie verlassen — leben sie wohl, vergessen sie Adelaiden — glauben Sie, Vervil! mein Herz leidet, als ich Ihnen dieses sage. Leben Sie wohl — die Tugend fodert unsere Trennung, lebe wohl, rief Vervil — aber nein sagte er wieder — und wollte Adelaiden umfassen, die aber schon eine Weile nicht mehr da war, und sich auf ihr Zimmer zurück gezogen hatte.

Vervil war aus seiner ganzen Fassung — und wie ein Verzweifelnder eilte er zurück in seine Wohnung, und das Lebewohl, das er aus Adelaidens Munde hörte, tönte noch immer in seinem Ohr, wie der Ausspruch des Todesurtheils in der Seele eines Verurtheilten.

Ver-

Vervil saß eine Weile voll Betäubung da; er wußte nicht, ob die glücklichen Tage, die er in Adelaidens Umgang genoß, Träume, oder Wirklichkeit waren.

Wo bin ich denn nun, rief er auf — und wohin sind die Stunden meines Glückes? Wo ist Adelaide? ist sie ewig für mich verschwunden? — Armer Vervil! zu welchem gränzlosen Elend hat dich dein Schicksal verurtheilt! — alle diese schöne Tage der Liebe waren also blosse Träumereyen für mich! — alles das Glück, das meine Einbildungskraft mir mit so lebhaften Farben darstellte, eine Täuschung! —

Sagte mir denn Adelaide nicht, daß sie mich liebte? Liebte — o nein — Adelaide hat nie geliebt, — kann man lieben, und verlassen? — Ich Unglücklicher! alle Hoffnung ist für mich verlohren — aber meine Liebe nicht. Diese schlägt noch in jedem Pulsschlage, fließt noch in jeder Thräne aus, athmet noch in jedem Seufzer — laß mich denn klagen, grausames Mädchen! wenn du auch meine Thränen nicht siehest, wenn du auch meine Seufzer nicht hörest. — Die Welt ist für mich schon öde, wie das Grab, alles um mich her ist traurige, leblose Einsamkeit, nur der Tod

ist noch meine Hoffnung; täglich seufze ich ihm entgegen, was soll ich in einer Welt, wo eine Adelaide für mich nicht mehr seyn soll! — warum, und wozu sollte ich noch leben? um zu seufzen, um Thränen zu vergießen, um jeden Tage den Tod zu wünschen? — Ach! wäre ich nie glücklich gewesen, ach! hätte ich Adelaiden nie gekannt! — wie schnell seyd ihr entflohen, ihr süssen, angenehmen Träume! — mit welcher Dunkelheit habt ihr euch geendiget, ihr Frühlingstage meines Lebens! — wo sind sie, die geliebten Phantasien der Zukunft, wo die Tage, wo jede Minute gülden, jeder Augenblick selig war! — So verkündigt ein trügendes Morgenroth dem sorglosen Landmanne den schönsten Tag, und gähling steigen Wolken auf, und ein Gewitter stört seine ländliche Freude — stört — ja aber nur eine Zeitlang — und für mich ist mein Glück auf ewig zerstört — auf ewig verlohren. —

Bey diesem Ausdruck stürzte Vervil auf sein Lager hin, und die Grösse seines Schmerzens beraubte ihn eine Zeitlang des Gefühles seiner Sinnen. —

Binnen der Zeit kam Vervils Vater nach der Stadt, er suchte seinen Sohn auf, und fand ihn in dem Posthause in dieser Lage.

Eine ziemliche Weile stund Vervils Vater vor seinem Sohne, der noch immer außer sich, wie in einem tiefen Schlummer lag, und wußte nicht, was er denken sollte. — Die Blässe, die Vervils Wangen deckte, der Kummer, der an seine Stirne geschrieben war — die Thräne, die noch in seinem Auge zitterte, alles dieses ließ ihn nicht viel Gutes vermuthen.

Der Alte setzte sich an Vervils Seite, er nahm seine Hand in die seine — und rief ihm leise in das Ohr: — Vervil! dein Vater, den du liebst, der suchet dich. —

Vervil öffnete die Augen, sah ihm starr ins Gesicht, sammelte seine Kräften, und schlang seine Arme um seinen Hals, o mein Vater! mein Vater! dieses war alles, was er sagte. —

Unglückliches Kind! — in welcher Lage muß ich dich finden! — Vervil, wie bist du entstaltet! — hast du die Tugend verlassen, Unglücklicher!

Vervil. Nein, Vater, nein — ich war immer ihren Grundsätzen getreu, ich fühlte noch niemas den Werth der Tugend so sehr, als ich ihn itzt fühle — aber ich bin unglücklich, äußerst unglückfich — ich liebe. —

Vater.

Vater. Ich weiß es, das du liebst, und darum bin ich hier, um dich den Fallstricken einer Buhlerinn zu entziehen, die dich in das Verderben reißt.

Vervil. Beleidigen Sie Adelaiden durch diesen Ausdruck nicht, Vater! sie ist das tugendhafteste Mädchen, sie befahl mir selbst sie zu verlassen, und Ihnen zu folgen — aber Vater! — wenn Sie je die Liebe gefühlt haben — Erbarmen über mich — und Schonung meinem leidenden Herzen.

Vater. Fasse dich Sohn! die Entfernung wird deine Seele heilen; in dem Schoos deiner Familie wirst du wieder aufblühen. —

Vervil. Wie, Entfernung! — ich sollte mich von Adelaiden entfernen — Sie wollen also diese Liebe nicht? —

Vater. Nein Sohn!

Vervil. Und welche Gründe?

Vater. Soll ich dir Rechenschaft von meinem Willen geben? —

Vervil. Sehen Sie mich zu Ihren Füßen, lieber Vater! — haben Sie Erbarmen mit ihrem Sohn! — hier will ich nicht mehr

aufstehen, als bis ich sie erweichet habe — ich will sterben, hier bey Ihren Füßen will ich sterben, nur zwingen Sie mich nicht Adelaiden zu entsagen.

Vater. Unglücklicher! hast du denn keine Liebe für deinen Vater mehr, geh — ich will nichts von dir wissen, folge nur deiner thörichten Leidenschaft — und bringe die Tage deines Lebens in Armuth und Elend zu.

Vervil. Entschuldigen Sie doch, bester Vater! mein armes Herz, entschuldigen Sie die Verzweiflung, in der ich bin — warum wollen Sie mich von Adelaiden trennen? Ist sie nicht vom so guten Stande, als ich? — Sie ist arm — aber sie ist tugendhaft — ist denn Armuth ein Verbrechen? — O könnten Sie sie doch sehen — wie sanft, wie liebenswürdig das Mädchen ist — ach! Sie würden ihren Sohn nicht mehr von sich stossen — Adelaidens Blick würde Ihr Herz erweichen, Sie würden unsre Liebe segnen.

Vervils Vater sah wohl ein, daß alle Vorstellungen vergebens waren, er gieng fort, versperrte seinen Sohn, ließ anspannen, und zween gemiethete Kerls bemächtigten sich des

armen Vervils, trugen ihn in die Kutsche, die eilfertig fortrollte.

Vervil war etlichemal unter der Reise ganz außer sich, aber sein Vater machte sich nichts aus der Sache, und dachte, daß Zeit und Umstände alles ändern würden.

Allein kaum war Vervil in dem Schoose seiner Familie, als Kummer und Verdruß den Unglücklichen abzehrten, die heftigsten Bewegungen seiner Seele, der innerliche Drang seines Herzens verursachte bald, daß Vervil ganz von Kräften erschöpfet, in den erbarmungswürdigsten Zustand kam, ein heftiges Fieber zehrte die wenigen Kräften des Jünglings vollends auf, und nach kurzen Tagen war sein Leben in Gefahr.

Wie eine Leiche lag Vervil ganz außer sich auf seinem Krankenbette. — Keine Stimme entfloh seinem Mund, keine Klage über seinen elenden Zustand, nur hörte man zuweilen, daß er mit Adelaiden sprach. Bald werde ich dich sehen, rief er einst, bald werde ich immer um dich seyn können — meine Seele fühlt es schon, daß die Stunde nahe ist, in der ich diesen Körper ablegen werde — denn

wird

wird mein Geist bey Adelaiden seyn — sie auf dieser Durchreise, wie ein Schutzgeist begleiten — und denn werde ich dich jenseits der Grube erwarten.

Alle Aerzte verzweifelten an Vervils Wiedergenesung, und einstimmig stellten sie Vervils Vater vor, daß sein Sohn ohne Adelaiden verlohren sey — die heftigste Leidenschaft sagten sie, ist die Ursache von Vervils Krankheit, nichts wird den Unglücklichen herstellen, als Adelaide. —

Krankheiten der Seele heilt kein wohlthätiges Kraut, und die Arzeney kennt keine heilende Wurzel für die Wunden des Herzens. —

Veroil ist verlohren — so war die Sprache der Aerzte — und wie vom Donner getroffen sank Vervils Vater auf seinen Lehnstuhl zurück.

In diesem Augenblicke war nun Vaterliebe in seinem Herzen, er vergaß alle Beweggründe seines Verfahrens, und die Natur siegte über Adel und Vorurtheil — die bittersten Vorwürfe erwachten in seiner Seele. — Ich Unsinniger, rief er auf, ich bin der Henker meines Kindes — ich bin's — unglücklicher

Vervil! der dich in diesen Zustand gesetzt hat. Ich hab dir also das Leben gegeben, um es dir wieder grausam zu rauben — ach! warum wollte ich denn die heiligen Bande trennen, die die Tugend knüpfte! — warum gab ich denn der Stimme des Eigennutzes Gehör! — warum dem Vorurtheil eines alten Herkommens, sind wohl Ahnen nöthig um glücklich zu seyn, ist nicht die Tugend der älteste Adel? ach! mein Sohn, mein lieber Sohn! ich werde dich nicht lange mehr überleben — ich werde mich von einer Bürde zu befreyen wissen, die mich doppelt zu Boden drücken würde; sollte auch diese schwache Hand mir den letzten Dienst versagen, so wird der nagende Kummer mir die Wege zum Grabe öffnen.

So klagte Vervils Vater, und hob die Augen zum Himmel auf, bald näherte er sich seinem kranken Sohne, bald legte er Vervils Hand in die seine, nun küßte er sie, und netzte sie mit Thränen, alle Anwesende waren gerührt durch diesen Auftritt — allein itzt war nicht Zeit zum unnützen Weinen. Rettung foderten die Umstände, man stellte sie dem weinenden Vater vor, und er entschloß sich eilends nach der Hauptstadt zu reisen, um Adelaiden abzuholen.

Ver-

Vervils Vater war nun bey Adelaiden. Mit dem wärmsten Gefühle schilderte er den unglücklichen Zustand seines Sohnes, er beschwor sie durch die Liebe, die sie für Vervil fühlte, ihm zu folgen. Adelaide sank in Ohnmacht hin, als sie Vervils Krankheit in Erfahrung brachte. — Vervils Vater wandte alle Mühe an, das unglückliche Mädchen wieder zu sich zu bringen; allein, sie öffnete ihre Augen nur, um Thränen des Schmerzens zu vergießen.

Die Liebe, die sie gegen Vervil fühlte, beflügelte ihr Herz, es stieg der Wunsch in ihrer Seele auf, den Geliebten zu retten, aber ihre Tugend, die Achtung, die sie gegen ihre Mutter hatte, hielt sie wieder zurück. Finden Sie ein Mittel, fieng sie an, mein Herz zu dem Zuruf meiner Pflicht schweigen zu heissen, ich bin bereit alles zu thun, was Sie von mir begehren, aber schützen Sie mich von der üblen Nachrede, und von ungleicher Auslegung meiner Handlung. Sie wissen, daß man die strengste Rechenschaft von jedem Schritte unsers Geschlechts fodert, daß der Verdienst eines Mädchens von der Sorge abhängt, die sie in Rücksicht ihrer Ehre bezeigt.

Die

Die Welt sucht den geringsten Schein auf, um uns ins Verderben zu stürtzen, um unsern Ruf, um unserer Ehre zu schaden — Was würde man von mir urtheilen, wenn ich meine Mutter verließ, meinem Geliebten nachzöge? — Bedauern Sie mich, Vervils Tod wird unzweifelbar den meinigen nach sich ziehen — aber ich werde doch seiner würdig sterben, und meine Ehre wird ohne Flecken seyn.

Vergebens dachte der redliche Alte auf alle möglichen Beweggründe Adelaidens Grundsätze zu widerlegen, sie war unbeugsam. Vergebens fiel er ihr zu ihren Füßen — vergebens nannte er sie bey dem süssen Namen einer Tochter — sie weinte — aber sie gab seiner Bitte kein Gehör. Adelaidens Mutter wurde durch die Thränen des unglücklichen Vaters gerühret. Deine Tugend ist zu streng, rief sie auf: Adelaide! — laß uns den Sterbenden retten, ich werde dich begleiten, meine Tochter, und werde die Schmähsucht durch meine Gegenwart schweigen heissen, die Gottheit wird unsere gute Absicht segnen, und dem wieder sein Leben, und seine Gesundheit schenken, der das Glück unserer Tage ausmachen soll.

Adelaide gehorchte den Vernunftgründen ihrer Mutter — und sie reisten ab.

Mittlerweil wandte man alles an in Vervils Haus, den Jüngling zu diesem Auftritt vorzubereiten, man sagte ihm, daß er Adelaiden bald sehen würde, daß sein Vater nicht mehr auf ihn zörne, daß er selbst abgereiset seye, um Adelaiden in seine Arme zu führen. Alle diese Reden waren Labsal für Vervils Herz. Adelaide kam, zitternd nahete sie sich ihrem Vervil, ihre Füße wankten, und sie war öfters gezwungen Erholung zu suchen. Aber wie schrecklich war Vervils Anblick für Adelaiden, als sie die Todtenblässe auf des Jünglings Wange sah. — Erbarmung! schrie sie auf, und von der Schwelle des Todes ruf- te diese Stimme den sterbenden Vervil zurück. Er öffnete seine Augen wieder — Adelaide! Geliebte meiner Seele! sagte er, bist du es, die ich sehe, bist du es? seelenvolles Mädchen! und ist es keine Täuschung? — Er sammelte alle seine Kräften, und wollte seine matten Arme um Adelaiden schlingen, allein die Mat- tigkeit raubte ihm dieses Vergnügen. — Ade- laide blieb immer an Vervils Seite, jeder stärkende Trank aus heilenden Kräutern ge- preßt,

preßt, wurde Vervil von den Händen seiner Geliebten gereichet, und nach und nach erholte er sich vollkommen wieder. — Nach einem Umraume von sechs Wochen war V.r. vil vollkommen hergestellt, — und sein Vater ordnete schon alle Anstalt zu Vervils Verbindung.

Der glückliche Tag erschien, und Adelaide war Vervils Gattinn! Stunden der Seligkeit und des Vergnügens verflossen in ihren Umarmungen, die Liebe schwächte sich nicht durch den Genuß, sondern die Freundschaft gab ihr neue Stärke. — Von jedermann geliebt, von ihren Unterthanen verehrt, lebte dieses selige Paar Tage der Wonne, und ihr Glück bestättigte die Wahrheit, daß der Himmel tugendhafte Sterbliche nicht unbelohnet läßt.

Anhang.

Er kommt zurück, so ruft der Widerhall:
Er kommt zurück der Vater seiner Völker,
und auf des Greisen Wangen zittert
die Thräne, die der Liebe fließt.
Der Knabe eilt, verläßt sein Spielwerk,
und will sehen, wo Titus ist,

von

von dem der Römer ihm erzählte:
wo Titus ist, der Fürst und Vater ist.
Ihr Römer, ruft des Jünglings Stimme,
seht den, dem Römer heilig sind,
seht den, von dem die Thaten sagen,
daß Götter Ihn zum Fürsten wählten.
Das Blut strömt wallend durch die Adern,
des Heldens Wange färbet sich,
sein Auge glüht, und der Gedanke,
der einst mit großen Heldenthaten
des jungen Römers Herz erfüllte,
erfüllt mit Liebe seinen Busen,
der ganz für seinen Fürsten glüht.
Das Kind wünscht sich des Jünglings Jahre,
der Jüngling wünscht sich Mann zu seyn,
der Mann, ein Held, und jeder wünscht
der Götter Wink, und Gut und Leben
giebt jeder Unterthan für seinen Titus hin.
so dachten Römer einst, so fühlten sie,
so denken Baiern auch, so fühlen sie.

Sokrat und Alcibiades.

Ach sage mir Sokrat! was ist die Tugend wohl?
So fragte in Athen den klügesten der Menschen

Ein

Ein Krieger, welcher Herz und Heldenmuth besaß.
Sag mir: so fuhr er fort, sag, was die Tugend ist,
Mit der die Sterblichen sich so verwegen brüsten,
Und die der Mensch doch nur nach seinem Herzen lenkt,
Nach seiner Denkart schätzt, nach der Erziehung übt —
Sokrat! was ist ihr Lohn: — vielleicht wenn die Geschichte
Der Nachwelt unser Bild und unsre Thaten zeigt?
Ist das ihr Lohn Sokrat! wie eitel wär' er nicht.
Hör' Alcibiades, erwiederte der Weise,
Die Tugend glaube mir, ist keine Täuschung nicht;
Doch Jüngling! wenn du willst Geschmack im Guten finden,
So übe Gutes aus, denn Uebung giebt Geschmack.
Dem Herz der Sterblichen ist Weisheit immer nütze,
Die Schnellkraft unsers Geists, sie giebt dem Herzen Muth,

Erfülle deine Pflicht, und lern' den Vortheil
kennen
im heiligen Genuß der süssesten der Freuden,
und wenn du diese fühlst — so frag dein
eignes Herz —
Frag's, was die Tugend ist, und was die
Tugend lohnt.

Hans.

Eine Erzählung.

Hans war der einzige Sohn eines ergrauten, abgedienten Vaters, an dem nun sein eigenes Kind Vatersstelle vertretten mußte. Noch eine Schwester, Margareth, hatte er, die neben der Hausarbeit ihres alten Vaters sorgfältige Wärterinn war. Kümmerlich nährte ihr kleines Feld drey edle Menschen, ein Paar Kühe, und eine Ziege. Doch gaben sie treulich, was dem Herrn war, und kümmerten sich mehr, ihre Abgaben zur Zeit entrichten zu können, als sie um ihr eigenes Leben besorgt waren. — Aber wenn fehlt es dem tugendhaften Menschen, der zu Gott traut, und gerne arbeitet? — Hans arbeite-

te

te gerne; wurde von Jugend auf von seinen fleißigen Aeltern zur Arbeit gewöhnt, und Liebe zu seinem Vater, und Noth ernährten seine Freunde zur Arbeit. Die ersten Stralen der aufsteigenden Morgenröthe sahen ihn schon auf dem Felde, und die Sonne war schon lange über die Berge, und Hans pflegte noch seines kleinen Landes. Oft arbeitete er beym Mondenscheine, und Gott ließ seinen Fleiß gedeihen.

Wenn er dann manchmal entkräftet, und ganz mit Schweiß überdeckt im glühenden Julius im Kühlen einer schattichten Linde sein karges Mittagbrod verzehrte; alle Nerven ihre Spannung verlohren hatten, und die Natur ihn selbst in einen erquickenden Schlaf versenkte, dem er nicht mehr widerstehen konnte, dann betete er allzeit beym Erwachen aus dem Grunde seines Herzens zu Gott: „Lieber Gott! Schenke mir die verlornen Kräfte des vorigen Tages wieder, und lasse mich ja nicht erkranken, damit ich arbeiten kann, daß mein guter Vater, der auch für mich gearbeitet hat, nicht darben darf, im achtzigsten seiner Jahre!" — Wann steigt wohl so ein Gebet aus den Städten zum Himmel?

mel? Da in den großen Häusern, wo man das Brod üppig verwirft, das der arme Landmann mit monathelanger Arbeit herschaffen muß: da, wo man die Tage verschwendet, und Nächte verschwelget, und nur von der faulen Muße ausruht, denkt man nicht, Gott um Kraft und Segen zu bitten.

So arbeite Hans immer muthig fort, und nährte seinen guten Vater noch im neunzigsten Jahre. Nun näherte sich der gute Greis immer mehr dem Ziele, seine Kräfte verliessen ihn, die Theile des Körpers arbeiteten nicht mehr zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, die Maschine zerfiel — der Vater hörte auf zu leben. Welch ein seliger Tod! —

Heiter und stille wie sein Leben war, vergieng er. Keine marternden Vorwürfe, keine schreckenden Bilder ängstigten seine Seele; sein Hinscheiden war nicht mit gräßlichen Zückungen, und allen den Anzeigen eines schmerzhaften, selbst verschuldeten Todes begleitet. Er hatte seiner Jahre Ziel erstreckt, bis an die Grenzen der Natur gelebt.

O ihr! die ihr euer Leben muthwillig hinwerft, Jahre verschwendet, um eine wollüstige

stige Minute zu genießen, sehet das schreckliche Sterben eines von euch; und gehet dann hin, und sehet einen Greisen, der nie den Lüsten gefröhnt hat, am Ende seiner Bahne.

Hans weinte bittere Thränen — Thränen des innigsten Schmerzens über einen geliebten Vater. Viele, deren Herz keine so hohe Tugend faßt, würden es für Glück halten, einer solchen Bürde entledigt zu seyn; und die jungen Herren, die schon lange mit Ungeduld auf den erkargten Wucher ihrer Väter warten, um ihn eben so schändlich verschwenden zu können, als er erobert wurde, die lachen, wenn sie der Vater im Sommer seiner Jahre durch seinen Tod zu reichen Erben macht.

Aber Hans weinte aus biederem Herzen, und die Zeit, die freylich allen Schmerzen lindert, oft auch vergessen macht, hatte viele Tage daran zu setzen, um nur die Zäher dieses guten Mannes zu trocknen; doch im Innern der Seele zehrte noch der geheime Schmerz an seiner Ruhe.

Ueber einige Wochen kam seines Nachbars Sohn, ein blühender, rüstiger Bursche, dessen Vater ein schön Stück Vermögen besaß;

aber dabey ein herzlich guter Mann war. Velten hieß er, und Franz sein Sohn. — Ihm hatte schon lange die zärtliche Sorgfalt gefallen, mit der die beyden Kinder, Hans und Margreth, ihres lieben Vaters pflegten; ihr Fleiß, und stilles, schuldloses Leben. Sie waren gute Nachbarn zusammen, und Velten that ihnen viele freundliche Dienste. Er half ihnen bald mit Saamen in Mißjahren, schenkte ihnen Dünger, und besuchte sie selbst gar oft an heiteren Abenden mit seinen Kindern, wo dann die beyden Väter die verflossenen Jahre aus der Vergangenheit hervorzohen, ihr Leben durchschauten, sich nun freuten der wenig genossenen Freuden, und der Leiden, die sie duldeten. — Da theilten sie ihren Kindern ihre gesammelten Erfahrungen mit, lehrten sie die Wege des Schicksals kennen, und mahnten sie zur stettigen Tugend.

Margreth war schön unter den Töchtern des Landes, und ihr Herz war gut, und noch unbekannt mit der Liebe; denn es war noch zuvoll zärtlicher Triebe der Kindesliebe, zu sehr mit der Sorgfalt für ihren Vater beschäftigt, als daß sie zu einer fremden Liebe Musse gefunden hätte. Franz war auch gut,

und

und sein Herz hegte nicht den thörichten Wunsch nach Reichthum. Er war selbst arbeitsam und häuslich, und hatte, was er brauchte, in Fülle.

Er sah schon lange der guten Margreth häuslichen Fleiß, und treuliche Sorgfalt für ihren Vater mit herzlicher Freude an, und sagte seinem Vater — denn er hatte nichts vor ihm geheim — daß es ihm sowohl gefiele, und daß er wohl wünschte, mit so einem Mädchen, wie Margreth, zu leben. „Und warum nicht sie selbst, sagte der alte Velten? — Ja, wenn ich auch wüßte, daß sie mich haben möchte? — Das mußt du versuchen, versetzte ihm Velten. Geh hin und sag ihr, du wollest theilen mit ihr, was dein ist, sie solle auch mit dir ihre Liebe theilen. Franz gieng hin zur Margreth, und erhielt, was er begehrte. In einem Hui sprang er über Feld und Zaun und Graben hin zu seinem Vater, und schüttete da seine Freude aus, und wußte sich vor Wonne kaum zu geberden. — Velten ließ Anstalt in seinem Hause zu einem fröhlichen Maale machen, und Hansen und Margreth zu Tische hollen.

Hans war immer sehr traurig. Der Gedanke, sich von seiner Schwester trennen zu

müssen, versenkte ihn in die bitterste Schwermuth. Er aß wenig, und nach aufgehobenen Tische trat er hin mit thränendem Auge, und sagte zu seiner Schwester: — Liebe Margreth! Dein Glück freut mich so sehr, daß ich gerne das Unglück, mich von dir trennen zu müssen, vergessen will; du hast es verdient, gutes Mädchen! Um der Liebe willen zu unserm Vater, um deines Fleißes und deines guten Lebens willen. Aber verzeih mir, Kind! wenn es mich schmerzt, daß ich dich verlieren soll. Das Gütchen, das uns unser gute Vater hinterließ, gehört nun dein und mein; doch keines kann mit der Hälfte davon bestehen; gieb mir also den Antheil, der mich trift heraus, und ich will irgend bey einem Bauern als Knecht dienen, bis mir Gott was bessers schickt. — Margreth weinte, und alle, alle weinten.

Und nun entstund ein edler Zank unter ihnen; kein feindseliger Streit, den die Habsucht in filzigen Herzen anfacht, und der die heiligsten Bande der Gesellschaft trennt; es war der Streit der gesellschaftlichen Liebe. — Margreth wollte den Vorschlag nicht annehmen; Franz drang mit Ungestüm darauf, daß

er Hansens kleines Glut mit einem Geschenke von ihm vergrössern wolle, und Hans bestund auf seinem Entschluße. Velten stund dabey als ein stummer Zeuge in dem seligsten Entzücken über einen so herrlichen Anblick; die Freude war so voll in ihm, daß er alle Fassung verlohr.

Die holde, muntere Lise, Franzens Schwester, konnte sich nun nicht mehr bergen: sie lief hin zu ihrem Vater, und bath: ach! — wenn Hans dienen soll, nehmt ihn doch zu euch, damit er zu keinem Bauern kommt, der ihn hart hält.

Nein, nein! er soll sein Gütchen behalten, versetzte Margreth. Und das nehmen, was ich ihm geben will, fiel Franz ein, und so gieng der Zank von neuem an. Am wenigsten war Lise damit zufrieden. Sie stund in eine Ecke der Stube, hielt die Schürze vor das Gesicht, und weinte.

Nun sah Velten etwas klärlicher ein, wo es ihr fehlen möchte. Meine lieben Kinder! sagte er, das thut nicht gut, ihr werdet euch so in Ewigkeit nicht ausgleichen. — Hansen fehlt es an einer guten Partie, und dann

braucht er euch alle nicht. He, Hans! weißt du dir nichts in der Gegend herum? — Wie ihr fragt, lieber Velten! versetzte Hans; wie hätte ich mich je um eine Liebschaft bewerben können, da ich nie es wagen durfte, um ein vermögliches Mädchen freyen zu wollen, weil ich ihr nichts daran setzen konnte. Wie aber, wenn es eine gäbe, die dich liebt? — Ich müßte sie erst kennen. Nun komm her zu uns, Lise! sagte Velten, zog sie noch weinend aus der Ecke hervor, und stellte sie Hansen gegenüber. Du willst sie kennen lernen, Hans! sagtest du; nun, könntest du einig werden mit ihr? —

Hans staunte, und wußte nichts zu sagen. Velten wandte sich zu seiner Tochter, und fragte sie, ob sie wohl Hansen zum Mann möchte. O ja, lieber Vater! rief sie, und die Freude lachte aus jedem ihrer Gesichtszüge. — Und warum sollte ihr Mund nicht das Ja bekennt haben, das ihr Herz schon lange gesagt hat? — Ein unschuldiges Bauernmädchen kennt die Theatergrimasse nicht, zu stocken, zu erröthen, und das, was man schon längst gewünscht, verläugnen zu wollen.

Nu, Hans! gilts? fragte Velten, und Hans, der nun bisher seinen Sinnen nicht

genug

genung getraut hatte, konnte nicht Ausdrücke der Freude genug finden. Ey, sagte er, das freut mich, meine Kinder! — Gott hat mir soviel beschert, daß ich meiner Lise ein Sümmchen geben kann, womit ihr euch ein Gut kaufen könnt, das euch mit Gottes Segen und eurem Fleiße wohl soviel einträgt, daß ihr auch euren Kindern einmal was geben könnt. — Ich brauche für mich nichts mehr. Ihr habt eurem Vater sowohl gethan, ihr werdets auch mir nicht mangeln lassen.

Nie ward vielleicht ein Band edler geknüpft als dieses; nie fand sich vielleicht so wahre, selige Eintracht der Herzen, so inniger Freude volles Gemüth, als bey diesem ländlichen Bündnisse. Ihre Herzen waren voll der seligsten Wonne, und was ausströmte, war freudigster, wärmster Dank zum Allvater der Güte. Die ganze Nachbarschaft hatte die guten Leute lieb, und alle Nachbarn in der Gegend, die es gar bald erfuhren, was Hansen und Greten für ein Glück aufgestossen sey, kamen herbey, und bezeigten ihre ungeheuchelte Theilnahm der Freude bey Hansens fröhlichem Feste.

Und

Und als Hans die ersten segenvollen Garben flocht, der Wiesen bunt geflecktes Grün die Sense erwartete, und sich der Schäfer der Erstlinge seiner kleinen Heerde freute, da freute sich Hans auch des Erstlings seiner glücklichen Liebe, und weinte im seligsten Entzücken stummen Dank zu Gott für all den Segen, den er ihm bescherte.

So gieng es das andere und dritte Jahr, und all sein Fleiß gedieh zur reichen Erndte.

Hans fand sein Gütchen, als er es kaufte, ganz verödet; sein voriger Besitzer hatte ihm schlecht gepflegt, und ließ es durch Nachlässigkeit ganz eingehen; allein durch Hänsens Fleiß wurde es in kurzer Zeit wieder in den blühendsten Stand gesetzt.

Sein Beyspiel belehrte alle Nachbarn, und ermunterte sie zur Arbeit. So oft ihm ein Kind gebohren wurde, pflanzte er einen schattenreichen Baum um seinen Hof. Er erzog sich einen schönen Obstgarten, davon man bey seinem Vorfahren kaum eine Spur sah, und besetzte von Zeit zu Zeit die Stelle der verdorrten Bäumchen mit neuen Sprößlingen. Beyneben legte er sich, soviel Acker und

Heerde

Heerde Zeit ließen, auf die Bienenzucht, war glücklich damit, und zeigte so im Kurzen den übrigen Bauern, wie nützlich sie sey.

Es gab viele, die minder vermöglich waren als er, ja Arme sogar, und sie giengen doch in die Schenke, und verzehrten oft, wenn sie zur Stadt fuhren, die Hälfte der Losung; allein Hans gieng niemals zu Bier, und lebte so sparsam wie vor.

Er pflegte oft zu einigen jungen Bauern zu sagen: Liebe Brüder! wie mögt ihr doch die Früchte eures Schweißes für etwas hingeben, das euch so entbehrlich ist? — Da sitzt ihr einen halben Tag hin in die Schenke, und trinkt; trinkt nicht allein, ihr spielt auch, und sag mir einer, ob er sich nie beym Spiele gezankt hat? — Welche Folgen! — Ihr schändet Gottes festlichen Tag mit blutiger Feindschaft, verderbt eure Gesundheit, nehmt euch selbst die Kräften zur Arbeit und Erfüllung eurer Pflichten, verkürzt euch das Leben, stehlt euren Kindern die letzten Nothpfenninge, indem ihr nicht nur euer Geldchen vertrinkt und verspielt, sondern auch durch eure Zänkereyen bey Gericht in Strafe verfallt, und wohl auch manchmal dem Baader eine hübsche

sche Nachzeche bezahlen müßt; und dann zuletzt noch, was bleibt euch von eurem tollen Vergnügen? Nichts, als bittere Reue! — Seht! ich bleibe hübsch zu Hause, und wenn ich mir gütlich thun will, laß ich mir süsse Milch und frische Butter bringen — die ihr auch habt — esse mit meinem Weib und Kindern das Abendbrod dazu, und bin im Schoose meiner Familie recht herzlich vergnügt. — Oder ich gehe mit all meinen Leuten zu meinem alten Schwiegervater, wo ich Franzen und meine liebe Schwester finde; da setzen wir uns alle ins Grüne; erzählen uns einander unsre Tagsgeschichten, und die lustigen Streichen unserer losen Buben, freuen uns ihrer, und sind da so lustig, so — ach! gewiß froher als ihr in der lärmenden Schenke. — So vergeht uns der Abend im fröhlichen Scherze, wir gehen heiter und gesund zu Bette, haben neue Kräften zur Arbeit erhalten, die ihr muthwillig verschwelget.

Und wie thöricht seyd ihr nicht, wenn ihr in der Stadt euer Geld verzehrt! — Ha! heißt es: können die Schufte noch so groß thun; muß ihnen so arg noch nicht gehen, — denn da ist man immer gewohnt, von fünfe auf tausende zu schließen.

Hansens gutgemeinter Rath mit seinem eigenen Beyspiel begleitet war nicht ohne Wirkung. Hie und da nahm sichs einer zu Herzen, dachte nach, und fand, daß Hans nur zu wahr geredet hatte, und besserte sich. Mancher hatte ihm dadurch sein Aufkommen zu danken, und das vervielfältigte Beyspiel reitzte. Zwar waren Wirth und Amtmann sehr unzufrieden, und hätten sich gerne an Hansen dafür gerächt, wenn sie an ihn gekönnt hätten. O wie hart, daß diese Leute vom Vergehen leben müssen! —

Mit der Zeit wuchs die Familie immer stärker an, und das Gütchen würde sie bald nicht mehr genährt haben. — O wie freute sich Hans da seiner Sparsamkeit! — Mit der mäßigen Summe, die er sich während der Zeit erhaust hatte, kaufte er sich ein Paar Aecker und eine große Wiese zu seinem Gute, und sah sich nun in den glücklichen Stand gesetzt, mit seinen Kindern keine Noth leiden zu dürfen. Ja durch seinen Fleiß, und Gottes reichlichen Segen unterstützt genoß Hans oft das selige Vergnügen, Gutes zu thun.

O wie gut ist es, sagte er oft zu seinem Weib und Kindern, fleißig und wirthlich zu

seyn.

seyn. Ihr seht, ohnedem müßten wir darben, oder von der Gutherzigkeit eines andern das ersetzen, was wirs an Fleiß und Sparsamkeit mangeln ließen. — O wie schwer würde mir das fallen! — Kinder! arbeitet lieber, daß euch der Schweiß stromweis von der Stirne fließt, als daß ihr hingeht zu eures Nachbars Thüre, und da um die Ueberreste seines Fleißes bettelt. Seht! das hab ich nun nicht nöthig; ich habe es vielmehr soweit gebracht, daß ich eines andern Noth steuern kann. — Wie wehe würde es meinem Herzen thun, wenn ich die Thräne des unglücklichen Nothleidenden, vergebens geweint, müßte in Stand versinken sehen, und ich sie mit meinen Händen nicht trocknen könnte. Was ist ein Monat Arbeit gegen eine einzige süsse Viertelstunde, wo ich die Wonne fühle, des andern nagenden Kummer gelindert, ihn durch meine kleine Gabe zur neuen Thätigkeit ermuntert zu haben, und — noch allzeit war Gottessegen dabey — ihn wieder so glücklich zu sehen, daß er keiner Hilfe mehr bedurfte. — Kinder! arbeitet — Die Arbeit hält uns gesund, und macht uns das Leben erträglich.

So sprach Hans oft zu seinen Kindern, und die Grundsätze, die er ihnen beybrachte,

las er in keinem Buch — er fühlte sie in seinem Herzen und der Saamen, den er ausstreute, fiel auf kein dürres Erdreich.

Seine Söhne folgten seiner Lehre treulich nach. Als sie groß und stark zur Arbeit wurden, dienten sie hie und da bey einem braven Bauern als Knechte, und das ganze Dorf liebte sie.

Welch eine Freude für den guten Vater in seinen alten Tagen! — Dem Staate fünf wackere Jungen verschafft zu haben, die die sicherste Hoffnung an sich blicken ließen, ein Völkchen zu pflanzen, das seines edlen Urgrosvaters würdig wäre

Die Familie war ein anziehendes Beyspiel für die ganze Gegend. Jeder gute Vater stellte seinen Jungen Hansens Söhne vor; jede gute Mutter ihren Mädchen Lisens Töchter.

Aber Hans lebte nicht immer in Freuden; auch trübe Tage mischten sich unter die heitern, und verbitterten ihm tausend fröhliche Stunden. Es gab nichtswürdige Taugenichtse, die ihr Haab verschwendet hatten, und Hansen nun um die Früchte seines Fleißes neideten. Er mußte, wie mancher gute ehrliche

Mann

Mann unter dem Druck der Verfolgung seufzen. Zweymal legten Böſewichter seinem Hauſe Feuer, und zweymal brannte es von Grund weg. Ihn schmerzte die Bosheit der Menschen, er vergoß bittere Zäher über den Verlurſt, denn der Schweiß vieler Jahre verbrannte mit; er duldete, und murrte nicht wider Gottes Geschick. In seinem fünfzigsten Jahre erlebte er noch das blutige Elend des Krieges. Er mußte, wie alle Innwohner des Dorfes Freunden und Feinden Quartier geben, und Freund und Feind vereinigten sich zu des Landes Verderben. O wie schmerzlich fiel ihm der Uebermuth dieser unbändigen Menschen! wie schwer fiel es seinem Herzen, wenn er die mühsam gesammelten Früchte seines Fleisses in Uebermuth verzehren sah, und nicht sagen durfte: Räuber! das ist mein! —

Er sah mit zagendem Blicke die schwere Bürde an, die er auf sich laden mußte; aber er trug sie, und fiel nicht. —

Armer Landmann! wie traurig ist dein Loos hienieden! — Du, aus dessen schrofigter brauner Hand Nahrung und Luxus für den leckeren Städter gedeihen muß, du! dem wir alles, was unsere Bedürfnisse befriedigt,

was

was unsere Bequemlichkeit fördert, zu danken haben; du! der erste, verdienstvollste Bürger im Staate, der allgemeinen Achtung würdig; — und doch so wenig geschätzt — oft so niedrig — niedriger als Thiere behandelt, — den gröbsten Beleidigungen niederer Sklaven eines faulen Städters preis gegeben. Unbekannt und vergessen blühest und welkest du dein Leben hin, und dein Verdienst wird verkennt. Ja, man zweifelt sogar in den Städten, obwohl je der Landmann großer Menschenthaten fähig sey.

Unter allen den Neidern, die des guten Hansens ehrlichem Fortkommen feind waren, war Märten der ärgste. — Ein grober feindseliger Mann, voll arger Tücke, dem es die größte Freude war, die Bauern aneinander zu hetzen, und Meutereyen zu stiften; der jede Gelegenheit ablauerte, die Ruhe irgend einer glücklichen Familie zu stören, und dann mit Satansfreude in seine Schelmenfaust lachte, wenn Sohn gegen Vater, Weib gegen Mann Bruder gegen Bruder, von ihm gereitzt, kämpften, und Glück und Ruhe aus einem Hause flohen, wo er sein böses Wesen hatte. Mit finsterem trüben Blicke, den er nie gen Himmel

mel zu heben wagte, schlich er auf der Gasse umher, scheute das Begegnen eines ehrlichen Mannes, und nahm seinen Gang auf unbetrettenen Wegen.

Faul und unthätig zu allem Guten überließ er die Pflege seiner Felder gedungenen Knechten, die sichs dann nach dem Beyspiel ihres Herrn auch nicht zu sauer werden ließen; und so mußte es denn um ihn immer schlimmer werden. Dabey schwärmte er täglich von einer Schenke in die andere, hatte mit Spielern Gemeinschaft, die keines bessern Herzens waren als er, und schändete mit Schwelgen die Tage seines Lebens. Man kann sich leicht denken, daß es im Hause um kein Haar besser stehen mochte. Wo der Mann, das Haupt der Familie, ein Nichtswürdiger ist, werden auch dieGlieder nichts taugen.

Das Weib, die ihm einige hundert Gulden zugebracht hatte, womit sie sich mächtige Dinge einbildete, glaubte mit ihrem Manne ein gleiches Recht zu haben, sich vollends zu Bettlern aufzehren zu können. — Unterdessen, daß ihr Mann in der Schenke saß, zechte und schmausete sie zu Hause mit einigen Weibern von ihrer Bekanntschaft, verbuhlte ei-

nen

nen ziemlichen Theil mit liederlichen Burschen, und begieng alle die schändlichen Ausschweifungen, die man in Städten häufiger findet. — Märten hatte zween Söhne, die aber beyde wegen ihres zügellosen Lebens zur öffentlichen Strafe ins Zuchthaus und zur Schanzarbeit verurtheilt wurden. Allein das krümmte den Aeltern kein Härchen; auch ließen sie sich deßwegen nicht geringer ansehen, als sie zuvor im Dorfe angesehen waren. Noch ein Töchterchen hatte er, ein Mädchen von zehn Jahren, das in jeder andrer Händen das beste Mädchen geworden wäre, soviel lag von Natur des guten Keim in ihr; aber der Keim des Guten wurde mit mörderischem Frevel in der jungen Brust erstickt; und der des Bösen in die schuldlose Seele gepflanzt. Schon in ihren Kindesjahren war das Mädchen das ausgelassenste, frechste Mensch, der Abschaum aller Gassenkinder im Dorfe, und jedes Haus, wo man nur um ein wenig besser dachte, schloß vor diesem garstigen Kinde die Thüre zu, und verboth den seinigen, Gemeinschaft mit ihr zu haben.

Märten und seine Familie waren der Gegenstand der allgemeinen Verachtung, des all-

gemeinen Abscheues, und man sprach nie davon, als um einander vor diesen Leuten zu warnen. Jeder Hausvater stellte seinen Kindern dieses schreckliche Beyspiel vor Augen, wenn er ihnen das Laster, die Folgen und die Strafe in seiner fürchterlichsten Gestalt zeigen wollte, so wie er ihnen im Gegenfalle wenn er ihnen die Schönheit der Tugend, ihren Werth und Lohn preisete, Hansen und sein Haus darstellte. — Es wurde sogar zur allgemeinen Sitte im Dorfe, daß jeder Vater am Tage, da eine Vermählung sollte angestellt werden, seinen Sohn mit Zähren bat: Junge! wenn du nicht schon zu den Verworfenen gehörst, die des Vaters Jahren mit Ungeduld nachrechnen; wenn du nicht willst, daß meine Tage sich kürzen, und mein Fluch auf dir liege, werde kein Ungeheuer unter den Menschen, wie Märten; fliehe alle seine Freunde, und eiskalter Schauer fasse dich jederzeit bey dem Gedanken, daß du Mensch bist wie er, und hinsinken kannst wie er; zittere, wenn du den Schlangenbesäeten Nebenweg zum grausen Abgrund vor dir siehst, auf den sich Märten verirrt hat. Lasse dir von Hansen seine Geschichte erzählen, höre sie, so oft du kannst, von ihm, und präge sie tief deiner

Seele

Seele ein, sie ist dir nach Gottes Wort die heilsamste Predigt. Und jede Mutter hat ihre Tochter, wenn sie sie entzückt im Brautschmucke sah, noch am letzten Abend mit Zähren! — Sieh! du trittst itzt einen Stand an, in dem auch Märtens unglückliches Weib in deinen Jahren, vielleicht eben so unschuldig getretten ist; sey nicht stolz auf deine Kräfte, und trage keinen Hochmuth im Herzen, denn du kannst fallen, wie Märtens Weib fiel. — O wie mir der Gedanke alle die Freude verbittert, die du mir heut am Brauttage machst. — Wenn noch Kindesgefühl und Mutterliebe in deinem Herzen schlägt, wenn du noch Würde darinn fühlst, die Tochter eines ehrlichen Weibs zu seyn, die viele rastlosen Stunden, viele mitternächtliche Sorgen deiner Pflege geopfert hat, werde nicht, was Märtens Weib ist. — Siehe! Verachtung und Abscheu begleiten nun ihre Schritte; man flieht sie, und immer, immer wird sie das Schreckenbild bleiben, das Mütter ihren Töchtern vorhalten, um sie vom Sündenwege abzumahnen. — Zittere vor dem ersten Schritte zum Laster; mit dem ersten sind auch alle übrigen zum nahen Abgrunde gethan.

So redete jeder Vater zu seinem Sohn; so jede Mutter zu ihrer Tochter.

Darob wurde aber Märten nicht besser; es ärgerte ihn, aus dem Zirkel guter Menschen sich ausgeschlossen zu sehen; zu sehen, daß es andern wohlgienge, und er sich immer mehr dem Elende nahete, daß ihm seine Ausschweifungen, seine Bosheit bereitete. — Wie mehr man die beyden Häuser, Hansens und Franzens seines, im Dorfe schätzte, desto mehr wurde er gegen sie erbittert, und sann bey dem holden Tageslicht und in den schwarzen Stunden der Mitternacht, wie er ihnen schaden könnte; — sann ein Bubenstück aus, das ihm die Freude machen sollte, gute Leute unglücklich zu sehen.

Es gab viele Leute im Dorfe, und selbst unter denen einige, die man nicht unter Hansens und Franzens Feinde zählen konnte, und die es nicht begriffen, wie Hans bey den schweren Zeiten, bey vielen erlittenen Unglücksfällen sich noch so schwingen konnte, daß er unter all seinen Nachbarn beynahe am Besten stund. Aber die guten Leute verstunden sich auf die Goldmacherey nicht so, wie sich Hans darauf verstund, der seinem Kopf und seinen

Hän-

Händen immer was zu schaffen zu geben wußte. Sie berechneten die verworfenen Ausgaben nicht, die Hans sorgfältig vermied, und jeden Kreuzer zum Gulden anwachsen ließ; auch hatte keiner soviel Geschicklichkeit und Eifer, alles auf seinem Gute anwendbar und nützlich zu machen. Daher gab sein Aufkommen vielen zu reden, und Märten war dieß Gerede willkommen.

„Ha! dachte er, nun hab ich's, nun muß „er fallen, und wenn er fest stünde, wie die „Eiche im Walde, die schon Jahrhunderte „den Stürmen getrotzt hat. Ich will einen „Sturm über ihn erregen, der den Mächti„gen von der Wurzel aus stürzen soll."

Er dacht's, und gieng mit kochender Galle an das Werk der Bosheit.

Er hatte nur noch ein Stück Feld übrig; das verpfändete er um die Hälfte des Werths, und kaufte sich Waaren dafür, die im Lande verbothen sind.

Gesellen der Bosheit finden sich, finden sich leichter um schändliche Miethe, als die Tugend den Rechtschaffnen findet auf Hoffnung künftigen Lohnes. Auch Märten fand

sie, und eilte mit ihnen des Nachts, als unbesorgt vor feindlichen Tücken der ehrliche Mann in den Armen des Schlafes von des Tages Lasten ruhte, hin auf Hansens Hof; — und verbarg sie theilweis in die Scheune, und unter das Holz, und floh mit den Helfern der Satans That über Felder und Zäune, und jagte, wie Kain, den Gottes blutige Rache verfolgte.

Kaum graute der Morgen; kaum trat die Sonne, mit trüben Wolken verschleuert, sich schämend der Nacht, wo eine schändliche That verübt wurde, sprang Märten hastig vom Lager; noch glimmte die Rache im Busen. Auch Hans verließ die Stätte der Ruhe und eilte aufs Feld, und wähnte nicht des schändlichen Trugs, den sein Haus verbarg, und des Unglücks, das sein wartete.

Märten gieng hin zum Richter, und sagte: Ich habe die Nacht — es war schon nahe an der Hälfte — Männer, die gebückt unter dem Joch einer schweren Last über die Langwiese giengen, auf Hansens Haus zugehen sehen; doch was sie weiters gethan, und wer sie waren, weiß ich nicht; wollte es auch nicht untersuchen; denn ich denke nicht,

daß

daß Hans mit Leuten zu thun hätte, der er sich des Tags schämen sollte. So sagte er, und gieng, jauchzend im Busen, daß ihm sein Stückchen gelang.

Die häusliche Lise bereitete eben den Brey in der Küche zum Frühstück, und hollte geronnene Milch aus dem Keller dazu, und ihre beyden Töchterchen, Trude und Hannchen trugen ihr Holz in die Küche, und Wasser, und warteten aufmerksam dem Winke der Mutter zu neuen Geschäften. — Da schmiegte sich Trudchen hin an die Mutter, und schmeichelte ihr, und bath; Ey Mutter! lege mir heut sonders ein Stück Butter aufs Teller zum Brey; du weißt, wie sehr ich ihn liebe: nicht wahr, du thust es? — und ein gefälliger Wink von der Mutter freute das Mädchen, daß sie hüpfte und jauchzte, als hätte sie Goldes gewonnen. Nun lief sie munter, scheuerte die Stube, und deckte den Tisch.

Nun kam auch Hannchen geschmeichelt von der Mutter Bereitwilligkeit, mit der sie Trudchen willfuhr, und bath; doch Hannchen bath mehr. — Liebe Mutter! sagte sie, du bist recht gut, und hast mich auch lieb: Sieh! Bronchen, das weißt du, ist krank, aber doch

nicht

nicht gar sehr, daß ich mir fürchten müßte, und die hat mich so lieb, und ich sie auch, daß sie mich gestern durch die Großmagd zu sich bath, und ich versprach ihr zu kommen; bey Mund und Hand versprach ich's; und wenn ich nun heute nicht Wort hielt? — Aber erst will ich dem Vater das Mittagmal bringen, und der läßt es gewiß auch angehen.

Noch blickte das freundliche Auge der Mutter kein Ja ihr zu; und seufzend hob Hannchen den flehenden Blick zur Mutter empor, und schien fast zu weinen. Nun darf ich? sagte sie wieder, und zupfte sie sachte am Rock: Wenn du mich nicht gehen läßt, so wein ich dir den ganzen Tag. Das arme Vronchen! — Hannchen weinte. — Nun sagte, die Mutter, der Baase, und Vronchen zulieb, laß ich dich gehen, aber trotzig weinen mußt du nicht mehr, wenn du nicht gleich erhältst, was du willst. Schnell blickte Hannchens Aug wieder heiter, die Thränen waren getrocknet — ach! trockneten auch Thränen des Schmerzens so schnell! — und freudig sprang das muntere Mädchen zu den Geschäften des Morgens.

Auch in der Mutter Busen klopfte die Freude über ihre guten Töchter, und eine zärtliche

Thräne

Thräne stieg ihr ins Aug, und ein Wunsch zum Himmel empor: ach! Vater der Menschen! lasse sie in Unschuld und Freude zu Bräuten erwachsen, und mache sie glücklich wie mich, und lasse sie fühlen die Mutterfreuden, die du mir, Vater der Güte! schenkest! —

Und nun, da in aller Herzen Friede und Wonne gegossen war, da in aller Herzen Dank zum Schöpfer für seine Güte — Freude und Dank strömte — nun trat das Gericht mit seinen Dienern, mit Hunden und Waffen in fürchterlichem Anzug in die Hütte, wo Unschuld und Tugend wohnten, um da Verbrechen zu suchen, wo keines ist — Verbrecher zu fesseln, wo schuldlose Seelen in Frieden und häuslicher Ruhe der Last des Kummers und des Tages Arbeit trotzen, und sich ihres Daseyns freuen.

Wie ein Blitzstral fuhr's Lisen durch die Seele, als sie den Beamten in dieser fürchterlichen Begleitung sah — in ihrem eigenen Hause sah. Die guten Töchterchen fürchteten sich vor den zähnefletschenden Hunden, und den grimmigen Angesichtern der Schergen und Häscher, kletteten sich an ihre bebende Mutter, und verbargen ihr thränendes Angesicht hin-

hinter der Schürze. Nun wurden alle Ausgänge des Hauses auf das schärfste bewacht, um ein wehrloses Weib und zwey unmündige Kinder zu fangen. Zween Häscher mit Hunden wurden um Hansen aufs Feld hinausgeschickt. Der sah sie — sah sie auf sich zugehen, und erblaßte. — Denn fremde und gräßlich war ihm der Anblick, und sein Herz konnte ihm nicht sagen, warum sie kamen. —

Sie schleppten ihn, gebunden, wie einen Mörder und Strassenräuber mit sich fort, und achteten nicht seiner Fragen und Bitten; nicht seines Flehens, — sie schleppten ihn fort.

Der Beamte, der ihm von jeher nicht unhold gewesen, ihn selbst als einen ordentlichen Mann liebte, sagte ihm in freundlichem Tone: Hans! laßt euch das nicht erschrecken, was um euch vorgeht; seyd ihr unschuldig, so soll es euch kein Härchen kosten. Man hat mir hinterbracht, ihr hättet Kontrebandwaare im Hause? — Das war wieder ein Stral der Freude in Hansens schuldlose Seele. Sonst nichts als das, gnädiger Herr! rief er auf. — Durchsuchen Sie nur das ganze Haus, und wenn Sie pfenningswerths finden, so will ich all mein Haab und Gut verlohren geben. Die

hei-

heitere, ruhige Miene, die Sicherheit, mit der Hans dieß sagte, beruhigte selbst den Beamten.

Nun kehrte er auch zu Lisen, die noch immer sprachlos und betäubt da saß; ihr Herz klopfte mächtig — ach! es ahndete das nahe Unglück, und ihr nasses Aug sah trüb und starr gen Himmel. Hans richtete sie auf, suchte sie durch eine Erklärung dessen, was vorgieng, zu beruhigen, und es gelang ihm.

Nun wurde das Haus die Kreuz und die Queere durchsucht; und man fand nichts. Man suchte weiters, gieng in die Scheune, und Hans mit kühnem Schritte mit, durchwühlte alles, und fand — Der Beamte gerieth in heftigen Zorn, und sagte zu Hansen: Ha! Heuchler! du wolltest mich belügen! — Hans sank stumm und sinnlos zu Boden, als wär er unter der mächtigen Hand des Todes gestürzt.

Und nun entdeckte sich alles, was Märten, der Bösewicht, in Hansens Scheune und Holz versteckt hatte.

O die Unmenschen! — das war's alles, was er hervorbringen konnte, als man ihn wieder zu sich brachte.

Der Beamte ließ alles zusammenpacken, befahl einem Knechte, es auf einem Wagen zu laden, und Hansen darauf zu binden, und ihn so mit seiner eigenen Fähre in die Fronfest zu bringen. — Umsonst rang Lise die Hände, flehte, und weinte, und schlung ihre Arme um ihm. Sie wurde weggerissen; vergebens hiengen die Kleinen an ihm, und bathen; mit trotziger Miene schleuderte sie einer weg, daß sie entlang den Boden hinfielen, und weinten und wimmerten. Hans mußte fort, und Jammer und tobender Schmerz blieb im Hause zurück, und in den Herzen derer, die ihm nicht folgen durften.

Diese traurige Begebenheit wurde selbigen Tag noch in der ganzen Runde um Hansens Nachbarschaft kund; und ein buntes verworrenes Gerede von Wahren und Falschen, Guten und Bösen, lief in der Gegend umher, so wie die Nachricht bald einem wohlwollenden Menschen; bald einem neidischen, niederträchtigen Verläumder zu Ohren kam. Die Meisten bedauerten den ehrlichen Mann, und alle die ihn kannten, wollten es gar nicht einmal glauben. Zum ersten erfuhr Franz, sein Schwager, das klägliche Geschick seines Freundes.

Als Lise sich aus ihrer ersten Betäubung darein sie der wüthendste Schmerz geworfen hatte, wieder zu Sinnen half, so nahm sie ihre Kinder, und lief — das war ihr erster Gedanke — hin zu ihrem Schwager, und klagte ihm ihren Verlurst. Lange stund sie in der Stube mit zerrauften, fliegenden Haaren, mit so fürchterlichem Aussehen, daß sich alles ob diesem Anblick entsetzte, ehe noch ein vernehmlicher Ton auf ihre Lippen kam. Sie weinte, heulte, schrie, rang schmerzlich die Hände, und alles, was sie sagen konnte, war: Gott! Gott! mein Mann! — Und die Kinder weinten mit, und ein lautes Klaggeschrey erfüllte die Stube.

Endlich als Franz erfuhr, wie schändlich seinem unglücklichen Freunde mitgespielt worden, bemächtigten sich Schmerz und Zorn seines Herzens, der die Todtenblässe wieder von dem Gesicht verdrängte, die es bey dem ersten schrecklichen Ansehen seiner Schwester überzogen hatte. Er lief wie ein Rasender in der Stube herum, und hingerissen von Leidenschaft schwur er dem Schändlichen, der diese Bosheit an Hansen begangen hatte, unversöhnliche, blutige Rache, denn sein Herz wür-

de sich von keiner Zunge haben überreden lassen, daß Hans so niederträchtig, so vergessen seines Wohls und seiner Familie seyn könne. Der alte Velten, den nun bereits Körper- und Geisteskraft zu verlassen anfiengen, schien fast vor Schrecken des Todes zu seyn. Zum Glück war Grete mit zwey ihrer Kinder nicht zu Hause, denn der Schmerz würde sie getödtet haben.

Franz bedachte sich nicht lange, was er thun wollte. — Er hieß seine Schwester mit ihm zu dem Beamten eilen, und wußte noch nicht, was er dort machen, oder was es ihm dort helfen sollte; doch er gieng und Lise mit ihm. — Als sie beyde in das Zimmer des Beamten traten, fanden sich zween Bauern auch dabey, die ihre und Hans sehr gute Freunde, waren, und gewaltig ob diesem unverhofften erbärmlichen Auftritte erschrocken. Lise stürzte sich hin zu des Beamten Füßen, umschlung seine Knie, jammerte und schien was zu flehen, und konnte doch kein Wort vorbringen. Franz sprach mit vieler Hitze, und foderte die strengste Gerechtigkeit über die Unschuld seines Schwagers. Gnädiger Herr! rief er, auf der Stelle laß ich mir den Kopf vom Rumpfe hauen,

wenn

wenn nicht der ganze Handel heimtückische Büberey ist. Hans ist gar nicht der Mann dazu. Unterdessen bürge ich mit Haus und Hof, mit all meinem Haab, mit meinem eigenen Leben für seine Unschuld; ich will alles verlohren haben, wenn es wahr ist. — Auch die beyden andern Bauern verbürgten sich für ihn, und sprachen mit soviel Wärme, als wenn es ihre eigene Sache gewesen wäre.

Doch das alles konnte Hansen nicht aus dem Gefängnisse befreyen.

Nicht Lisens jammerndes Flehen, kein Händeringen, kein Strom von Thränen: und wenn sich das ganze Dorf für ihn verbürget hätte, so wäre er nicht zu retten gewesen.

Der Beamte, so leid es ihm auch that, so sehr ihn auch die fast allgemeine Stimme von Hansens Mitbürgern von der Unschuld des Mannes zu überreden schien, so konnte er doch, um seines Ansehens und der Gerechtigkeit willen ohne Untersuchung den gethanenen Schritt nicht mehr zurücknehmen.

Kein Mensch würde den Unglüchlichen haben reten können, wenn sich nicht die Vorsicht seiner angenommen hätte, derer Geschäft

es ist, die gekränkte Tugend zu rächen, und die Bosheit, wenn sie sich schon des Sieges gewiß glaubt, zu Schanden zu machen.

Die zween Gehülfen, die Märten zu seinem abscheulichen Schelmenstück brauchte, waren verarmte Bauern, ohne eigen Dach, ohne Nahrungsmittel, ganz ohne Aussicht einer glücklichern Zukunft, durch die Erniedrigungen, die sie in ihrem Armuthstande von andern leiden mußten, alles Gefühles von Ehre, Menschenwürde, und Emporstreben zu höhern Gesinnungen beraubt; ja selbst durch die Härte, womit der Reichere den Armen zu beleidigen pflegt, mit der Menschheit entzweyet, und also bereit, jede Gelegenheit, die ihnen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse helfen würde, willkommen zu heissen, sie möchte sich ihnen in was immer für einer Gestalt darbieten. Sie waren also leicht zu einer That zu überreden, wo sie zu einer andern Zeit und in andern Umständen schon vor dem Gedanken derselben würden zurückgebebt haben.

Einer davon, Stephan mit Namen, war gar arg daran. Er hatte schon drey Tage kein Brod im Hause, noch viel weniger ein anders Nahrungsmittel, und er wollte doch

essen,

essen, und seine Kinder wollten essen, und er konnte ihnen nichts geben. Da gieng er mit trübem Sinne, mit Unmuth im Herzen, gieng er ohne zu denken wohin, und das Unglück führte ihn zu Märten', dem er gerade gelegen kam. Auch Klare sein Weib lief in der Gegend um Hilfe zu suchen, und fand sie sehr wenig. Endlich traf sie von ohngefähr Hansen, und klagte ihm ihre Noth. Er führte sie mit sich zu Hause, und gab ihr, soviel er konnte — sein Herz wünschte mehr. Mit Thränen des Dankes und der Freude verließ sie das Haus ihres freundlichen Wohlthäters, sammelte ihre schwachen Kräfte, und eilte zu den ihrigen heim.

Auch Stephen kam früh morgens den Tag, als Hans ins Gefängniß geworfen wurde, zu Haus, und brachte zween Thaler — die schändliche Miethe für seinen Schurkendienst mit. Klare lief ihm mit offenen Armen, mit Freude glühendem Gesichte entgegen, zeigte ihm die reichliche Gabe aus Hansens wohlthätiger Hand, und fieng gleich ihm zu erzählen an, wie glücklich sie diese Hilfe gefunden habe.

Da fuhr's Stephen durch die Seele, als hätte er einen Mord begangen, und sähe den

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Leichnam des Erschlagenen vor sich liegen, und höre sein Blut um Rache schreyen. Er erblaßte, verstummte, und blieb wie angewurzelt auf dem Boden stehen. Klare erschrack, fragte ihn; aber keine Antwort klärte ihr dieß seltsame Betragen auf, und benahm ihr den Schrecken. Er warf noch einen Blick, aus dem Wuth und Verzweiflung sprach, auf Hansens Geschenke, und eilte zur Thüre hinaus. — Er durchlief Felder und Wiesen, wie ein Rasender, und trug die Verzweiflung mit im Busen herum; überall verfolgte ihn Hansens Bild, mit Ketten belastet im schmählichen Kerker, und folterte sein Herz mit den marternsten Vorwürfen. Ach! auch er hat Kinder, schrie er, Gott helfe den meinigen! Und nun eilte er mit rastlosem Tritte in den Gerichtshof, gieng zum Beamten, und warf dort das Geld auf den Tisch. — Es ist Schandgeld — Blutgeld, — schrie er — ich kann es nicht mehr behalten. Itzt entdeckte er sein Verbrechen, und das Verbrechen seines Mitschuldigen und Märtens himmelschreyende That.

Es wurde sogleich nach seinen Gehülfen geschickt und Märten, die beyde noch selbigen Tag ins Gefängniß geworfen wurden.

Mär-

Märten wollte vor Aerger bersten, als er von allen und jeden Hansen bedauern hörte — hörte, wie sich die Besten im Dorfe seiner annahmen, denn er wollte ihn als einen Verbrecher allgemein verachtet und gehaßt sehen; aber wer mag die Wuth beschreiben, in die er ausbrach, als er sich entdeckt, und in den Händen der Gerechtigkeit sah. — Der Reue und des Schmerzes ist das Herz eines solchen Ungeheuers nicht fähig. — Er stampfte unter den schrecklichsten Flüchen auf die Erde, und fluchte dem Schöpfer, daß er seinem Fuße nicht Riesenkraft genug gegeben hatte, sich selbst mit einem Schlage den Abgrund zu öffnen.

Alles gönnte dem Bösewicht seinen Fall; die Vernünftigen sahen mit Schaudern auf die Grube hin, in die ihn das Laster gestürzt hatte. Man erzählte sich mit Zittern die Geschichte und alle Gutdenkenden wünschten, daß dieß Beyspiel kräftig genug seyn möchte, um kein anderes mehr jemals erleben zu dürfen.

Hans wurde freygestellt, und siegend über die Bosheit den Seinigen wiedergegeben. Sie sahen ihn nicht anders an, als ein Geschenk der Gottheit, als wär er ihnen nach einer

langen Abwesenheit aus dem Reiche der Todten wiedergegeben worden. — Groß und Klein umrung ihn, jauchzten, als sie ihn sahen, und begleiteten ihn wie im Triumphe in sein Haus zurück, aus dem ihm Lise, sein gutes Weib, mit ihren Kindern, und Franz, und seine Schwester Margreth entgegen kamen; alle stürzten auf einmal auf ihn los, und jedes wollte das erste an ihm seyn.

Von Märtens Sündenleben wurden noch mehr böse Streiche ruchbar, und er bestätigte sie mit seiner eigenen Aussage. Das gieng ihm denn nahe ans Leben, und das Todesurtheil war schon von der Hand des Fürsten unterschrieben. — Allein es kam schon zu spät. Die Verzweiflung hatte ihn ereilt; er dachte nichts anders als Mord und Verwesung und Hölle, und wurde sein eigener Henker. So beschloß Märten mit der gräßlichsten That die Reihe seiner Verbrechen, und starb den Tod — eines Bösewichts.

Die zween Gehülfen Märtens, von nicht so ganz verwilderten Herzen, traf ein gelinderes Loos.

Sie wurden beyde verurtheilt, auf einige Jahre durch öffentliche Strafe ihr Verbre-

chen

chen zu büssen; aber Stephen wurde auch diese Strafe durch Hansens und all seiner Freunde, die er dazu beredet hatte, unbläßiges Vorbitten, bis auf ein Jahr nachgelassen; sein Weib und seine Kinder versorgt, und so der Gefahr auf den Sündenweg zu gerathen, dem uns die Armuth immer nahe führt, entrissen.

Die kleingeistigen Menschen, die bisher Hansens Feinde und Neider waren, sahen nun ihre Blösse; sahen, wie niedrig sie gegen ihn gedacht hatten, und schämten sich nun vor sich selbst. Sie sahen an Märtens Beyspiel, daß sich das Laster durch sich selbst bestraft, und zitterten, wenn sie den Gedanken faßten, daß sie einst auf Märtens Wege waren.

So seligte die Vorsicht die bald letzten männlichen Tage des guten Mannes mit stiller, häuslicher Ruhe, die ihm in Freude die bitteren Tage vergessen half, an denen er weinte. —

Die wenigen Jahre, die ihm Arbeit, Sorge, und Trübsalen noch übrig gelassen hatten, verflossen, ohne daß weiter was Merkwürdiges in seiner Lebensgeschichte vorgefallen wäre.

Er wallte dieß Erdenleben auf dem nämlichen Wege, den er von Jugend auf be-

tretten hatte, und mit gleichem Schritte fort. —

Ruhig und ohne voreiligen Wunsch erwartete er den Wink der Vorsehung, die es ihm sagen würde, wenn er am Ziele sey: und der Wink des Höchsten kam, und zeigte ihm das Ziel seiner Laufbahne, das er rühmlich erreicht hatte, und er folgte dankbar, wie der Sohn aus der weiten Ferne in die Arme des Vaters eilt, dem Winke der Vorsehung.

Die letzten Augenblicke seines Lebens verwandte er noch zum Wohl seiner Bürger. Er erzählte seinen Kindern, die in bittersten Schmerz versunken um ihn her stunden, die Geschichte seines Lebens, zeigte ihnen bey den traurigen Vorfällen die wohlthätigen Absichten Gottes mit dem Menschen, und mahnte sie zur stettigen Tugend.

Wer im Leben geliebt wird, wird im Tode betrauert. — Um Hansen trauerte Kind und Mann. —

Der Leichenzug war stattlich und rührend: prächtig nicht, wie die Trauerzüge vornehmer Herren in den Städten, denn er hatte keine müßigen Leute im Solde, die ihn, mit den

Wap-

Wappen seiner Ahnen behangen, in Trauerflor gehüllt, mit ein Halbdutzend stinkenden Pechfackeln zur Grube begleitet hätten. Ihm folgte kein gaffender Pöbel, um das Auge an eitlen Schimmer zu weiden; und seine Lästerzunge mit Histörchen aus der Lebensgeschichte des Verstorbenen zu beschäftigen. — Da bewundert man oft den Aufwand, die Kostbarkeit der Begräbnisse, sieht die Ehrenzeichen auf der Baare an, und flucht dem Geiste.

Von allem dem Prunke, mit dem die Eitelkeit der Menschen im Tode noch groß thut; da noch blenden will, wo die Wahrheit ihre Rechte behauptet, von allem dem Prunke war an Hansens Leichenzuge nichts zu sehen; aber er war stattlich und rührend. —

Hinter ihm her folgten wackere Söhne, und gute Töchter, die er dem Staate geschenkt, dem Staate als nützliche Mitbürger erzogen hatte, und nun als würdige Erben seiner Tugenden hinterließ. Sie schienen unter dem Drang ihres leidenden Herzens, unter ihren Thränen zu ersticken. Sie hatten einen geliebten Vater verlohren, der ihnen alles war. Sein gutes Weib, das in ihm alle ihre Wünsche befriedigt gefunden hatte; der nun kein

Trost

mehr blieb, als der, ihn einst wieder zu sehen — dort, wo ihn ihr keine Bosheit der Menschen, kein Unglück, kein Tod mehr entreissen kann.

Itzt folgten seine Verwandten nach, die auch alle seine Freunde waren, und ihre heissen, reichlichen Thränen zeigten von ihrer warmen, ungeheuchelten Freundschaft.

Eine lange, unübersehliche Reihe verherrlichte den Zug, und gab den redensten Beweis von der allgemeinen Achtung und Liebe, die sich Hans bey Jederman durch seine Rechtschaffenheit erworben hatte.

Greise am Stab gebückt sammelten die letzten Ueberreste ihrer Kräfte, und giengen mit. Und hie und da quoll eine stille Zähre aus dem Auge eines Redlichen.

Und den Mann, der so manchen Kampf des Lebens muthig bestanden, so manchen Sieg über sich selbst errungen hat, der seine Kräfte zum Wohl seiner Mitbürger anwendete, dem Staate nützliche Bürger erzog, ein treuer Unterthan, ein rechtschaffener Bürger, ein guter Vater war, den Mann, dessen hohe Tugend wenig Seelen fassen, trug man un-

be-

bekannt außer dem Zirkel seiner Gegend zur Grube, deckte ihn mit einigen Erdschollen, und kein Monument behält den Nachkömmlingen seinen Namen auf; kein Denkmal sagt dem Wanderer in der Ferne der Jahre seine Geschichte und seine Verdienste.

Aber so mußt es seyn! Auf kein Grabmal und marmornes Denkmal müssen die Guten und Edlen der Menschheit nicht rechnen.

Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste in dem Angedenken deiner Mitbürger errichtet, die deine Geschichte und deinen Namen von Enkel zu Enkel fortpflanzen werden; du hast dir das herrlichste in deinen Kindern errichtet, die — treu deinen Lehren und deinem Beyspiele — immer das seyn werden, was du warst. Was braucht's dir Denkmal! Und kümmert die Ameisen, die um deine Ruhestätte krabeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in Wolken.

Herwing und Lindenholm.

Wann hat wohl je ein Mensch sein Herz so genau geprüft, daß er alle die geheimen

heimen Triebe zum Bösen kennt, die in demselben verborgen liegen, und die oft an dem besten Herzen zum Verräther werden. Stolz und Eigennutz sind meistentheils die Triebfedern unserer Handlungen, — nur zu oft die geheime Quelle, daraus die abscheulichsten Verbrechen fließen. Wir sind aber gewöhnlich zu sicher auf unsere Tugend, zu leichtgläubig gegen uns selbst, um unser Herz näher kennen zu lernen, und die Eigenliebe ist immer geschäftig, uns vor uns selbst zu verbergen. Daher wird der Mensch oft zum schändlichen Bösewicht, ehe er es einmal sichs selbst glauben würde, daß er auf dem Weg dazu sey, weil er es stuffenweis wird, es ohne sein Wissen wird. Kaum ist der erste Schritt gethan, so eilen die folgenden nach, und wir sind schon so weit gekommen, daß die Rückkehr beynahe nicht mehr in unserer Macht steht.

Wie sehr liegt also daran, daß wir uns kennen, die geheimen Gänge unsers Herzens aufdecken lernen, den Keim der Leidenschaften ausfindig machen, und sie nicht, wie eine thörichte Mutter ihr Kind, durch Eigenliebe verzärteln, und Ungeheuer an ihnen aufziehen,

die

die uns als Mann tyrannisiren, uns Ruhe und Glück rauben.

Deine eigene Erfahrung, Jüngling! wird dich leider! mit noch mehr so Beyspielen bekannt machen, — mit Beyspielen, die noch weit abscheulicher sind. — Lasse sie dir kräftige Lehre seyn, und verlösche nie das Schreckenbild aus deiner Seele, das so eine Geschichte eingedrückt hat.

Herwing und Lindenholm waren die trautesten Gespielen in ihren Kinder-Tägen, und die zärtlichsten Freunde in ihren Jünglings-Jahren. Die Nachbarschaft ihrer Häuser, ein gleiches Alter, gleiche Beschäftigung und die Freundschaft ihrer Väter knüpfte ein Band, das unzertrennlich allen Stürmen zu trotzen schien. Sie waren einander unentbehrlich, und keiner konnte ein Vergnügen genießen, woran nicht der andere Theil nahm. Sie hatten ihre Spiele gemein, und selbst ihre losen Streiche wurden gemeinschaftlich ausgeführt. Mit welcher Zufriedenheit entdeckten nicht die beyden Väter in dem jungen Busen ihrer Söhne immermehr gegenseitiges Wohlgefallen, — immermehr gegenseitiges Bestreben zu gefallen, und freuten sich der schmeichelnden

den Hoffnung, daß ihre Freundschaft noch in ihnen Söhnen fortleben würde.

Auch waren die Kinder beyde gut, und liebenswürdig, und noch zeigte sich nur der einzige Unterschied in ihrem Karakter, daß Herwing von jeher, durch das Beyspiel seines Vaters aufgefodert, nie müßig war, und jedes Geschäft mit anhaltendem Fleiße schlichtete, ohne daß er eines Anstrengens bedurft hätte: hingegen Lindenholm fieng nichts an, vollendete nichts, wenn nicht der Ehrgeiz seine Rechnung dabey fand. Alles geschah bey ihm aus dem Triebe, und alle Mittel waren unzulänglich, ihn zu etwas zu bewegen, wenn nicht der Ehrgeiz befriedigt wurde. Und diese Leidenschaft, die man in ihrem Keime übersah, ihr wohl gar schmeichelte, daß sie um sich grif im Herzen, und sich aller guten Seiten desselben bemächtigte, wurde in der Folge von Lindenholms Geschichte die geheime Quelle seiner Vergehen, der Grundtrieb zum Bösewicht.

Herwing und Lindenholm hatten bereits schon ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und diese fünfzehn Jahre — wer hatte sie gezählt? — So wie ihnen ein angenehmer Frühlings-

tag unter Scherzen und Spielen entschlüpfte, so eilte ein Jahr — so eilten sie alle vorüber.

Sie kamen nun immer dem Zeitpunkte näher, an dem das Vaterland nützliche und rechtschaffene Bürger erwartete. Mit hoffnungsvollem Zutrauen sahen ihm selbst die beyden Väter entgegen, berechneten ängstlich die Jahre, die bis dahin noch verfließen würden, und machten sich unterdessen glänzende Plane in die Zukunft.

Noch ein Jahr konnten sie die Freude haben, sich an den Anblick der jungen Freunde zu weiden, und dann — war die Trennung unvermeidlich. —

Die beyden Jünglinge mußten fort, um sich auf der hohen Schule Kenntnisse zu ihrem künftigen Berufe zu sammeln, und sich zu würdigen Dienern des Staats zu bilden.

Wer nie Vater gewesen ist, nie Vaterfreude an seinem Kinde gefühlt hat, kann sich auch keinen Begrif von den Empfindungen machen, die die beyden Söhne in den Herzen ihrer Väter zurückließen. — Schmerz über die Trennung, und Freude über die Hoffnung

sie

sie wieder zu sehen, würdiger und wackerer wieder zu sehen, wechselten im Herzen ab, und reitzten ihre Phantasie zu prächtigen Träumen in die Folgezeit.

Sobald sie ihren Bestimmungsort erreicht hatten, und ihre Geschäfte in Ordnung gebracht waren, giengen sie mit unermüdetem Fleiße an die Vorbereitung zu ihrem Berufe. — Allein Lindenholm hatte nicht einerley Trieb mit seinem Freunde. Er würde der unthätigste Mensch gewesen seyn, wenn ihn nicht seine Hoffnung, einst im Staat eine glänzende Rolle zu spielen, zur Geschäftigkeit ermuntert hätte, und in seinem Herzen machte er schon den bösen Vorsatz, überall nach dem Vorzug zu ringen, der *einzige* zu seyn. —

Nun wurde er kleingeistig, hörte gerne Schmeicheleyen, ließ immer mehr Stolz an sich blicken, und machte sich durch seine Eitelkeit in allen Gesellschaften lächerlich. —

Herwing hingegen äußerte mehr sanftes, stilles Betragen, nahm Jedermann für sich ein. — Er hatte sich in Kurzem allgemeine Achtung und Liebe erworben, und in allen Gesellschaften drängte man sich an ihn, suchte

te

te seinen Umgang, und ließ Lindenholm zurück. Man entfernte sich immer mehr von ihm, und endlich — fand er sich allein.

Das wurmte ihm gewaltig, und er konnte nicht begreifen wie? — Seine Eitelkeit verhinderte ihn, die Ursache davon in ihm selbst zu suchen, und daher gerieth er gerade auf die entferntesten Einfälle. Dem gab er Unwissenheit Schuld, jenem Bauernsitte, und so fand er an jedem den Grund, man müsse ihn verkennen, und seine Verdienste nicht genug zu schätzen wissen.

Herwing liebte seinen Freund so sehr, als daß er bey der Geringschätzung hätte gleichgültig seyn können, die Lindenholm auf allen Seiten fühlen mußte. — Aber er kannte die Ursache davon, und wußte wohl, daß sein Freund erst das Uebermaaß seines Stolzes ablegen, und sein Betragen gegen andere ändern müsse, wenn er sich Achtung und Liebe erwerben wolle. — Aber Herwing hatte die Menschen noch nicht so genau kennen gelernt, um wissen zu können, daß selbst die zärtlichste Freundschaft einer überhand genommenen Leidenschaft weichen müsse.

Her-

Herwing hatte sonst alle Macht über seinen Freund, nur über seine Leidenschaft nicht, darüber Lindenholm selbst nicht Herr war.

Was ihm also Herwing Gutes zu rathen glaubte, sah er für Demüthigung an, und alle Kränkungen, die er ferners wegen seinen Stolz leiden mußte, schrieb er auf Herwings Rechnung, in dem er nun statt dem Freunde einen Bösewicht zu sehen glaubte, der ihn auf dem Wege nach Ehre aufzuhalten, und ihm vorzukommen suche.

Noch durfte er es nicht wagen, öffentlich mit Herwing zu brechen, denn die Liebe seines Vaters war so fest mit Herwings Freundschaft verbunden. Er konnte, und durfte daher keinen Angrif auf seinen Freund wagen, ohne nicht zugleich seinen Vater und Herwings Vater auf das empfindlichste zu beleidigen, ohne sich nicht den Haß aller Edlen zu zuziehen, die Herwings Freunde waren.

Er brauchte also Verstellung, nahm nun die Freundschaft zur Maske, hinter die er seine gallsüchtigen Absichten verbarg. Trug immer noch die freundlichen Liebkosungen im Munde, und sein Herz schwoll vom Geifer

des Neides. Er drückte seinen Freund an den Busen, darinn ein heimtückischer Verräther auf Anschläge sann, in Geheim die Ruhe seines Freundes zu untergraben.

Noch vor einem Jahre war Lindenholm der edelste Jüngling, der zärtlichste Freund, der Blut und Leben für seinen Herwing würde hingegeben haben, und nun um ein Nichts — um die Puppe seiner Einbildung die Freundschaft mit Füßen tritt, alles Gefühl davon aus seinem Herzen bannt, und es zur Schmiede schändlicher Bubenstücke macht. — Vor einem Jahre — hätte man ihn nur im Schattenbilde das Ungeheuer gezeigt, das eine thörichte Leidenschaft aus ihm gemacht hat, wie würde er vor sich selbst zurückgebebt haben — der Hand des Zeichners geflucht und ihn einen schändlichen Lügner gescholten haben.

Lindenholm war schon ein treuloser Bösewicht, ohne es nur zu bemerken, daß er es werden könnte, denn er dachte immer, alles was er thue, fodere die Rechtfertigung seiner selbst.

Zum Unglück noch für ihn wurde er immer mit Herwing in eine Paralelle gesetzt,

und nothwendig mußte er gewaltig viel bey der Vergleichung verliehren. — Wo ihm nur immer das Auffahren seines Stolzes Vorwürfe und Ahndungen zuzog, wurde er durch das Gegenbild von Herwings Karakter gedemüthigt.

Diese Art der Korrektion ist der erniedrigendste für unsern Stolz und die heftigste Kränkung unseres Ichs, andere besser sehen zu sollen, als wir sind, und kann dann öfters eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Lindenholm wurde durch den Verlurst, den er bey der Vergleichung mit Herwing litt, immermehr gegen ihn aufgebracht, fand Fehler an ihm, die andere nicht sahen, suchte sie sorgfältig auf, fand sie selbst in Herwings Tugenden — seine eigenen Fehler glaubte er in seinem Freunde zu sehen.

Er spielte ihm hie und da einen bösen Streich, aber wenige gelangen, — und je weniger sie ihm gelangen, destomehr wurde er gegen ihn erbittert, desto hastiger verfolgte er seinen Weg, und eilte dem Verderben zu. Und wie viel litt er nicht selbst dabey,

der

der Unglückliche! — Mit der Freundschaft floh auch alle Ruhe aus seinem Herzen. Die Munterkeit seines Geistes verlohr sich, und wie sich das Edle in seinem Herzen verlohr, verlohr sichs auch in seinem äußern Betragen. — Seine freye, offene Stirne faltete sich in tiefe Runzeln; aus seinem Auge stralte nicht mehr die gesellige Freude, nicht mehr der heitere Blick einer reinen schuldlosen Seele. — Seine verbissenen Lippen waren nicht mehr erhaben, wie ehe, da sie noch die Dollmetscher seines Herzens waren; um seinen Mund, gewohnt sich zum Hohnlächeln und spöttischen Krümmungen zu verziehen, grub sich jene satirische Furche ein, die einen beym ersten Blick schon alles Zutrauen raubt. Sein kühner, gerader Gang wurde schleichend und schüchtern. Alle seine Geberden verriethen die geheime Geschichte seines Herzens.

Glaube ja nicht, Jüngling! daß du unbemerkt lasterhaft bist. Du magst dich noch so sehr in dich selbst schmiegen; deine Leidenschaften werden sich dem scharfen Auge des Beobachters verrathen. Deine Seele ist zu genau mit den Organen deines Körpers verbunden, als daß sie nicht jede Regung, die in derselben vorgeht, entdecken sollten.

Der Wollüstling trägt das genaue Verzeichniß seiner Ausschweifungen mit sich herum.

Der Geizhals wird dir mit einer unfreundlichen, mißtrauischen Miene über die schlechten Zeiten jammern, und über Luxus und Geldmangel schreyen; oder wenn du ihn auf seinem Wege vom Rücken belauschest, so wird ihn dir gewiß seine Unruhe verrathen, du wirst ihn rechnen hören und über die Vermehrung seiner Zinsen spekuliren.

Der Tartüffe wird dir Enthaltsamkeit und Andacht predigen, allein sein Mund mag noch so künstlich heucheln, so verräth ihn gewiß sein Kopfhängen, sein stets zur Erde gesenkter Blick; ja selbst, wenn er seine dürren Hände zum Himmel faltet, sich vor dem Allmächtigen auf die Erde wirft, und betet, so verräth sich Tartüffe, denn er betet mit dem Pharisäer.

Und so alle andere, je nach dem sie mehr oder weniger Sklaven ihrer Leidenschaften sind.

Was verheimlicht wohl der Mensch in seinem Herzen, von dem sich nicht wenigst einige sichere Spuren in seinem Aeußeren zeigen? —

Gram und Kummer zeichnen sich in die Stirne, und wischen die Rosen von den Wangen. Wenn Reue über ein geheimes Verbrechen im Busen wühlt, sich wie eine unbändige Schlange um das Herz windet, und es zusammenpreßt, wer vermag wohl den Ausdruck des innern Schmerzes zu verbergen? — Wer gebietet der Verzweiflung, die dein Inneres zerfleischt, daß sie nicht auch aus deinen hohlen Augen im düstern Flammenblicke rede, daß nicht all deine Geberden der ganzen Gesellschaft sagen, was in dir vorgeht.

Siehe! da kömmt ein Unglücklicher den Weg herauf, — kömmt eben von der Stette, wo er sich von seines Nächsten Eigenthum bereicherte, seinen Bruder erschlug, oder ein unschuldiges, wehrloses Mädchen entehrte. Geh rasch auf ihn zu, red ihn im dreisten, starken Tone an — wie er blaß und bebend zurückfährt, und in dir schon den Rächer seiner Schandthat — oder doch den Verräther zu sehen glaubt. Sein Blick ist unbeweglich zur Erde geheftet, weil er den ernsten feurigen Blick eines freyen Mannes nicht ertragen kann.

Aber nicht nur allein der, dessen Herz schon das marternde Bewußtseyn eines schwarzen Verbrechens in sich schließt, wird sich auf diese Art verrathen; auch jener, der erst mit einem Anschlage dazu beschäftigt ist, wird die Menschen scheuen, und in eines jeden Miene — in jeder zweydeutigen Rede einen Kundschafter seines Geheimnisses zu sehen glauben.

Welche schreckliche Folgen einer unbezähmten Leidenschaft! — Wir werden von einer Thorheit zur andern, von einem Verbrechen zum andern hingerissen, und überall schleppen wir die Zentnerlast derselben an schändlichen Ketten mit. Das Verbrechen macht seinen Mann furchtsam und mißtrauisch. Des Tages martern ihn peinigende Vorwürfe und Furcht; des Nachts schrecken ihn ängstliche Träume aus seinem Schlafe. Alle gesellige Freude flieht ihn, es ist ihm in keinem Zirkel von Menschen wohl, denn sie sind ihm alle verdächtig. — Er hat keinen Freund, keinen wohlthätigen Theilnehmer seiner geheimen Leiden; selbst Gattin und Kinder sind ihm fremde. — Einsam und verlassen steht er wie auf einer schrofen Felsenspitze unter

den

den Menschen, und sieht mit zagendem Blicke auf seine glücklichern Brüder herab.

Es ist ein schreckliches Bild — und doch wie schwach, wie undeutlich gegen die Wahrheit selbst; — Herwing, dessen edles Herz voll warmer, thätiger Freundschaft für Lindenholm schlug, sah mit Schmerz die Veränderung, die mit seinem Freunde vorgieng. Er sahs, fühlte es — war der einzige, der Mitleiden mit dem Unglücklichen fühlte, und wußte nicht, daß er selbst es war, den Lindenholm haßte. Er allein wagte es, seinen kranken Freund zu heilen. Er sammelte Gründe in seinem Herzen, Gründe der Freundschaft, um ihn zu beruhigen. — Schlenderte mit ihm manchen schönen Abend ins Freye, nahm da Lindenholms Hand in die seine, drückte ihn an seinen fühlenden Busen, und sagte: Lindenholm! — Freund! — Warum wollen Sie mir die Wunde in ihrem Herzen nicht zeigen, wo es blutet? — Wie hab ich ihr Mißtrauen verdient? — Sagen Sie — Sie sagen es ja ihrem Freunde — wie Ihnen zu helfen ist, und wenn es alles — alles — mein Leben kosten sollte; wenn es nur in meiner Macht steht, Ihnen Ruhe wieder zu schaffen. —

Her-

Herwing sagte dieß oft mit Thränen, glaubte Balsam in die Wunde des Freundes zu gießen, und war Gift, und Lindenholm sah ihn mit einem grämlichen Blicke an, riß sich loß, und sein Herz nannte den Freund einen Betrüger.

Mit welcher Ungeduld sehnten sich nicht die beyden Väter nach dem letzten Tage, der ihnen ihre Söhne nach vollendeten akademischen Jahren in ihre Vaterarme zurückbringen würde? — Und je näher sie ihm waren, desto ungeduldiger riefen sie ihm, zu eilen, desto weiter entfernte sie ihre Ungeduld von ihm. — Endlich erschien er doch auch. Fünf Jahre riß der unaufhaltsame Strom der Zeit mit sich fort, und schüttere sie in den Ozean der Vorzeit. Fünf Jahre — wie lange werdet ihr manchem Vater! — Wie unbemerkt entwischt ihr dem Jünglinge, der eurer nicht achtet! — Fünf Jahre — ewig verschwunden! —

Herwing selbst sah mit freudigem Herzen eine Zeit sich enden, die ihm bis itzt noch die unangenehmste in seinem Leben war. — Er war die Menschen nicht gewohnt, die er da zu sehen bekam, und ihr tumultuarisches Leben,

das

das ihm auf einmal all seine hohen Begriffe von Menschen, und der Bestimmung des Menschen raubte. — Auch war es ihm lieb, daß Lindenholm wieder zu Hause kam; er hoffte, sein Freund würde in den Armen seines Vaters, im Schoose der Natur, im Zirkel der Freundschaft die verlorne Ruhe wieder finden, wieder der gute, gesellige Junge, der zärtliche offne Freund werden, der so gerne, mit so warmem Gefühle an Herwings Busen hieng, ehe sie mit einander auf die hohe Schule reisten.

Am meisten aber sehnte sich Herwing seinen Vater, seine Freunde, den Ort wieder zu sehen, wo er unbekannt mit dem Menschen, und ungekränkt die seligsten Jugendfreuden genoß. Daher rechnete er der Zeit eben so ungeduldig nach, als sein Vater; fühlte eben das bange Sehnen nach Wiedervereinigung, das die beyden Väter fühlten.

Auch Lindenholm wurde gegen die letzten Tage vergnügter; schien sogar sein Herz der Freundschaft wieder zu öffnen, und wirklich ermunterte ihn die Freude, einen Ort zu verlassen, der ihm seine Ruhe, und seine Freuden geraubt hatte. — Aber immer schwoll

sein

sein Herz von eitlen Hoffnungen, und sein Kopf war voll feindlicher Plane, wie er Herwingen unter sich bringen: und Ehre und Ansehen über ihn erringen würde, und seine größte Bekümmerniß war immer die: Wenn nur Herwing nicht vor mir; nicht eine ansehnlichere Beförderung als ich erhaltet. — Der Gedanke durchkreutzte sein Gehirn von einer Seite zur andern, und beschäftigte ihn die ganze Reise durch.

Der einzige Trost schmeichelte noch seinem Stolze, daß er sich selbst besser fühlte, und auf Reichthum und Ansehen seines Vaters pochen konnte. Der war reich, und hatte viele Freunde am Hofe.

Mit diesen Gedanken näherte sich Lindenholm seinem Vater Orte auf einige Stunden; wo ihnen die beyden Väter entgegen kamen, und sie freudethränend in ihre Arme schlossen.

Lindenholms Vater hatte die Absicht, sich unterdessen seinen Sohn adjungiren, und dann mit der Zeit seine Stelle durch ihn besetzen zu lassen. Beyde, Vater und Sohn bestrebten sich aus allen Kräften, ihren Zweck zu erreichen, und es gelang ihnen auch.

Lin-

Lindenholm hatte nun, was sein Stolz verlangte, und der Anschein, der von Herwings Aussichten keinen so glücklichen Erfolg versprach, hob ihm alle Besorgniß, daß ihm Herwing über den Kopf wachsen könnte. — Er freute sich seines Triumphes in vollem Maaße, und ließ ihn seinem Freunde bey allen Gelegenheiten fühlen. — Er hielt sich immer in einer gewissen Entfernung von ihm, und steckte auch sogar seinen Vater mit einem ziemlichen Theile seiner Schwachheit an.

Eine gewisse Folge, wenn sich Aeltern bis zum Uebermaaß in ihren Kindern gefallen.

Herwings Vater, der nicht minder zärtlich für seinen Sohn dachte, und ihn doch wenigstens in gleichen Glücksumständen mit seinem Freunde zu sehen wünschte, fühlte die Kränkung zu sehr, als daß nicht auch in ihm das natürliche Antheil Menschen Stolz erwacht wäre, der ihn denn aufs heftigste anspornte, für seinen Sohn alles mögliche zu wagen.

Er reiste mit ihm zur Stadt, suchte sich Freunde und Empfehlungen; fand sie, und an Menschenkenntniß und Klugheit fehlte es

ihm nicht, um die verschiedenen Wege zu finden, auf denen man der Cabale und Verfolgung ausweichen kann.

Herwing empfahl sich selbst am meisten. Seine schöne Bildung und das angenehme Betragen, seine Bescheidenheit bey den Grossen und seine Herablassung bey Geringern nahmen Jedermann für ihn ein, und Jedermann verwendete sich mit Vergnügen für ihn.

Im Kurzen hatte Herwing seine Absicht erreicht, und sah seinen Sohn im Besitze einer ansehnlichen Staatsbedienstung. —

Herwing blieb in der Stadt zurück, und sein Vater kehrte mit den mannichfaltigsten Empfindungen der Freude nach Hause. — Das Bewußtseyn, seiner Zärtlichkeit Genugthuung verschaft, seinen Sohn für die erlittene Bekränkung schadlos gehalten zu haben, und ihn nun in einem Wirkungskreise zu sehen, wo seine Talente und sein Herz Raums genug haben würden, wo allgemeine Achtung und Ehre seine Verdienste belohnen, und ihm den Weg zu höhern Stufen bannen würde. — dieses Bewußtseyn bemächtigte sich nun ganz des guten Vaters, und hätte ihn gewiß

zum Thoren, der Lindenholms Vater wurde, gemacht, wenn ihn nicht sein Gutes Herz und Geistesstärke wieder in sein Geleise zurückgeführt hätten. Die Vernunft mäßigte die Wallungen des Herzens; mit männlicher Bescheidenheit sprach er unter den Seinigen, als er daheim anlangte, von der Sache, und ließ nicht die mindeste Spur von siegerischer Freude an sich blicken.

Die Neuigkeit von Herwings Glück bey Hofe schlug auf einmal Lindenholms Triumph, wie vom Donner getroffen, zu Boden, und die traurigste Nachricht hätte sein Herz nicht so gewaltig angegriffen, als diese. — Die ersten Tage war er zu allem Geschäfte untüchtig, selbst des Nachdenkens nicht fähig, wie er seinen Nebenbuhler von der Höhe, die er über ihn erreicht hatte, wieder herabstürzen wollte.

Allen Leuten war das Betragen dieses jungen Neiders unerklärbar, nur Herwings Vatern nicht, der die Quelle gleich fand, und deßwegen für die Ruhe seines Sohnes äußerst besorgt war. Er schrieb ihm daher den ganzen Vorgang, und mahnte ihn, sich vor jedem zweydeutigen Schritte in Acht zu

nehmen, und sich so klug als möglich vor allen Fallstricken zu hüten, weil er vor wußte, daß er Lindenholm alles aufbieten würde, ihn zu stürzen.

Herwing las den Brief, wie ihn die wenigsten würden gelesen haben. Er hatte keinen seiner Schritte zu bereuen; und also auch nichts zu befürchten. — Er zürnte dem unglücklichen Manne nicht; aber er beweinte ihn; es schmerzte ihn tief in der Seele, daß sich ein Mensch, von dem er sich so hohe Begriffe gemacht hatte, den er so sehr liebte, von einer thörichten Leidenschaft habe so weit können verleiten lassen. Er legte den Brief traurig zur Seite, und sagte mit gen Himmel gewandten Blicke: O wie elend ist der Mensch, wenn ihn Vorurtheil und Leidenschaft in ihrem Solde haben! —

Immer schwebte das Bild seines verlohrnen Freundes vor ihm, als nähm er, in Staub gedrückt, von dem Stolze Befehle an, und huldige der menschlichen Thorheit; bäte den Irrthum um Wahrheit, und suche Hoheit und Würde bey den Insekten, die mit ihm im Staube krochen. Er zörnte ihm nicht, daß er böse war; er beweinte ihn; denn

denn Herwing liebte den Menschen, und haßte das Laster.

Er gieng ruhig seinen Gang fort, that Gutes, wo er es konnte, und war immer thätig in seinem Zirkel. — Wenn er seine eigenen Geschäfte geschlichtet hatte, verwendete er die übrige Musse auf die Geschäfte seiner Kollegen, von denen es manchem an Fertigkeit, manchem an Lust zu arbeiten fehlte, und also oftmals wichtige Geschäfte, daran das Wohl und die Ruhe ganzer Familien lag, würden vernachläßigt worden seyn.

An einem schönen Sommerabende, der auf einen heißen, schwüllen Juliustag gefolgt war, gieng Herwing allein seiner Weise nach spazieren, und freute sich an dem Anblicke der wohlthätigen Natur, und bewunderte den Schöpfer derselben, und sein Herz fühlte sich voll des Dranges der Freude. —

So gieng er wohl über eine Stunde seinen Gedanken nach, und verlor darüber den Weg, und gieng auf einem einsamen Fußsteig über blumigte Wiesen, bis er zu einer kleinen Hütte kam, wo ihn das Geschrey eines Kindes aus seinen Gedanken weckte, und

sein Herz mit einem traurigen Anblick erschütterte.

Vor der Thüre saß eine lange hagere Frau, mit abgehärmten bleichen Wangen, weinte, daß ihr die häufigen Thränen die hohlen Furchen der Wangen ausfüllten, und rang schmerzlich die zarten Hände. Vor ihr auf der Erde lagen zwo Töchterchen, halb bloß, und nur mit einigen Trümmern einer alten Kleidung bedeckt, und halfen ihrer Mutter weinen, und ihren Schmerz vermehren.

Herwing fragte um die Quelle ihres Jammers, und bot ihnen liebreich seine Hilfe an. Allein da schwieg die arme Frau, raffte ihre Kinder von der Erde auf, und wollte zur Thüre hinein. Da hielt sie der gute Mann am Arme zurück, und sagte: Liebe Frau! die Lage, in der ich Sie so eben gefunden, hat zuviel Eindruck auf mein Herz gemacht, als daß ich mehr gleichgültig bey ihrem Schicksale seyn könnte. Lassen Sie mich den Schmerz, den mir ihr Anblick verursachte, nicht im Busen herumtragen, ohne wenigstens in der Hoffnung Trost zu fühlen, daß ich Ihnen dienen kann. — Alles was ich sehe, ist allenfalls, daß Sie arm sind — es einmal nicht

waren; nun sagen Sie mir, wie Ihnen aus diesem Zustande zu helfen ist.

Die Treuherzigkeit, mit der er dieß sagte, benahm ihr alle Zurückhaltung, und sie fieng nun umständlich ihre Geschichte zu erzählen an. Sie war die Wittwe eines Beamten, der erst vor ein anderthalb Jahren gestorben. Schon vor langer Zeit fiel ihm von einem seiner Anverwandten ein ansehnliches Vermögen zu, wogegen aber die übrigen Freunde Prozeß führten. Der Streit um ein entferntes Gut raubte ihm sein gegenwärtiges, und die Prozeßunkosten brachten ihn so weit, daß nach seinem Tode nichts als Deserviten, Conto und Schuldbriefe gefunden wurden. Nun zogen die Gläubiger alles, was da war, und nur einigen Werth hatte, an sich, und der unglücklichen Frau blieb nichts als Noth und zwey unmündige Kinder. Mit diesen wandte sie sich zu einem Oheim von ihrer Freundschaft, der sie unterstützte, und den Prozeß wieder in Gang brachte. Allein nach einem halben Jahre rührte ihn der Schlag, und sein Tod setzte sie wieder in den elenden hilflosen Stand, in dem sie vor war. — Das wenige, was sie sich mit ihrer Hände Arbeit verdiente, nährte sie in der Stadt nimmer,

und so vertrieb sie die Armuth in eine einsame Hütte, wo ihnen der Hunger-Tod von Tag zu Tag näher kam.

Herwing hörte mit innigster Rührung ihre Leidengeschichte an, tröstete sie mit den heiligsten Versicherungen, daß er alle Kräfte zu ihrer Rettung anwenden wolle, und gab ihr sein weniges Taschengeld, das er bey sich führte, damit sie sich doch auf einige Tage, bis er wieder käme, Nahrung schaffen könnten.

Herwing eilte seinen Weg zurück, und der Mond beleuchtete ihm die Bahn, und die Sterne waren seine Führer. Es ist doch alles so schön in der Natur, so voll Güte, so voll Wonne für den Menschen; die ganze Schöpfung das Werk der Liebe, — und der Mensch so elend! Und die Thiere sind es nicht! — Und ist so ein großer Absprung vom Menschen zum Thier! — Wär itzt Lindenholm bey mir, so drückte ich seine Hand in die meine, nähm seinen Ring mit dem großen Diamante, und hieß ihn gen Himmel zu den Sternen sehen, und würde ihn fragen: Freund! — was ist dein Brillant gegen dieß Sternchen, das deinem Auge kaum sichtbar ist? Was ein Diamant — größer als das Riesen-

gebirg? — Und sollte es ihm da nicht beyfallen, was Menschen-Größe ist? — Mit diesen Gedanken kam Herwing auf sein Zimmer.

Den andern Tag wars sein erstes Geschäft, sich um den Akt dieser Frau zu erkundigen; er bekam ihn in seine Hände, untersuchte die Sache genau, und da er die Ungerechtigkeit ihres Gegentheils einsah, verwendete er sich mit allen Kräften für die gute Sache, und in wenigen Wochen war der Prozeß zu Ende, der Jahre lang unter den Händen eigennütziger Menschen verzögert wurde, und die arme Wittwe bekam nun ein Vermögen von einigen tausend Gulden in die Hand.

Mehr der edlen Thaten ließen sich zum Gegengewicht der niedrigen Handlungen seiner Mitmenschen von Herwing erzählen, wenn ich sie noch zur Beleuchtung seines Karakters nöthig fände, und mir es der enge Raum verstattete; aber wenn ich auch noch etwelche Bogen mit Anekdoten aus seinem Leben anfüllte, würde ich ihn doch nie so herstellen können, wie er selbst war.

Viele seiner schönen Handlungen blieben auch verborgen; denn die That verlohr bey

ihm vieles, wenn sie Geräusch machte. Er that gern im Stillen Gutes; thats, ohne Lohn, ohne Beyfall zu erwarten. Die Wonne, die sein Herz dabey empfand, war ihm Lohns genug — war ihm alles.

So verstrichen ihm einige Jahre, als ihm die Vorsicht einen weitern Wirkungskreis anwies. — Er erhielt durch die Verwendung des Ministers, der seine Verdienste kannte, und ihn hoch über alle schätzte, eine der wichtigsten Staatsbedienungen.

Herwing sah wohl, daß er sich eine Menge Neider und Feinde unter den Höflingen zuziehen würde, deren einige selbst darnach trachteten, einige aber auf ihre Kreaturen damit Absicht hatten. Aber des Ministers und selbst des Fürstens Versicherungen, ihn vor allen Nachstellungen zu schützen, und noch mehr das Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit beruhigten ihn, und flößten ihm Muth gegen seine Feinde, und Eifer für die Wichtigkeit seines Amtes ein.

Lindenholm hatte sich vor einiger Zeit in die Stadt gedrungen, um näher an Herwing zu seyn, und schneller an seinem Sturze ar-

beiten

beiten zu können. — Er nahm wieder die Maske der Freundschaft vor, um ihn desto sicherer zu machen, und so mächtig auch der Gram über Herwings Erhebung in seinem Herzen wüthete, bot er doch aller seiner Verstellungskunst auf, die er sich mit der Zeit eigen gemacht hatte, um sich zu verbergen. Verläumdung dachte er, hab ich alle versucht; aber sie reicht nicht zu, ihn aus dem Herzen des Ministers zu reissen: also Thatsache. —

Einst an einem späten Herbstabende, da Herwing eben von einem Besuche zu Hause gehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen, das ihn anhielt, und mit gebrochenen Worten, die von der Beklemung ihres Herzens erstickt zu seyn schienen, und unter Thränen bat, ihr in die Wohnung einer unglücklichen Familie zu folgen, von der sie ihm eine so rührende Erzählung machte, daß Herwing keine Minute anstund, der Stimme seines Herzens zu folgen.

Nachdem er einige kleine dunkle Gäßchen mit ihr durchzogen war, blieben sie vor einem alten schlechten Häuschen stehen. Herwing trat hinein, und die Thüre wurde halb hinter ihm zugeschlossen. — Es war nicht die

Hütte

Hütte der dürftigen Tugend, nicht der Wohnort edler Menschen, die eines Edlen Hilfe bedurften. — Es war die Höhle des schändlichsten Lasters. — Lindenholm hatte es mit einer von den Töchtern der Freude abgeredet, Herwing unter diesem Vorwand in seine Falle zu locken. — Dem Minister hatte er hinterbracht, daß Herwing öfters heimliche Bordels besuche, und both ihm bey dieser Gelegenheit an, ihn selbst von der Wahrheit zu überzeugen. In einer Ecke der Gasse stunden beyde, Lindenholm und der Minister versteckt, und sahen ihn die Schwelle dieses Hauses betretten — Lindenholm mit teuflischer Lache in seinem Herzen über den so glücklich gelungenen Streich — Der Minister mit Zorn und Abscheu vor einem Menschen, den ihm der Anschein als den elendesten Betrüger zeigte.

Ha! der Schändliche! rief er auf, ich will ihm die Larve vom Gesicht reissen. Kommt mit mir, sagte er zu Lindenholm, ich muß hinein, und wenn noch ein Tröpschen ehrliches Blut in seinen Adern schlägt, so will ichs ihm ins Gesicht jagen. Mit schnellem Ungestümm öffneten sie die Thüre, und — da stund der Betrüger — Lindenholm. Die

alte

alte Kupplerinn und ihre beyden Mädchen lagen eben in einer bittenden Stellung zu Herwings Füßen, und gestunden ihm mit Thränen ihr schändliches Vorhaben, als der Minister mit Lindenholm zur Thüre hinein- trat. — Herwing wendete sich gleich zu ihm, und bath ihn, aus dem Munde dieser Leute selbst seine Rechtfertigung zu hören. — Ja, fieng die Alte an, dieser Herr da hat uns durch Geld und Worte verleitet, den edlen Mann mit dem Verdachte eines schändlichen Wollüstlings zu brandmarken, und mich dadurch des schwärzesten Undanks schuldig zu machen. Er rettete mich vor einigen Jahren aus der äußersten Dürftigkeit, und setzte mich durch die Summe, die mir von dem gewonnenen Prozeß zufiel, in einen Stand, wo ich meine Tage glücklich und mit Ehren hätte verleben können, wenn mich nicht Leichtsinn und Stolz meiner Mädchen wieder gestürzt hätten. Wir vergassen, daß wir kein Vermögen mehr hätten, und wollte die vorige Lebensart fortsetzen, und suchten auf Wegen das Glück, wo man gerade der Schande und dem Verderben entgegen rennt. Eure Excellenz! ich weiß nur zu wohl, daß die strengste Strafe unsrer wartet; aber gern will ich meine

Schuld büssen — lebenslang büssen, weil nur die abscheulichste That nicht gelungen ist. —

Der Minister wendete sich nun zu Lindenholm, und ein wilder, grimmiger Blick deutete ihm seine Strafe vor. Aller Zorn, den er gegen Herwing gereizt hatte, fiel nun doppelt auf ihn zurück, und von allen Seiten mußte er die härtesten Ausdrücke, die schimpflichsten Vorwürfe dulden. Herwing allein trat hin zu ihm, und sagte im sanften Tone — im Tone der edelsten Freundschaft, Freund: wie konnten Sie so grausam gegen sich selbst seyn? — er wagte auch ein Wort bey dem Minister für seinen Feind; aber er bath ihn zu schweigen, umarmte ihn, und sagte: Herwing! verzeihen Sie mir die Beleidigung, die Sie von mir erlitten haben. Ich versichere ihnen hier mein ganzes Zutrauen, und keine was immer für eine Anklage soll es Ihnen je wieder rauben können.

So siegte er über seinen gefährlichsten Feind, ohne es je gewollt zu haben; selbst da sich die Bosheit schon seines Sturzes freute. O fänden sich doch mehr der Edlen wie Herwing in dem Tagbuch der Menschheit,

und

und der Menschenfreund könnte vergessen, daß es Lindenholms giebt.

Karl von Lindenberg.

Eine Erzählung.

Karl von Lindenberg war ein guter Jüngling, er besaß ein empfindsames Herz, und eine edle Seele

Güte des Herzens ist ein Geschenke der Schöpfung, und eine emfindsame Seele ist Glück für die Menschheit. Wie schön und edel ist die Natur, wie heiter die Täge des Frühlings, wie angenehm die Abende nach einem schwülen Tage — wie reitzend die stillen Nächte, wenn die Sterne am Himmel glänzen, oder der Mond seine sanften Lichtstralen verbreitet! Wie sehnt sich der Wanderer nach einem mühevollen Tage nach Ruh — und welche Wonne kühlet den Busen des ermüdeten Reisenden, wenn ihn eine gutthätige Linde in seinen Schatten aufnimmt. Wohlwollen unter den Menschen ist Wink der Natur, das Glück unsrer Tage liegt in unsern

Herzen. Im Gefühle, im Mitleiden herrscht Kraft, und stärkere Kraft als in Balsamgetränken. Lindenberg fühlte dieses alles in seinem Herzen; schon frühe in seiner Jugend nahm er Antheil am Schicksale der Unglücklichen, und seine Seele öffnete sich gern dem Leidenden, wie das Nachtveilchen sich öffnet, um die letzten Stunden des sterbenden Tages in ihrem wohlthätigen Schoose aufzunehmen.

In stillen Gegenden, in öden Wäldern wandelte Lindenberg einsam herum, dachte dem Schicksale der Menschen nach, und stimmte sein Herz beym Gesang der Nachtigallen zu empfindsamen Regungen.

Leiden und Mitleiden war sein Geschäft, und doch war kein verzehrender Gram an seiner Stirne. Sanfte Theilnehmung an allem, was unglücklich war, malte sich deutlich in seinem schmachtenden Auge.

Eine stille Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe erhob die Reize seiner sanften Phisionomie, seine entgegeneilende Miene, sein gütiger Blick erhöhte jene edle Traurigkeit theilnehmender Seelen, und goß alle Reize der süssen Melankolie auf seine Bildung.

Gute

Gute Herzen ketten sich gern an andere, und gefühlvolle Seelen wünschen sich wieder die Bekanntschaft gefühlvoller Seelen. So gieng es dem guten Lindenberg auch; er fühlte das Leere in seinem Herzen, und wünschte sich oft einen Gegenstand, in dessen freundschaftlichen Schoos er das Innerste seines Herzens ausgießen könnte — er wünschte sich einen Freund.

Einen Freund hast du dir gewunschen, armer Lindenberg! einen Freund! — o wie bedaure ich dich, daß deine Seele dieser Gedanken martert. Freunde für ein fühlendes Herz, wo sind die? Freunde des Vergnügens, der Wollust, der Mahlzeit, und der Ausschweifung — solche Freunde kannst du genug finden, guter Lindenberg! aber Freunde wie dein Herz sie begehrt, wo willst du sie finden? — Entsage, ich bitte dich, diesen Gedanken, er wird sonst die Ruhe deiner Täge stören, dein gutes Herz wird dir ein Ideal erschaffen, das ohne Existenz ist. Der feine Betrüger wird dich täuschen, wird die Masque der Freundschaft anlegen, und sich denn als ein Ungeheuer entlarven, wenn du in nächtlichen Stunden in seinen Armen zu ruhen glaubst.

— Nichts

— Nichts ist hienieden so selten als Freundschaft. — Die wenigen Redlichen, denen die Gottheit ein fähig Herz zu diesem Triebe gab, die wenigen Redlichen leben einsam wie in einer Einöde, kennen sich nicht, weil Erfahrung von Betrogenwerden, und Betrogenwordenseyn, eine Scheidewand zwischen ihnen aufthürmte, und die Kette zerriß, durch die die Natur die Menschen an Menschen fesselte.

Hüte dich, lieber Lindenberg, vor Freunden, und zittere bey der Wahl in unsern Tagen. Lebe einsam, thue jedem Menschen Gutes, fodere von Niemanden einen Dank, von Niemanden ein Gefühl und Freundschaft, und du wirst glücklich leben. Schildere dir die Menschen nicht, wie sie seyn sollen, sondern wie sie sind. — Niederträchtige — undankbare — gefühllose — und liebe sie doch diese Niederträchtige, diese Undankbare, diese Gefühllose, weil sie dir der Schöpfer zu deinen Brüdern gab. — Folge meinen Rath, ich hab ein Bündniß in meinem Herzen geschlossen, der Freund jedes Menschen zu seyn, und von Niemanden Erwiederung der Freundschaft zu begehren, ich hab mich entschlossen Menschen zu lieben, um von ihnen gehaßt

zu

zu werden, Gutes zu thun, um Undankbarkeit zu erfahren, Beleidigungen zu verzeihen, um auf das neue beschimpft zu werden: so ist nun meine Denkart, und ich will die Ungerechtigkeiten der Sterblichen Niemanden klagen, als dem, der die Seelen der Menschen sieht, und die Ursachen weiß, warum er dieses alles zulasset.

Wir werden vergnügt seyn, Lindenberg! und wenn auch unser Herz sich empört, wenn eine Thräne heiß wie Glut auf unsre Wange fließt bey dem Gedanken der leidenden Menschheit — so können wir ja doch vergnügt seyn, daß wir von Ungeheuern nichts foderten, als was Ungeheuer geben können. Wenn ich eine Schlange aus der Grube zöge, und sie tödtete mich denn, so ist es ja die Natur des giftigen Wurms — war meine That minder gut, meine Handlung minder wohlthätig? — Kann mir ihr giftiger Biß die Ruhe meines Gewissens, die Ueberzeugung meines Gefühls rauben? o nein Lindenberg! — nur hier im Herzen ist Ruh — nur hier Lohn der Tugend, fodere keinen andern. Ich gestehe es dir, edler Sterblicher! daß ich auch manchmal des Abends, wie du, die Sterne betrachte, die

über

über mich hinrollen, mir ihre Bewohner zu kennen, und zu wissen wünsche, — ob sie auch unsern Brüdern im Weltthal gleichen. Trö- stend ist der Gedanke der Bosheit der Men- schen nicht, aber doch beruhigend für eine ehrliche Seele. — Er führt uns zurück zu Gott, der der einzige wahre Freund der Tugend ist.

Kannst du jemanden Gutes thun, so ver- säume die Gelegenheit nicht; allein wenn dich dein Mitmensch versichern will, daß er dir dankbar seyn wird, so nehme die Versiche- rung in deinem Herzen nicht an. — Glaub mir, es könnte eine Lüge seyn, und warum willst du einen Strafbaren noch strafbarer machen, und zu seinen Schandthaten auch diese noch hinzusetzen, daß er, wenn er das, was heilig in der Natur und der Menschheit ist, frevelt, sich auch noch zum Lügner ma- chen sollte. —

So mache es auch mit der Freundschaft. Sey der Freund jedes Menschen, und fodere von Niemanden Freundschaft, denn wirst du dich gegen Niemanden zu beschweren haben. —

Freylich, guter Lindenberg! ist dieses al- les nicht so leicht, allein es ist Nothwendig-

keit,

keit, die Menschen sind einmal so, Erfahrung lehrt sie uns kennen.

Ich weiß wohl eine Zeit, wo ich nicht so dachte, an der ich immer die Menschen besser beurtheilte, als sie sind, allein sie bewiesen mir deutlich meinen Betrug, und heilten mir meine blöden Augen, ich sehe deutlicher. Diese meine nunmalige Denkart führt mich auch näher zum Schöpfer zurück, entfernt mich mehr von Geschöpfen, adelt mehr meine Handlungen, weil sich wenigere Absichten von Eigennutz und Selbstliebe in selbe mischen. Glaub mir Lindenberg! liebe die Menschen nicht, weil sie liebenswürdig sind, sondern weil die Gottheit dir befiehlt, deine Brüder zu lieben; thue deinem Nächsten Gutes, nicht darum, weil er es verdienet, sondern darum, weil Gutesthun Aehnlichwerdung der Gottheit ist. —

Thue Gutes mit Verzicht auf Dankbarkeit, thue Gutes aus Liebe gegen den, der die Liebe ist.

So würde ich zu Lindenberg gesprochen haben, wenn ich ihn gekannt hätte, den Edlen, allein die Sprache der Gottheit und der Vernunft ist hörbar jedem dem, der sie hören will.

Lin-

Lindenberg hörte sie auch, und richtete seine Denkart nach diesen Grundsätzen ein. Er that Gutes, und erfuhr die schändlichsten Undankbarkeiten, und ermüdete sich doch nicht Gutes zu thun. Sein Vergnügen war die Einsamkeit, und seine Freude der Genuß der Wonne der Natur.

Eines Tages gieng Lindenberg spät am Abend vom Dorf zurück, wo er öfters hinkam, und Gutes that. Ein alter Mann, der sich mit der Arbeit nicht mehr nähren konnte, war der Gegenstand von Lindenbergs Besuch. Bey diesem brachte Lindenberg manche Stunden zu, und tröstete ihn in seinem Unglücke. Als Lindenberg, wie gesagt den Alten verließ, und nach der Stadt zurückkehrte, so reitzte eine ländliche Familie, die ihre Abendmahlzeit unter einer Linde verzehrte, seine ganze Aufmerksamkeit. Ein Mann mit braunem Gesicht saß an der Linde, schlang seinen Arm um den Nacken seiner ländlichen Gattinn, und die Kinder spielten mit Blumen auf seinen Schoos; Milch war im Gefässe, und Brod auf dem Rasen.

Gütiger Schöpfer! rief er da auf, wie glücklich muß doch der seyn, der an der Sei-

te eines gefühlvollen Weibes die Freuden der Natur genießen kann! wie glücklich ist doch der Sterbliche, der in den Armen eines theilnehmenden Wesens, mit gleicher Stimmung der Seele, mit gleichem Herzensgefühl, die Güte der Gottheit bewundert, und die Freuden der Unschuld genießet! —

O könnte ich auch so ein Mädchen finden — so rief er — und gieng traurig mit niedergeschlagener Seele fort, als hätte ihm ein Schutzgeist in die Ohren geflüstert, daß solche Mädchen sehr selten wären. —

Selten, ja wirklich recht selten! ist gleich in unserm Jahrhundert Empfindsamkeit Mode, so ist sie doch nicht Seelengefühl, sondern bloß nur Empfindeley, und der Jüngling wird leicht bethört, der empfindsame Schwärmer getäuscht.

Lindenberg wußte wohl den Unterschied zwischen einer edlen und gefühlvollen Mädchenseele, und der Seele einer empfindelnden Schwärmerinn.

Lindenberg, so sagte er sich selbst, sey auf deiner Hut, daß du nicht in die Fallstricke einer empfindsamen Dirne fällst. — Lern

das gute Herz, von dem schwachen wohl zu unterscheiden, und benutze zu deinem Mädchenstudium die Erfahrung. Kennst du nicht das Weib des rechtschaffnen Silvanders? — wie herrlich ist ihr Geist, wie edel der Ausdruck, wie gefühlvoll manche ihrer Handlungen — und doch, doch ist sie nichts, als eine Schwärmerinn. Sie hat Vernunft, sie hat Gefühl, aber ihre Leidenschaft schwächt ihre Vernunft, und entseelt ihr Gefühl. — Schwachheit, nicht Herzensgüte ist ihr Karakter, Empfindeley, nicht Empfindung. Vergißt das gute Herz ihren Gatten, ihrer Kinder, um sich bis zu einem niedrigen Liebshandel herabzulassen? heißt sich erniedrigen, sich wegwerfen, Empfindung Empfindeley?

O Menschenfreundlichkeit! wie gefährlich bist du im Herzen des Weibs! unter deiner Masque schleicht sich so gern die Ausschweifung ein, und die gütige Herablassung sinkt oft bis zur Erniedrigung herab. Unsre thörichte Selbstliebe, die immer gewohnt ist, uns zu täuschen, verführt uns unter mancherley Gestalten. —

Belmine liebt einen Sailtänzer, oder einen Laufer, und ihr verblendetes Herz entschuldigt

schuldigt ihre Thorheit, und nennt diese Erniedrigung menschenfreundliche Herablassung — und ihre Untreue, menschenfreundliches Wohlwollen gegen ihren Nächsten. Man muß nicht stolz seyn, sagt Belmine, die Menschen sind alle gleich, und aus diesem Grundsatz giebt ihr Herz den Buhlern die Stelle des Mannes in ihrem Herzen, denn die Menschen sind alle gleich. —

Lindenberg wußte wohl alle diese gefährliche Grundsätze dieses Frauenzimmers, und zitterte beym Gedanken einer empfindsamen Gattinn.

Der Gedanke ist äußerst niederschlagend, für einen empfindsamen Jüngling, wenn er über die Koketterie der Mädchen, und ihrer verdorbenen Denkart nachdenkt. Die Wahl einer Gattinn ist heut zu Tage bedenklicher, als sie jemals war. Wo ist das aufrichtige deutsche Mädchen? wo die redliche unverfälschte Sitten, die das deutsche Weib machten, die Zierde der Sitten hat sich in Putz, und die Redlichkeit in Federbüsche verlohren.

Lindenberg überdachte dieses alles mit tiefer Ueberlegung, und schrieb sich viel Bemer-

kungen über das deutsche Frauenzimmer in seine Schreibtafel.

So bedrängt Lindenbergs Seele immer bey diesen Gedanken war, so hatte doch der sanfte Trieb der Natur zuviel Macht über sein Herz, als daß er sich vollkommen entschließen konnte, der Liebe zu entsagen. Vielleicht sagte er oft, wird der Himmel, der mein Herz kennt, meine Empfindungen leiten, er wird mich das Mädchen kennen lernen, die mich glücklich machen soll. Mit diesen Gedanken schwärmte er oft einsam herum, und unterhielt sich mit dem Ideal eines Mädchens, der seine lebhafte Einbildungskraft ihr Daseyn gab.

Lindenbergs gefühlvolles Herz war jedes rührenden Auftritts empfänglich, und was je seiner Seele auffiel, konnten Zeit und Umstände schwerlich mehr aus seinem Herzen verdrängen.

Die ländliche Mahlzeit, die Lindenberg sah, der braune Mann im Arm seiner ländlichen Gattinn, die spielenden Kinder, das ganze rührende Gemälde war so lebhaft in seinem Geist abgedrückt, als schwebte es immer vor des Jünglings Augen.

Die Freude, die er bey dieser Scene fühlte, das unbeschreibliche Etwas, das ihm Vergnügen an diesem Bilde gab, alles das führte unvermerkt den guten Lindenberg oft an die Stelle, wo ihm dieses Gesicht zum Erstenmal erschien. Er machte diese Gegend zu seiner Lieblingsgegend, und die Linde zu seiner Lieblingslinde; manchmal saß er selbst in ihren Schatten, dachte, wähnte, und traumte, und es war ihm so wohl — und seinem Herzen ahndete, ich weiß nicht was, alles Fröhliches und Gutes.

An einem schwülen Sommertage, als eben Lindenberg wieder unter dem Baume saß, zogen sich schwarze Wolken am Himmel auf, ein heftiger Regen überraschte den guten Jüngling, der nun gezwungen war, zu seiner Rückkehr eine bessere Stunde abzuwarten.

In der Ferne schlängelten feurige Blitze durch die Wolken, Lindenberg sah diesem herrlichen Schauspiele der Natur zu, und bethete Gottes Allmacht in ihrer Majestät an. Das Gewitter ward heftiger, der Regen nahm zu; ein kleiner Ziegenhirt flüchtete sich auch unter den schützenden Baum, und Lindenberg machte bald Bekanntschaft mit dem Knaben.

Guter Bube! fieng Lindenberg an, deine Kleider sind ja durchgenetzt, als hätte man dich aus dem Wasser gezogen! wie wird es dir die Nacht über gehen, wenn du vielleicht kein Rock mehr zum Abwechseln haben solltest!

Hirt. Lieber Herr! Sie haben wohl recht, daß es mir übel gehen würde, ich weiß wohl eine Zeit, wo ich manche lange Nacht durch, wie eine arme Gans vor Nässe schnatterte, und mich oft Täge lange nicht trocknen konnte, aber unserm lieben Herrgott sey's gedankt! diese Täge sind verflossen, der liebe Gott schickte mir nun Kleidung und Wäsche, Schuhe und Strümpfe; sehen Sie nun, mein lieber Herr! — noch drey solche Röcke hab' ich zu Hause in meinem Kasten, wie Sie da sehen.

Lindenberg. Wer war denn so liebvoll, guter Knabe! und ließ dir dieses alles machen?

Hirt. Das will ich Ihnen erzählen: Meine Aeltern sind schon lange todt — und ich habe gar keinen Freund und Blutsverwandten mehr, zum wenigsten kenne ich keinen; ich hätte Hungers sterben müssen, wenn mich nicht der Bauer, der dort am großen Hofe wohnt,

wohnt, aufgenommen und als einen Ziegenhirten angestellt hätte. Ich war freylich viel glücklicher als ehevor, allein drey Gulden Lohn, die er mir gab, langten nicht um mir etwas Kleidung zu schaffen — Tag und Nacht war ich unter freyem Himmel — war voll Unflat, voll Ungezieser, und mußte im harten Winter frohe seyn, wenn mir mein Herr erlaubte, im Geisstalle auf dem Strohe bey meinen Ziegen zu schlafen — aber lieber Herr! so traurig als mein Schicksal immer war, so murrte ich doch nie wider meinen lieben Gott, und dachte, es wird schon besser werden, und wird es nicht besser, Martin! so sagte ich zu mir selbst, so wird dich doch der liebe Herrgott schon einmal in Himmel zu sich nehmen.

Wenn ich auf dem Felde war, und sah die Vögel mit ihren schönen Federn, die wollichten Schafe, und meine scheckigten Ziegen, so sang ich denn zuweilen so ein Lied, wie ich es Ihnen gleich singen werde. Hier sang Martin:

Lieber Herrgott! der du kleidest
Jeden Vogel gut und schön,
Der du meine Ziegen weidest,
Eile auch mir beyzustehn.

Sieh

Sieh! ich bin ein armer Knabe,
Hab dir nichts zu leid gethan,
Weil ich keinen Menschen habe,
Nimm dich, Vater! meiner an.

So sang ich — und da ich so sang, schlug eine Zähre die andere — ich weinte oft bitterlich, und doch tröstete mich immer was, und lispelte mir in die Ohren, sey nur getröstet, Martin! Gott wird für dich sorgen, und er hat auch gesorgt.

Es war an einem der schönsten Mayentage des Jahrs, als ich früh morgens meine Ziegen auf die Weide trieb, und froh — von dem Anblicke des herrlichen Morgens entzückt — dem Schöpfer mein Liedchen sang, und mich recht dieses schönen Tages zu freuen in meinem Herzen beschloß, daß ich ganz mich groß dünkte, und mein Elend vergaß: da setzte ich mich unter ein schattichtes Haselgesträuch am Bache, bey dessen freundlichen Geräusche ich oft schon, von Kummer ermüdet, einschlief, und so glücklich war, daß es mir allezeit leidthat, wenn ich wieder erwachte.

Und alles um mich her, so weit ich sehen und hören konnte, war guter Dinge, und

freute

freute sich des schönen Tages. Die Vögel sangen gar wunderschön und süß durcheinander, und wurden nicht müde zu singen, und hüpften von Zweig auf Zweig, von Baum zu Baum, und waren so freundlich, so gut miteinander, der Hänfling und die Finke, die Maise und das Rothkelchen, daß ich meine herzliche Freude daran hatte. Die ganze Gegend hallte von den mancherley Tönen der Freude, von dem lautesten Frohlocken. In keiner Heerde hätten Sie ein Thier gesehen, das den Kopf hieng, und mit traurigem Schweigen Ihnen zu verstehen gegeben hätte: ich bin nicht von den Fröhlichen des heutigen Tages. Guter Martin! dachte ich, wenn es immer solche Tage gäbe, wenn sich nie kein Wetter am Himmel zusammenzöge, und keine Schlossen fielen; wenn ich nie mehr den rauhen Winter zu befürchten hätte, und es immer schöner Frühling blieb, wie gerne wollte ich immer auf den ersten Hahnenschrey mein Stroh verlassen, und mit blossen Füßen, mit zerrissenen Lumpen, und sollten sie mich kaum zur Hälfte bedecken, mit meinen Ziegen auf die Waide ziehen, und die Nacht auf einem Baume zubringen, und gewiß, mir gieng nichts ab, um recht froh zu seyn; ich würde

mich

mich besser dabey befinden, als der Oberknecht, der Kleidung genug, ein besser Leben, und obendrein noch ein hübsch Geld vom Bauern hat — ja! ich tauschte wohl vielleicht gar mit meinem Bauern selbst nicht.

Aber da dachte ich auch wieder: sieh, Martin! bist'n dummer Junge! wenn es besser wäre, und wir keines Winters und keines Sommers nöthig hätten, würde es der liebe Gott wohl so eingerichtet haben, daß es immer Frühling bliebe, daß es nie regnete, und nie hagelte, und du immer in den schönen Tagen deine Heerde waiden könntest: dein Wunsch ist also thöricht. Mit diesem Sinne wurd ich's nun wieder zufrieden, und mein Wunsch schränkte sich bloß auf den einzigen Tag ein, und endete sich dann der so schön, so heiter, wie er begann, ja — dann wäre mir mein Leben um die ganze Welt nicht feil gewesen; ich vergaß Schnee und Kälte, Wetter und Schlossen, und legte mich in der süssen Hoffnung nieder, daß ich auch den folgenden Tag so herrlich würde aufgehen sehen, — so ungestört bis am Abend die Wonne genießen können, die mir die Heiterkeit des Himmels und der Anblick des schönen Landes verschaft.

Linden.

Lindenberg. Du bist ein Herzens guter Junge, lieber Martin! Wie wenige an deiner Stelle würden so denken — wie wenige bey ungleich bessern Glücke! — Aber du wolltest mir ja erzählen. —

Hirt. Ich sehe wohl; ich mach es Ihnen zu lange, lieber Herr! aber verzeihen Sie mir, ich kann mir nicht abbrechen, wenn ich einmal darauf zu sprechen komme; es ist auch das beste, was ich habe, mein einziges Glück, all meine Freude. Nu, haben Sie nur ein klein Weilchen Geduld, ich will's itzt schon kurz machen.

So war mir schon dieser schöne Tag über die Hälfte verschwunden, und in meinen Gedanken war ich noch so weit hinter ihm, daß ich immer noch den Morgen davon im Kopf hatte, als sich die kleinen Wölkchen, die dort und da am Himmel zerstreut waren, immer näher zusammenzogen, bis sie endlich alle beysamm eine große finstere Wolke ausmachten, die der ganzen Gegend die Sonne verbarg.

Es stund nicht lange an, so war alles Nacht, und es blitzte und donnerte so entsetzlich, daß ich mir recht zu fürchten anfieng.

— Mein

— Mein Gott! dacht' ich mir, bin wohl nicht auf der Welt, um eine Freude zu haben, und der Gedanke machte mich traurig, daß ich weinte, und meines Zustandes ganz überdrüßig wurd.

Ich trachtete soviel möglich mit meinen Ziegen unter Dach zu kommen; aber auf einmal überfiel mich der Regen, und das so gewaltig — ey das war — als hätten sie droben alle Feuer-Eymer umgestürzt — ich konnte kaum mehr zu Athmen kommen; und das hätte doch noch hingehen mögen, aber da hagelte es Schlossen, groß wie die Haselnüsse. Ich fühlte immer nach dem Kopf, denn er schmerzte mich, als wär ich damit an die Wand gerennt. Der Boden war in kurzer Zeit Fußtief mit Hagel bedeckt, und er fror, daß ich glaubte, der leibhaftige Winter wär da. Am ganzen Leib keinen heilen Fleck, tropfennaß, und so verfroren, als wär ich über Nacht auf'm Eis gelegen, weinte und heulte ich in einem Stuck fort, bis ich ans Dorf kam, und meine Ziegen mußten besser Muths gewesen seyn, denn ich hatte ihrer nicht mehr Acht, und doch verlohr ich keine davon.

In diesem schönen Aufzuge sah ich ein Mädchen, das unter der Schwelle ihres Hauses stund, und eben auch den Regen und Hagel von sich schüttelte. Sie war gut gekleidet, und mochte noch nicht viel vom Wetter gelitten haben. Ich sah sie an, und nun that es mir doppelt wehe, daß ich so arm war. — Das gute Kind hatte Mitleiden mit mir, als sie mich so zerfetzt, und so übel vom Wetter zugerichtet sah, und sagte: Ey du armer Junge! wie du aussiehst! Mach ja geschwind, daß du unter Dach kömmst, und trockne Kleider an Leib bringst, sonst wirst du ja krank. — Ach! das fuhr mir, wie ein Messerstich durchs Herz. Antworten konnte ich nicht; ich sah sie an; aber schnell kehrte ich mich wieder um, und weinte. — Ich glaub wohl, daß es dir wehe thut, fuhr sie fort, du frierst ja ganz jämmerlich; aber wenn du nur mal wieder trocken bist, dann ist's gleich wieder vorüber. — Ach! das werde ich wohl heute nimmer, sagte ich ihr.

Das Mädchen. Wie? Warum denn nicht?

Mein Gott! weil das all mein Haab ist, was Sie an mir sehen. Das gieng dem guten Mädchen nahe; ich sah, daß eine Thräne ihr

im

im Auge stund. Sie nahm mich bey der Hand, und sagte: Giebt dir denn dein Vater nichts? — Ich hab ja keinen mehr, antwortete ich, und nun erzählte ich ihr denn alles, wie's um mich stund, und wie hart es mir immer gegangen. Du lieber Gott! das Mädchen weinte mit mir, daß man hätte glauben sollen, es gieng sie alles soviel an wie mich, und hab mein Lebtag noch mit ihr kein Wort geredet.

Nach einer kleinen Weile sagte sie. Warte hier ein Weilchen, ich will dir von meinem Bruder etwas alte Kleidung bringen; er ist zwar größer als du: aber wenn sie dir schon nicht vollkommen paßt, vor der Hand ist's doch am besten, du hast etwas, als gar nichts. O die Freude, mein Herr! können Sie sich gar nicht vorstellen, und ich kann's Ihnen auch nicht sagen, wie mir war, als ich das gute Mädchen mit all dem Zeugs sah, was sie mir brachte. Wenn mir der Regen den ganzen Leib durchgeweicht, und mich der Hagel braun und blau geschlagen hätte, ich hätte nichts mehr gefühlt davon, so wohl war mir's wieder. Darauf mußte ich ihr auch sagen, wo ich wohne, und die Gegend zeigen, wo ich meine Ziegen waide.

Lindenberg. Das edle Mädchen! Wo ist sie? — Guter Junge! führe mich zu ihr, daß ich sie sehe, die Engelseele. —

Hirt. Das sollen Sie, mein Herr! und Sie werden ihre Freude daran haben. Aber lassen Sie nur erst den Regen vorüber ziehen; mittlerweile will ich Ihnen sagen, wie es weiter gieng. Das Schönste kömmt noch. — Sie kam wirklich zu mir den andern Morgen — es war an einem Sonntage — und brachte mir in ihrer Schürze eingewickelt noch zween Röcke und viel andere Kleidungsstücke, und ich hatte in meinem Sinne soviel daran, daß ich glaubte, ich brauchte in meinem Leben nichts mehr in der Welt. Aus ihrer Tasche zog sie Kuchen herfür, und ein großes Stück weiß Brod, als ich mein Lebtag keines gesehen hab; setzte sich bey mir, und sagte gar freundlich: Nun laß dir's schmecken, und sey guter Dinge; es wird schon mal beßer werden. Ich weiß deinen Namen noch nicht, wie heißt du denn? —

Martin. —

Sieh, lieber Martin! sagte sie, ich habe es gestern meinen Aeltern gesagt, daß du so arm bist, als ich dir was zu bringen versprach,

und

und ich bath für dich, daß sie mir die Erlaubniß dazu geben möchten, und da sagten sie, sie möchten dich wohl kennen, und wenn du brav bist, und es dich freut, so wollten sie dich den Winter durch mit mir zur Schule schicken, daß du was lernst, und es dir mit der Zeit beßer gehe; wolltest du wohl? — Ich schrie aus vollem Halse: Ja, ja! und war so grob vor lauter Freude, daß ich ihr um den Hals fiel, und sie küßte, als wär sie meine Schwester. Ich gieng darauf mit zu ihren Aeltern, und that da — weil ich so Leute zu sehen nicht gewohnt war — so albern, daß ich mich itzt noch schäme. Es wäre kein Wunder gewesen, sie hätten mich brav ausgelacht und wieder fortgeschickt; aber — Herr! sie waren so freundlich und so gut, als wenn ich ihr eigenes Kind wäre, und ich gehe nun traulicher mit ihnen um, als mit meinem Bauern und seinen Knechten.

Lindenberg. In der That, so edle Menschen giebt es wenig. Aber ich möchte sie sehen, Martin! Der Regen wird uns soviel nicht mehr schaden: auch ist es schon spät am Tage. Es ist ein seltnes Glück, gute Menschen zu sehen, und die Wonne des Menschenfreundes, sie zu kennen. Komm!

Hirt. Nu, wenn Sie mir nicht mehr halten, so muß ich wohl; wer könnt' es Ihnen abschlagen: ich könnte Ihnen freylich noch eine Menge Sachen sagen. —

Lindenberg. Wir wollen uns öfters sprechen, guter Martin! aber heut verlange ich zu sehr, sie zu sehen.

Hirt. Nu, es lohnt auch den Gang. Ich weiß gewiß, Sie gehen mehr als ein Paar Schuh durch, bis Sie das letzte mal da sind. So ein gutes, herziges Mädchen, und so brave Leute muß es nicht geben, als diese sind.

Lindenberg. Du reizest mein Verlangen immer mehr. — Kannst du mir nicht vorläufig eine kleine Beschreibung von ihr machen? Wie sieht sie denn aus?

Hirt. Wie sie aussieht? — Ja Herr! wer Ihnen das sagen könnte! — Schön! Schön! — Nicht schön, wie des Michels Grete, und des Amtmanns Lischen, die die stolzesten Dirnen im Dorfe sind; es ist ganz was anders. — Sie sieht einen so himmlisch gut an, daß einem das Herz im Leibe vor Freude zittert, und ich kann's gar nie müde werden sie anzusehen. Ich kann Ihnen nicht

beßer rathen, als Sie bilden sich ein, Sie sähen die schönste Heilige, und ich wette, ich hab's getroffen. — Und was sie redet, ist so sanft, so schön, so gut gemeint — sie schilt nicht, und ist nicht aufschnippisch, wie andere, und da kann sie einen so reden, als wenn sie's aus'm Buch läse, und was sie sagt, ist wahr. Wenn wir so zwey bis drey Stunden beysammensitzen, und ich ihr zuhöre, so ist mir's doch allzeit, als wenn wir erst zusammgekommen wären, und hätte sie nur eine Viertelstunde lang gehört und gesehen. Sie hat ihre Freude an mir; ich weiß aber nicht warum. Ich bin recht tölpelhaft, und habe ihr schon manchen dummen Streich gespielt; aber nicht ein schlimmes Wort gab sie mir. Sie sagt mir oft die schönsten lehren vor; und ich sperre Augen und Maul auf, um sie nur recht zu verstehen, und mir's zu merken, aber da hab ich manchmal den andern Tag schon wieder das Beste vergessen — ich möchte mich oft selbst vor'n Kopf schlagen — aber sehen Sie, wenn Sie mich dann darum wieder fragt, und ich weine, und ihr's gestehe, daß ich's nicht mehr weiß, ist sie so gut, und sagt mir's wieder vor — ein-zwey-dreymal vor, — und das so freundlich, so gut,

als

als hätte ich meine Sache auf das Beste gewußt.

Lindenberg. Kannst du mir einige dieser Lehren sagen?

Hirt. O ja! Zum Beyspiel, sie traf mich itzt schon einigemal unter dem Haselbusche, wie ich Ihnen selbst erzählt habe, schlafend an. Sie weckte mich nicht mit einem gähen Schrey, der mich etwa erschreckt hätte, oder mit einem derben Schlage, sondern erwartete still mein Erwachen. Da stund sie, wie ein Engel vor mir, so mild und feyerlich, und hatte ein gutes Abendbrod in der Schürze. Das reichte sie mir, und dann frug sie, ob ich sanft geschlafen hätte. Ich antwortete ihr ja, und sagte, das wäre vormals, ehe ich sie gekannt hätte, mein Bestes auf Erden gewesen, und mache wirklich noch einen großen Theil meines Glückes aus. Gut, erwiederte sie, der Schlaf ist süß: aber wie ich dir schon oft gesagt habe, all dein Vergnügen, all dein Glück muß deinem Nächsten nicht nachtheilig werden. — Wenn du nun schlafest, sind die Ziegen ohne Hirten, und jeder Schalk kann dir eine rauben, oder sonst einen bösen Streich spielen; da siehst du wohl ein, was deine

Hut werth ist? Wachsamkeit ist die größte Tugend eines Hirten, ohne der der Hirt gar nichts taugt. Du mußt also diesem Vergnügen inskünftige entsagen, weil es deinem Nächsten schädlich ist, und dich in Ausübung deiner Pflichten hindert.

Ich fand, daß sie wohl recht haben könnte, und nahm mirs so kräftig vor, nie wieder zu schlafen, daß ich meinen Kopf daran gesetzt hätte, aber — da hab ichs schon oft übersehen. Wie erschreck ich aber dann nicht, wenn ich aufwache, und sie vor mir sehe — Ha! es läuft mir eiskalt über den ganzen Leib, nicht so fürchtete ich mir, wenn mein Herr, der Bauer mich sähe, bey dems nicht ohne einem Schoch Prügel ablaufen würde, aber ich fürchte mehr, das gute Mädchen durch meine Faulheit zu beleidigen, sie böse zu machen; und das würde mir viel weher thun, als Schläge und Auszanken.

Lindenberg. Guter Martin! ich dachte nicht, daß ein Mensch wie du, so glücklich seyn könnte. Aber nun bist du doch so ziemlich mit deinem Stande zufrieden?

Hirt. O ja ich bins — bins vom ganzen Herzen. Jtzt mags wettern, mags regnen, hageln,

hageln, schneien, und Stock und Stein zusammfrieren; ich habe Kleidung die Hülle und die Fülle, und darf im Winter nicht mehr im Geisstalle schlafen, denn die Aeltern des guten Mädchens haben mir auch versprochen, mich zu ihnen ins Haus zu nehmen, und da bekomm ich ein Bette und eine warme Stube. Itzt möcht' ich wohl, daß es nur bald Winter wäre.

Lindenberg. Glücklicher Junge! mit so wenig glücklich! — so ganz Unschuld, so ganz unverderbte Natur. Lindenberg! — Du wirst nicht einmal mehr so glücklich, als ein Hüterjunge, denn du bist schon außer seinem Kreise, fühlst zuviel Bedürfnisse, die dich umringen, und ihre Befriedigung — ach! sie sind ja zu des Menschen Pein erdacht, diese Bedürfnisse! —

Hirt. Hm! Was sagten Sie itzt?

Lindenberg. Du hast es doch gehört?

Hirt. Gehört! Reden habe ich wohl gehört, aber was —

Lindenberg. Mehr Glück für dich, daß du diese Sprache noch nicht verstehst. O daß ich sie auch nicht verstünde!

Hirt.

Hirt. Ist es denn böse, wenn mans versteht?

Lindenberg. Hast du deinen Bauern sich nie beklagen gehört, daß es ihm nicht wohl ergehe, hast du ihn nie weinen gesehen, und wünschen gehört, daß er doch auch so gut daran wäre, wie sein reicherer Nachbar; so wohl leben könnte, wie seine Herrschaft, oder so was dergleichen?

Hirt. Gar oft; und ich seh ihn doch selten zu Hause. Er ist oft so toll, daß er alles unter sich tretten möchte; auch hab' ich ihn wohl ein paarmal weinen gesehen; aber das geschieht selten, und da muß es ihm schon recht zu Herzen gehen; denn wenn er sonst zornig ist, so stampft und wüthet er, wie ein unbändiges Roß, und thut gar fürchterlich. — Einmal kann ich mich auch noch erinnern, daß ich mich mächtig über ihn wunderte, und da stund — das Maul angelweit offen — als sähe ich groß Wunder. — An einem gar schönen Herbsttage brachte ich ihm sein Abendbrod auf das Feld, wo er ackerte. Ich reichte es ihm so freundlich und gut, und sagte dabey: Wohl bekomms euch, Bauer! aber er sah es mit einem unmuthigen Blicke an,

lehnte

lehnte sich auf den Pflug, und seufzte. Ueber eine Weile erhob er sich wieder, sah gen Himmel, und sagte: Warum muß ich mich so am Pfluge quälen! — Der Henker möchte Bauer seyn! — Je dacht ich mir, hast es doch von Jugend auf getrieben, wie ich das Hüten, und ist dein einziges Thun, warum soll es dich denn verdrießen. Es wär ja gerade so närrisch, wenn ich deine Ziegen nicht mehr hüten wollte, ohne daß ich mir was beßers wüßte.

Lindenberg. Dein Bauer ist also nicht so zufrieden, wie du, und hat doch mehr, als du hast.

Hirt. Das dächt ich!

Lindenberg. Woher meinst du nun, daß es kömmt?

Hirt. Das weiß ich nicht.

Lindenberg. Nun hör'! Mit dem, was du gegenwärtig hast, bist du geborgen, und weil du nicht mehr kennst, so verlangst du dir auch nicht mehr. Aber dein Bauer, der sein Hauswesen, seine Leute zu besorgen hat, mehr Dinge, die unsere Bequemlichkeit und Begierden fördern, kennt als du, und die Mittel nicht hat, sich das zu verschaffen, was

ihn

ihn zufrieden machen könnte, ist also eben so unzufrieden, und beynahe eben so unglücklich, als du warst, ehe du Kleidung und die Hoffnung hattest, daß es dir bald beßer gehen würde. Nun wirst du wohl einsehen, daß Menschen, die mehr Bedürfnisse haben und kennen, als sie befriedigen können, viel schlimmer daran sind, als du, der du sehr wenige hast, und die befriedigt sind, und über diese weiter keine mehr kennst.

Hirt. Ich mein so — ich mein, ich wollts fassen; aber recht versteh ichs doch nicht.

Lindenberg. O käm doch nie die Zeit, wo du es nur zu deutlich wirst einsehen lernen! Man wird dich in eine Schule schicken, wo man dir über dieß Kapitel manche Lektion lesen wird. Dinge, die in der Natur nicht einmal einen Namen haben, — Unwesen haben die Menschen in der Gesellschaft unentbehrlich gemacht, um deren Besitz täglich tausend Wünsche das Herz des eitlen Sterblichen füllen, dafür er seine Ruhe hingiebt, und wenn er sie hat, unglücklicher ist als zuvor, weil ihm seine Eitelkeit, seine Habsucht immer Wünsche übrig läßt, weil immer neue Bedürfnisse ihn umringen, und neue Tändeleyen seine Begierde reitzen. Selbst

Selbst der Weise entgeht diesem Elende nicht. Er muß sich um Dinge bekümmern, die sein Herz nicht wünscht, die es verachtet, weil er nicht in der Gesellschaft seyn kann, ohne nicht zugleich der Sklave der Konvention seyn zu müssen. Er ist an Verhältnisse gebunden, von denen er sich unmöglich loß reißen kann, ohne sich, seine Familie, und alles, was ihm lieb und theuer ist, unglücklich zu machen.

Unter diesen Reden gieng Lindenberg eine ziemliche Strecke fort, und Martin sah ihm von Zeit zu Zeit ins Gesicht, begaffte ihn vom Fuß bis zum Kopf, und konnte nicht klug werden, was er aus ihm machen sollte.

Als sie schon ziemlich nahe gekommen waren, erblickte Martin das Mädchen an der Hand ihrer ältern Schwester geführt, und Martin ließ Lindenberg und Ziegen hinter sich, und eilte auf sie zu.

Sehen Sie, sagte Martin zu dem Mädchen, dieser Herr verlangt es recht sehr Sie zu sehen. Ich hab ihm erzählt, wie gut Sie sind, und wie es zeither mit mir gegangen, und er hatte seine Freude daran. Mir scheint er ein recht guter lieber Herr zu seyn; Sie wer-

werden ihm doch näher kommen? und hiemit führte sie Martin den Weg, den ihnen Lindenberg selbst durch einen ihm unbekannten Trieb geleitet, entgegen kam. Lindenberg wurde nun durch einen Anblick überrascht, auf den er sich nicht gefaßt hatte. Er hatte sich das gute, liebvolle Mädchen gedacht, von dem ihm der Hirtenjunge soviel Schönes erzählt hatte, das er in Gedanken schon geküßt und an sein Herz gedrückt hatte, und nun mit innigstem Verlangen der Freude entgegen eilte, es wirklich thun zu können, ihr unter tausend Segnungen sagen zu können, wie sehr er sich selbst das Glück einer solchen Tochter wünsche, und mehr, was sein Herz empfand, was ihm sein edler Geist sagte. — Aber alle diese Gedanken, alle die Empfindungen, die er, durch Martins Erzählung gerührt, in seinem Herzen sammelte, verlöschte ein einziger Anblick. Lindenberg stund unbeweglich und sprachlos da, als er des guten Mädchens Schwester, Rosinen, vor sich stehen sah.

Er staunte sie an, und verschlung sie mit seinen Blicken. Kaum riß ihn noch soviel Geistes Gegenwart aus seiner Seelenohnmacht, daß er sein Thun bemerken konnte, und die Unschicklichkeit seiner Lage einsah.

Er wandte sich dann zur Kleinen, ergriff ihre Hand, und sagte ihr da, wiewohl mit vieler Mühe, daß ihm Martin durch seine Erzählung den unwiderstehlichen Wunsch rege gemacht habe, ein so edles Mädchen, derer frühe Tugend schon für ihr ganzes Leben zu bürgen scheint, selbst kennen zu lernen. Aber alles, was er ihr sagte, war nicht mehr der Strom seiner Empfindungen, hatte Kraft und Feuer nicht mehr, es war nicht mehr der Enthusiasmus, in den er sonst gerieth, von dem Bilde einer edlen Seele entzückt.

Mein Herr! unterbrach ihn endlich die Kleine mit vieler Bescheidenheit, Martin mag wohl hier und da was übertrieben haben. Für die kleinen Gefälligkeiten, die ihm meine Aeltern erwiesen haben, liebt er sie und uns alle über sein Leben; er hat ein recht gutes Herz, und das reißt ihn gern zu Schmeicheleyen hin.

Lindenberg. Nein, meine Beste! der gute Martin hat vielleicht zu wenig gesagt. Ihre Bescheidenheit gab mir so eben einen neuen Beweis. —

Das Mädchen. Ich bitte, Sie thun mir zuviel — Ich habe oft gehört, man müsse sich sein Lob nicht ins Gesicht sagen lassen,

das

das wäre eitel; und ich finde es wirklich selbst so. Wenn ich ja nicht schlimmer bin als andere, und wirklich einen Theil ihrer Lobsprüche verdiente, so bin ich alles wieder meiner guten, lieben Schwester schuldig, die mich Gutes thun gelehrt hat, die mir sagt, wenn ich fehle und böse bin, und mir die Schönheit der Tugend zeigt.

Lindenberg wurde neuerdings und stärker als vorhin hingerissen.

Rosinen hatte der Schöpfer zum treflichsten Meisterstücke seiner Kunst gebildet. In allen Theilen ihres Körpers herrschte das vollkommenste Ebenmaaß, überall ununterbrochenes Verhältniß. Alle Züge ihres Gesichtes waren mild, nicht tief gegraben, und verflossen sanft in einander. Gang und Stellung gerade, voll edlen Anstandes. Auf ihrem Gesichte thronte sichtbar die Würde der edelsten, reinsten Tugend. Ihr Ansehen war feyerlich — majestätisch, nicht stolz; das Erhabene mit einer unnachahmlichen Grazie gemischt. Ihr Auge sprach — nicht kühn — nicht eitel frevelnd — — sanft und freundlich. Mit Ehrfurcht mußte man sich ihr nahen, und mit Verwunderung fand man Herablassung

und Zutrauen auf ihren Lippen schweben. In ihr lag das höchste Studium weiblicher Schönheit; in ihrer Seele die höchste Schönheit menschlicher Tugend. Alle Beschreibung von ihr kann nicht mehr, als einen unförmlichen Schattenriß von dem entwerfen, was Rosine wirklich war.

So sah die Bildnerinn aus, die das Herz ihrer kleinen Schwester bildete, und sie zum besten, edelsten Mädchen schuf, die einst des würdigsten Jünglings werth würde. Lindenberg stund im Feuer, seine Adern schwollen, und das Herz bebte. Er sammelte alle seine Geistes Kräfte, um in Fassung zu bleiben, und mit männlichen Anstande, mit Würde zu reden. Er sprach; aber er fand nicht Worte genug für seine Begriffe. Seine Bildung bürgte für seinen Karakter, und machte ihn jederman anziehend und liebenswürdig. Rosine fand mehr in ihm, als sie in andern Personen fand. Der Drang gleichgestimmter Seelen sich fester aneinander zu ketten brachte sie immer näher an Lindenberg. Er erbat sich von ihr die Freyheit, ihre Aeltern besuchen zu dürfen, um auch sie zu kennen, und diese Bitte wurde ihm von Rosinen mit in-

nigstem

nigstem Vergnügen, und so schnell gewährt, als sie seinem Munde entflog. Er hatte dadurch um ein großes bey ihr gewonnen, ohne daß sie sich selbst den Grund davon anzugeben wußte. Lindenberg hatte nun den Jungen, der unterdessen mit seinen Ziegen nach Hause gewandert war, und Rosinens Schwesterchen vergessen, als hätten sie nie das kleinste Gedankenplätzchen in seinem Herzen innegehabt, und war ganz Auge, ganz Ohr, ganz Geist für Rosinen, mit der sich allein auf dem Wege unterhielt. Sein Herz schloß sich immer enger an sie, und das — nur aus Achtung für ihre Verdienste, glaubte er. Er nannte es Hochschätzung, Verehrung, und noch etwas, das in seinem Herzen lag, und das er nicht nennen konnte, — nicht Liebe zu nennen wagte — und doch kam's ihr am nächsten.

Lindenberg wurde von Rosinens Aeltern auf das beste empfangen, und die Gelegenheit, die ihn in ihr Haus führte, gab ihm bey ihnen sehr viel Empfehlung. — Welche Aeltern schmeicheln sich nicht mit dem Lobe ihrer Kinder?

In der That, sagte Lindenberg, wenn Gott nie den Wünschen der Sterblichen ein

Ziel gesetzt hat, so hat er's bey Ihnen gethan: Sie haben in ihren beyden Töchtern soviel — so unschätzbar viel, daß Ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bleiben kann.

Vater. Viel noch, sehr viel, mein Herr! meine Töchter machen mir viel Freude, das ist wahr; aber auch der Sorgen viel.

Lindenberg. Ich begreife nicht, wie?

Vater. Sie sind ein junger Herr, dem die Welt noch nicht viel zu schaffen gegeben hat; aber kommen Sie nur einst in meine Lage — Die besten Mädchen bleiben itziger Zeit sitzen, wen sie Schönheit, Verstand, Tugend, alles, alles haben, — nur Geld nicht, und das ist gerade bey meinen Töchtern auch der Hacken. Meine Umstände waren immer so, daß ich knapp als ehrlicher Mann mit meinen Kindern durchkomme, und Schulden frey bin. Dabey werden die Zeiten immer schlechter, unser einer alt und hinfällig. Ich müßte mein Kind gar nicht lieben, wenn ich nicht bey Zeiten ihr Glück zu machen suchte.

Lindenberg. Sie denken, wie ein zärtlicher Vater für seine Kinder bedacht seyn soll.

Vater. Ist meine Schuldigkeit. — Das machte mir den Kopf oft ziemlich warm. Endlich hab ichs aber gefunden, und ich bins vom ganzen Herzen froh. Ich habe mich um eines Mannes Freundschaft beworben, der meinen Absichten ganz entspricht. Er ist reich, steht auf einem guten Posten, hat ansehnliche Freunde, und ist ein biederer, wackerer Mann. Der wird mein Schwiegersohn, und damit ist uns allen geholfen.

Lindenberg fuhrs wie eine Dolchspitze ins Herz, und ließ eine tiefe Wunde zurück; aber doch tröstete er sich damit, daß Rosine glücklich würde, für die er alles, Glück und Ruhe aufopfern wollte.

Er gieng mit Rosinen und ihrer Schwester in den Garten, den sie ihn zu besehen baten. Einige Gänge war Lindenberg durchspaziert, ohne daß nur ein Wörtchen seinen Lippen entrann. Er sah bald Rosinen mit einem beklommenen Blicke, bald die Erde und den Himmel an, und schwieg. Ungefühlt und unbelobt wandelte er die schönsten Blumenbeeten vorbey. Er war im Garten, und sah ihn nicht; ein Eden selbst hätte auf seine Sinne keinen Eindruck gemacht. Die Blumen,

die Rosinens Schwesterchen in einen niedlichen Straus gebunden hatte, und ihm anboth, wurden gleichgültig angenommen, und nicht einmal eines Blickes gewürdiget. Endlich brach Rosine das Stillschweigen. Herr von Lindenberg! sagte sie, es gefällt ihnen hier im Garten nicht.

Lindenberg. O ja, sehr wohl.

Rosine. Es scheint nicht. — Es wird ihnen vielleicht schon zu kalt? Oder Sie gehen nicht gerne spazieren?

Lindenberg. Recht gerne.

Rosine. Doch mißfällt ihnen hier was. Sie finden sehr wenig Vergnügen bey uns; auch ist der Tag heut gar nicht angenehm.

Lindenberg. Ich wünschte mir ihn selbst beßer. Das Wetter hat viel Einfluß auf den Menschen. An einem schönen Tage bin ich viel aufgeräumter, freyer, fühle mich leichter und empfänglicher der Genüsse, die uns die Schönheiten der blühenden Natur darbieten. Es wird ihnen manchmal auch so seyn?

Rosine. Sie haben Recht. Die düstere Wolke, die mir den Anblick der Sonne raubt, entzieht mir auch einen großen Theil von dem Vergnügen, das mir sonst das Anschauen der Werke Gottes verschaft.

O wir Menschen haben so wenige Tage! wo wir ungeheuchelt sagen können, daß uns wohl ist. Hindernisse von innen und aussen nehmen unserm Geiste und Körper die Theilnahme an den allgemeinen Freuden, die der Schöpfer dem gesammten Menschengeschlechte zugedacht hat.

Lindenberg. O ja, ja! Wenn ich ja manchmal sagen konnte, ich bin glücklich, so wars nur das Glück von wenig Minuten. Beste Rosine! Wenn Sie diese Erfahrung itzt schon gemacht haben — itzt — noch in den unschuldigen Tagen der Wonne — ach! Ich wünschte, daß Sie recht glücklich würden!

Rosine (Eine Thräne trat ihr ins Auge, und ein langes schwergezogenes Ach! aus dem beklommenen Herzen mußte erst der Sprache wiedie Bahn öffnen.) Glücklich! —

Lindenberg. Wie? Sie weinen! — Ich dächte, Sie wären dem Glück auf dem Wege. Ihr Herr Vater sagte —

Rosine. Ach! Sie wissen also —

Lindenberg. Daß Sie einem Manne die Hand geben, der ihr und der ganzen Familie Glück machen wird.

Rosine. Soll — O möchte er's! — Möchte er wenigstens dem Wunsche meiner Aeltern entsprechen! — ich will — will gerne unglücklich seyn. — —

Häufige Thränen erstickten die Rede; Lindenberg erschrack, als fühlte er die Erde unter sich beben, und bald — vom gleichen Schmerze ergriffen — stürzten auch seine Thränen über die glühend heiße Wange. Ha! Sie unglücklich! — rief er auf. Nein, Gott walte es! das sollen Sie nicht. Gott freut sich nicht der Leiden edler Seelen. Und wenn kein Glück auf Erden mehr übrig wäre für Sie, so wird Ihnen Gott ein neues schöpfen. —

Aber sagen Sie mir, wie sind Sie unglücklich? — Sie lieben ihn wohl nicht? — Oder liebten Sie schon vorhin einen andern? — O ich bitte Sie! vielleicht läßt sich noch ein Mittel ausfindig machen.

Rosine. Ich weiß keines. Der Zeitpunkt ist zu nahe, wo ich einem Manne — —

Lindenberg. Den Sie nicht lieben —

Rosine. Den ich nicht lieben kann. Ein rauher ungestümmer Polterer, Wittwer und Vater zweener ausgearteter, boshafter Jungens,

gens, von denen ich mir die niedrigsten Begegnungen zu versprechen habe.

Lindenberg. Wie! Und ihr Vater nennt das das Glück seiner Tochter machen! — Grausamer Vater! —

Rosine. Sie irren, Herr! Er liebt mich wie sein Augenlicht; er meint es gewiß von Herzen gut mit mir: aber eben diese Liebe, diese Zärtlichkeit wird nun für mich eine Quelle unzahlbarer Schmerzen. Er kennt die Welt, und weiß, daß man in der Welt eine schlechte Figur macht, wenn man nichts hat: nun denkt er das Glück seiner Tochter vollends gemacht zu haben, wenn er sie an einen Mann hängt, der Geld, Karakter hat, und beynebens ein geltender Mann ist.

Lindenberg. Aber eben weil er Sie liebt, weil er ihr Glück machen will, würde er ihren Vorstellungen weichen müssen, wenn Sie ihm ihr Inneres öffneten, wenn Sie ihm sagten, daß die Bedürfnisse der Liebe ganz anders sind als die des Oekonoms, daß Liebe ihr Glück macht, und nicht Geld, und kurz, daß Sie mit dem Manne ihr Lebtag nie glücklich seyn werden, daß er ihre und ihres Vaters

Hoff-

Hoffnungen täuschen wird, weil Sie ihn nicht lieben.

Rosine. Glauben Sie, ich dürfte einem Manne von Liebe vorschwätzen, der so mechanisch geheurathet hat, daß er bey meiner Mutter ihr ganzes Vermögen und alle ihre Umstände gewußt hat, ihre Aeltern und Freunde gekannt hat, nur sie selbst nicht, und nicht eher sie gesehen, als zween Tage vor der Hochzeit? — Würde ich ihm nicht eine ganz unverständliche Sprache reden, weil sie seinem Herzen unbekannt ist? Würde er mich nicht eine Thörinn, eine Modedocke schelten, und die Folge? —

Lindenberg. Wie aber, wen Sie den Mann durchaus nicht wollen, den Ihnen ihr Vater vorschlägt?

Rosine. Muß ich nicht? — Ists nicht der Wille meines Vaters, daß ich heurathe, — den heurathe? und muß ich nicht gehorchen?

Lindenberg. Ohne Ausnahme?

Rosine. (Sah ihm mit Würde ins Gesicht, und drückte ihm die Hand.) Ich kenne meine Pflicht zu gut, als daß ich mich durch was

immer

immer für eine Entschuldigung derselben entziehen sollte. Meine Pflicht ist unbedingter Gehorsam, wo es das Wohl meiner Aeltern betrift — selbst Aufopferung des meinigen — nun wird aber mein Vater, meine Geschwisterte in glücklichere Umstände durch diese Heurath gesetzt.

Lindenberg. Nur Sie nicht.

Rosine. Ist es unmöglich? — Ich werde Gott bitten, daß er dieß Herz für den entflammt, in dessen Arme mich die Vorsehung wirft; es soll meine tägliche Beschäftigung seyn — ihn lieben zu lernen.

Lindenberg. Engels Seele! Ihre Tugend — (für sich) Ach! sie giebt mir den Tod.

Es war schon sehr spät am Abend, und Lindenberg kehrte voll des Bildes, das Rosine in seine Seele gedrückt hatte, in tiefesten Schmerz versenkt, den ihre hohe Tugend seinem Herzen eingrub, — nach Hause, und die Nacht war wie der Tag — schlaflos und traurig.

Immer schwebte Rosinens Bild vor Lindenbergs Seele, er schlummerte, träumte, und wachte wieder, bis das Morgenroth am Himmel war.

Da am frühen Morgen verließ er sein Lager, gieng hin auf Gottes freye Feld, und hörte der Morgensängerinn, der Lerche zu, wie sie trillerte, und sang und sich in die Lüfte empor hob.

Lindenberg fühlte unaussprechlich vieles in seinem Herzen — mit Thränen im Auge schlich er durchs weite Feld, bis er an einen wilden Rosenstrauch kam, da blieb er eine Weile long stehen, athmete und seufzte wieder — du! fieng er endlich an! Wohlthäterinn der Menschen! gütige Natur! — du — bist die einzige meiner Freundinnen, du öffnest mir wohlthätig deine Arme, mit dir darf ich vertraut sprechen! o wie schön sind diese wilden Rosen, die Kinder deiner Liebe — wie geschäftig durch verschwenderische Gerüche uns Wonne und Freude zu geben!

Hier diesen gütigen Blumen will ich es anvertrauen, daß ich Rosinen liebe, daß ich Sie mehr als mein Leben liebe — heilig soll mir dieser Ort von dieser Stunde an seyn, und wenn Rosine ihre Täge in den Armen eines andern verlebt, so wird Lindenberg hier täglich die Gottheit bitten, um Glücke und Wonne über Rosinens Haupt, und bis der Winter diesen Strauch entblättert, wird vielleicht

auch

auch Lindenberg nicht mehr seyn — denn soll in künftigen Fruhejahr Rosine über diese Gegend gleiten, meinen Grabhügel sehen — und du guter Rosenstrauch — der du meine Asche umschattest — und du sollst ihr auch werth seyn.

So schwärmte Lindenberg täglich, und die Heftigkeit seiner Leidenschaft raubte die Rosen von seinen jugendlichen Wangen, man sah die Schwermuth in seinem Auge, und seine verlöschende Gesundheit machte ihn der Blume ähnlich, die langsam dahinwelkt und stirbt.

Rosine war die erste, die um Lindenbergs Umstände besorgt war; das Mädchen liebte den Jüngling, und gleicher Gram verzehrte ihre zärtliche Seele.

Seit der letzten Unterredung sprachen sich, Karl und Rosine, sehr selten, sprachlos stunden sie da, wenn sie sich begegneten, sahen sich an, und weinten. Es war bald Niemand in der Gegend, der den tödteten Kummer nicht merkte, der die Liebende verzehrte, nur merkte ihn Rosinens Vater, der alte Blumeneck, und Junker Velten, ihr bestimmter Bräutigam nicht.

Rosinens Vater hatte zwar kein verdorbenes Herz, allein die heftigste Leidenschaft, die er von Jugend auf zu der Jagd hatte, machte ihn weniger empfindlich, als er es seiner Natur nach wirklich war; immer Jagen und Jagen schläfterte sein Herz zum Gefühle sanfterer Triebe ein, und der beständige Umgang mit Pferden und Hunden raubte seinen Freunden und Kindern den Genuß eines geselligen Umganges. Auch hatte Blumeneck manche boshafte Streiche der Menschen empfunden, und bekümmerte sich daher wenig mehr um ihren Umgang.

Das Geschöpf, das er am meisten zu lieben schien, war Pandur, ein großer Budel. Pandur besaß viele Geschicklichkeit, war treu, und wachsam, und rettete seinen Herrn schon einmal vom Tode, denn Rosinens Vater stürzte in einen Bach, und würde ohnfehlbar ertrunken seyn, wenn nicht der Budel ihn aus dem Wasser gezogen hätte. Seit dieser Zeit war Pandur der einzige Freund des alten Blumeneck, und er sprach niemals ohne Herzenswärme von seinem Budel.

Blumeneck und Pandur jagten nun die meiste Jahrszeit tapfer herum. Es fügte sich

aber unglücklicher Weise, daß Pandur ein großes wildes Schwein ausspürte. Das Schwein stemmte sich gegen den Hund, und versetzte ihm eine tödtliche Wunde. — Blumeneck sah den schrecklichen Kampf und Pandurs Verwundung, da er aber jenseits des Wassers war, konnte er seinen treuen Pandur nicht retten.

Trostlos kehrte der Jäger nach Hause, suchte noch dieselbe halbe Nacht durch mit seiner Tochter den verwundeten Hund auf, aber vergebens. —

Mittlerweile erholte sich der arme Pandur von seiner Verblutung wieder, richtete sich auf, und wollte mit wankenden Füßen seinem Herrn nach: allein der arme Hund war so entkräftet, daß er nicht weiter kommen konnte, als bis an Junker Veltens Schloß, wo er leider ohnmächtig hinsank. —

Junker Velten kannte zwar gleich den Hund seines zukünftigen Schwiegervaters; allein statt ihn zu willkommen, jagte er das arme Thier noch mit Prügel aus seinem Schloße, warf Steine hinter ihm nach, und wollte dieses Schinderaaß, wie er sich ausdrückte, nicht an seiner Schwelle krepiren lassen. Pandur

kroch

kroch auf allen Vieren aus dem Schloßhof, versteckte sich auf offenem Feld unter einem Nußstrauch, und erwartete dort das End seines Lebens.

Es war schon Mitternacht vorüber, und Rosinens Vater suchte noch immer den treuen Hund — alter, treuer, lieber Pandur! schrie Rosine, und der Wiederhall wiederholte ihre Stimme, alter, lieber, treuer Pandur — aber Pandur war nicht zu finden.

Der Morgen grauete, und Blumeneck durchstrich alle Gegenden, und machte sich noch immer Hoffnung seinen Hund zu finden. Jeden, der ihm begegnete, fragte er um seinen Budel, und erzählte ihm mit Thränen im Auge sein Verhängniß.

Blumeneck kam auch zu Velten, und klagte dem Junker seinen Verlurst; allein der Junker begegnete ihm mit harten Worten, nannte ihn einen alten Narren, und spottete seiner Thränen.

Blumeneck erfuhr auch durch einen Diener Junker Veltens Verfahren mit seinem sterbenden Budel, man erzählte ihm, wie er den verwundeten Hund mit Prügel aus dem Schloß gejagt, und mit Steinen verfolgt.

Bey

Bey dieser Nachricht war Blumeneck außer sich. Um Himmels willen! schrie er auf, — Junker Velten konnte so meinem Hunde begegnen, meinem Pandur, der mir mein Leben rettete — abscheulicher Unmensch! — und dir sollte ich meine Tochter zum Weibe geben — geh, suche dir eine Bärinn zur Gattinn, oder eine Wölfinn zum Weibe, denn nur die werden mit deinem Herzen harmoniren.

Ein armes sterbendes Thier in der letzten Stunde seines Lebens so zu mißhandeln — einem Geschöpfe des Schöpfers in der Stunde des Todes seine Schmerzen zu vervielfältigen — dem treuesten Gesellschafter der Menschen! einem guten Pudel so zu begegnen — Barbar! zu welchen Grausamkeiten bist du nicht aufgelegt! und ich sollte dir meine Tochter geben? — Eine Schlange, die mein Haus vergiftet, mein Kind gebissen hätte — eine Schlange will ich dir zur Strafe zum Weibe geben, und diese wird mir noch Vorwürfe meiner Grausamkeit machen, so schrie der erbitterte Blumeneck, und eilte wie ein Rasender zu Rosinen zurück. —

O Geliebte meiner Seele! sagte er, verzeih deinem Vater — ach! wie hätte er dich unglück-

unglücklich gemacht, ich wollte dir den Junker Velten zum Manne geben, wollte eine Taube mit einem Geyer vermählen, ein Lämmlein mit einem Wolf. O verzeih Rosine! meine Absicht war nicht, dich unglücklich zu machen.

So sprach der Alte, und Thränen rollten häufig aus seinen Augen, als er Rosinen Veltens Betragen gegen seinem sterbenden Pandur erzählte. — Ach! Rosine, setzte er hinzu, ich will diese Geschichte malen lassen, es soll ein herrliches Gemälde werden — hier soll der Maler aufzeichnen, wie mich der Budel aus dem Wasser rettet, hier, wie ich Velten dankbar meinen Erretter aufführe, wie ich ihm, dem Junker, meine Tochter zum Weibe versprach, und dort will ich dem sterbenden Budel malen lassen, wie er winselnd Hilfe bey Junker Velten sucht, wie sein sterbendes Aug ihm sagt, habe Erbarmen mit mir, ich habe deinen Schwiegervater gerettet; denn soll Velten gemalt werden, wie er den armen Budel mißhandelt, wie er Steine nach ihn wirft, wie er ihn verstosset — — und wenn ein Jüngling um dich werben soll, Rosine! so will ich ihm dieß Gemälde zeigen — und kann er es kaltblütig ansehen, kann

er

er Veltens Bildung betrachten, ohne daß er dem Gemälde ins Gesicht speyet — so will ich ihn aus dem Hause jagen, denn er muß auch aus Veltens Geschlecht seyn, und nun liebe Rosine, will ich mir ein Sprichwort angewöhnen; so wie dieses, drückt keines das Gemälde einer schlechten Handlung aus. — Wenn je ein Bube die niedrigste der Thaten verübt hat, so will ich sagen, er handelte wie Junker Velten mit meinem Budel.

Rosine wandte alle Mühe an ihren Vater zu trösten, alles was Liebe und Zärtlichkeit nur immer sagen konnte, sagte auch die gute Rosine. Kaum war ihr Vater ein wenig beruhigt, kaum schloß ein sanfter Schlummer sein Aug, als sich Rosine zur Erde warf, und der Vorsicht dankte, die sie so gütig von Junker Velten befreyte.

Sanfte Hoffnungen stiegen in ihrer Seele auf, vielleicht dachte sie, ist er mir bestimmt, der Redliche! vielleicht wird Lindenberg mein Gatte werden, so sprach sie, und eine Thräne der Dankbarkeit gegen den Allgütigen zitterte in ihrem Augee

Mittlerweile als alles dieses vorgieng, schwärmte Lindenberg seiner Gewohnheit nach

bey

bey manchen schönen Abend, bey mancher schönen Sternennacht in Feldern und Gebüschen herum, und dachte an das gute Mädchen Rosinen.

Den nämlichen Abend, als der redliche Pandur aus Junker Veltens Haus gejagt wurde, und sich unter den Nußstrauch flüchtete, saß Lindenberg unweit der Linde, wo er Rosinen zum erstenmale sah. Mit einem Herzen voll von Frömmigkeit und Tugend bethete er zu dem Ewigen, und machte die Gottheit zur Vertrautinn seiner Liebe. — Du Vater der Menschen, bethete er, du weißt den innersten meiner Gedanken, du weißt meine Absicht, aus der ich Rosinen liebte, ihr Herz ist rein, ihre Seele gut; laß mich, wenn es, dir gefällt, an der Seite dieser Frommen, meine Tage verleben, dich Allvater verherrlichen — dich zu lieben soll das Geschäft unserer Liebe seyn.

So bethete Lindeuberg, und wo ist der Liebhaber in unsern Zeiten, der mit ihm so bethet? Frömmigkeit und Tugend waren nur Handlungen der Vorwelt, heut zu Tage schämt man sich der Tugend, und ist stolz aufs Laster, Heiligkeit der Sitten ist selten mehr die

Zierde des Jünglings, und Tugend nicht mehr der Brautschatz des Mädchens, Absicht, Geld sind die Beweggründe des Freyers, die meisten Heurathen sind Heurathen par Raison, Heurathen, an denen das Herz keinen Antheil hat. Lindenberg wußte leider dieses — allein er setzte sich in seiner Denkart um ein Jahrhundert zurück, und wollte sich ein Mädchen wählen, wie sie der alte Deutsche mit seinem Spitzhut und seinem Knebelbart und Bundschuhen gewählt hatte. Es ist besser, sagte er, den Sitten der Zeiten zu folgen, wo der Mann noch Mann war, wo ein Händedruck — Freundschaft und das Wort die Sache bestimmte, es ist besser, sagte er, diesen Sitten zu folgen, als denen Sitten der Zeiten, in denen die Tugend so wenig Werth hat.

So sagte sich Lindenberg, und gieng langsam durch den großen Hayn, bis am Nußstrauche, wo der sterbende Budel lag.

Da störte ihn das Gewinsel des leidenden Thieres in seinen Gedanken, er sah sich um, und sah den armen Budel im Blut liegen; Mitleid bemächtigte sich seiner Seele, er bückte sich unter dem Nußstrauch, zog sein Schnupftuch aus seiner Tasche, und verband

die

die Wunde des armen Pandurs, denn nahm er das wunde Thier auf seine Arme, und eilte mit selbem seiner Wohnung zu.

Der gute Mann ist auch gut gegen sein Vieh, sagt der vortrefliche Herr Abt in seinem Buche über die Güte des Herzens. Die Natur, fährt er fort, muß jedem gut organisirten Menschen für die Zuckungen eines sterbenden Thieres empfindlich machen, weil unser Nervensystem die Aehnlichkeit uns nur allzudeutlich darstellt.

Die gütige Natur hat bey dem Menschen die Saiten des Schmerzens in seiner Seele aufgezogen, und wenn eine solche Saite an einem andern Geschöpfe gerührt wird, so müssen nothwendig des Menschen eigene zittern. Weh uns, wenn wir dieses Gefühl ersticken! weh dem leidenden Menschen! —

Derjenige, der kaltblütig ein Thier martern kann, hat Grausamkeit in seiner Seele. — Die Natur äfft uns nicht, dieses Zeichen ist unbetrüglich — die Weichheit, welche wir von der Natur für das Leiden der Thiere haben, für ihre letzte Todeszückungun ist ein ächtes Gepräge eines empfindungsvollen Her-

zen. Weh der Menschheit von den Sterblichen, dem die Natur diese Anlage sparsamer mitgetheilet, oder den die Erziehung verhärtet hat! was kann der Unglückliche von einem Menschen hoffen, dem Todesröcheln Vergnügen, und Sterbensehen Wonne ist? — Der Mensch im Leiden kann ja auch nichts als winseln, sich krümmen, und stöhnen, wenn seine Seele im Jammer ist, und sein Leben in Qual; und kann sich je ein Geschöpf an das Gewinsel des leidenden Wesens gewöhnen, o so sollte dieses Wesen selbst aufhören Wesen zu seyn, um nicht Fluch über die Schöpfung zu bringen. —

Ach! schämt euch nicht, ihr Menschen! Erbarmen mit den leidenden Thieren zu haben, dieses edle Gefühl entehrt euch nicht. Der Gerechte, sagt die Schrift, nimmt sich auch des Lebens seines Viehes an: das Herz des Gottlosen aber ist ohne Erbarmung.

Ich rücke hier eine Geschichte ein, die so würdig auf diesen Stoff passet, daß ich wünschte, daß sie alle Menschen lesen möchten; sie ist aus den vermischten Abhandlungen und Erzählungen für Kinder *I.* **Bändchen** 1779 **Göttingen** entnommen.

Zu

Zu Abo (Obo) in Finnland, erzählt der Verfasser, ward im Jahre 1778 ein Hund überfahren, und kroch mit Mühe bis an die Thüre eines Lederhändlers, dessen fünfzehnjähriger Sohn dieses arme Thier zuerst mit Steinen warf, und denn mit einem vollen Topfe siedendes Wasser begoß. Glücklicher Weise sah diese entsetzliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr, der am nächsten Tage seine Herrn Amtsbrüder, die bey seiner Erzählung schauerten, ohne Mühe bewog, den jungen Unmenschen vorzufodern, und gefangen zu setzen, wo nächst daß verdiente Strafurtheil an einem Markttage vor vielen Zuschauern vollzogen ward. Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn an den Schandpfahl, und verlas folgendes:

Weil du junger Unmensch, einem der Geschöpfe deines Schöpfers, in dessen Todesstunde, da es winselnd dich um Hilfe anflehete, nicht nur keinen Beystand geleistet, sondern gar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet, so soll dir nun dein verdienter Namen an die Brust geheftet, und du sollst denn mit fünfzig Geiselhieben gestrafet werden.

Auf dem schwarzen Blech, das ihm der Büttel an die Brust heftete, stunden in grossen weißen Buchstaben die Worte:

Blutdürstiger Unmensch!

Mit einer geflochten Dratpeitsche zählte ihm nun ein zweyter Büttel 25 Hiebe zu, wonächst wieder der erste folgendes verlas:

Hier, junger Unmensch! fühle nur etwas von dem Schmerzen, womit du dein Mitgeschöpf in dessen Sterbestunde quältest, und wenn du einst in deiner Todesstunde Erbarmen von dem Herrn aller Geschöpfe erflehen willst, so werde menschlicher. Denn gab der zweyte Büttel ihm noch die rückständigen 25 Hiebe alles Winselns ungeachtet, wodurch der Unmensch Erbarmen von seinen Richtern auf dem Rathhause zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit war eben zu rechter Zeit vollzogen, um häufigern Grausamkeiten gegen arme Thiere ein Ende zu machen. Denn im Sommer pflegten die Finnischen Buben lebend junge Sperlinge anzunageln, und darnach mit Blasröhrchen zu schießen, und von nun an unterblieb dieses.

In

In allen Stunden des Unterrichtes haben die Knaben von Finnland noch nie so lebhaft die göttliche Wahrheit empfunden, wer Mitleid fühlet, dem wird Erbarmung widerfahren von dem, der sich aller erbarmet; und nie schienen sie gewußt zu haben, daß es ein Kennzeichen eines ächten Gottesverehrers ist, sich auch der Thiere zu erbarmen.

Nur in so weit als wir die Thiere zu unsrer Nahrung und Erhaltung nöthig haben, und in soweit als unsere Selbsterhaltung wider ihren schädlichen Anwachs ihre Verminderung fodert, ist es dem Menschen erlaubt, sie zu tödten: keineswegs räumt Gott und die Natur uns das Recht ein, sie zu quälen, zu peinigen, und aus Muthwillen zu zerstören.

Es bleibt immer abscheuliche Barbarey, einem Uhu die Augen auszubrennen, oder einen armen Habicht lebendig zu rupfen, mit einem Käfer eine Mühle zu machen, oder einer Mücke alle Füße auszureissen, und sie wieder fliegen zu lassen, eine Katze auf ein Brett zu nageln, und sie den Fluthen preis zu geben, oder aber einen armen Murner mit Blasen umzuhängen, und ihn über einen Thurm fliegen zu lassen. Diese Barbareyen

gegen

gegen die Thiere entehren die Menschheit, verwildern unsern Karakter, und machen uns zu Unmenschen.

Dergleichen grausame Unterhaltungen sind immer der Anfang zu größeren Grausamkeiten; erst martert ein loser Bube eine Mücke, denn einen Hund, endlich das Kind seines Nachbars, und letztlich, wenn er je im Staat eine Stelle bekömmt, so peinigt und martert er alle, die unter ihm stehen.

Allein die Empfindlichkeit, die der Mensch auch dem Thiere schuldig ist, muß nicht aus ihren Schranken tretten — das Gefühl zum Thier muß nicht das Gefühl zum Menschen ersticken. Es ist Ungerechtigkeit gegen die Menschheit, Hunde mit Hühnerfleisch zu füttern, so lang arme Mitmenschen vor unsern Thüren stehen, die nichts zu nagen haben. Es ist Ungerechtigkeit, ein armes Mädchen aus dem Dienste zu jagen, wenn sie unglücklicher Weise den Schooshund der gnädigen Frau auf die Pfotte getretten hat. Es ist Ungerechtigkeit die Bruderliebe zu vergessen, und Menschenliebe einem thörichten Thier aufzuopfern.

Unser

Unser Lindenberg wußte dieses alles; er liebte den Menschen, und da er auch das Thier liebte, so verleitete ihn diese Liebe nicht, jene, die Pflichten der Menschheit und der Religion zu vergessen.

Wir verließen unsern Lindenberg, als er den wunden Pudel nach Hause trug. Mittlerweile, als wir hier moralisirten, wandte Lindenberg schon alle Sorgfalt an, das kranke Thier wieder herzustellen. Eine wollene Decke war zu seiner Liegerstatt zurecht gemacht, mit Wein und Eßig wurde Panders Wunde gewaschen, und Lindenberg schonte keine Kosten den armen Pandur wieder herzustellen.

Du bist der treue Freund eines Mannes, sagte Lindenberg, der mir unaussprechlich theuer ist, er ist der Vater des Besten der Mädchen! er ist der Vater meiner Rosine, lieber Pandur! genese bald — denn will ich dich deinem Herrn wieder zurückbringen, und Herzenswonne soll seine Freude für mein Herz seyn. Der Pudel sah Lindenberg aufmerksam ins Gesicht, und wedelte mit seinem Schweife, als hätte er jedes Wort verstanden, das Lindenberg sprach.

Es verflossen drey volle Wochen, und Blumeneck war noch immer untröstlich über den Verlurst seines Pandurs. — Ach! sagte er oft zu seiner Tochter, wenn das wilde Schwein meinen Pandur vollends aufgemetzelt hätte, so wollte ich mich nicht betrüben, aber so — daß das arme Thier, weiß nicht wo, ohne Hilfe, ohne Unterstützung, verfolgt noch von dem schlimsten der Menschen, vielleicht auf die schmerzlichste Weise sein Leben beschlossen hat, das schmerzt mich, o armer Pandur! du hast mir mein Leben gerettet, ach! wie gern hätte ich dir deine Liebe erwiedrigt, wie gern alles angewendet, um auch dein Leben zu retten! ich hab dir ja für deine Treue nichts gegeben, armes Thier! die Natur gab dir deine Kleidung, die wenigen Knochen, die ich dir gab, waren sie Vergeltung für deine treue Dienste? — So klagte Blumeneck, und Rosine nahm Antheil an seinen Schmerzen.

Einsam verlebten sie seit der Zeit von Pandurs Verlurst ihre Tage, sie nahmen wenig Besuche an, auch Lindenberg kam schon eine geraume Zeit lang nicht mehr zu ihnen, Rosine dachte oft an ihn, allein bey der Traurigkeit ihres Vaters getraute sich das Mädchen nicht eine Erwähnung von ihm zu thun.

Es

Es war ein schöner Abend eines schwülen Tages, und Blumeneck wollte mit Rosinen das Angenehme des Sommerabends genießen. Arm in Arm wandelten sie die Fluren durch in tiefem Stillschweigen. Endlich fieng Rosine an:

Wollen Sie nicht, lieber Vater! den Weg diesem Dorfe zu nehmen, es ist dort eine schöne, prächtige Linde, es ist kein Baum in der Gegend der Gottes Majestät so würdig verkündigt.

Blumeneck. Ich will wohl, liebe Tochter!

Rosine. Und dort, theurer Vater! werden wir auch den armen Ziegenhirten sehen; Sie versprachen ihm ja, daß sie ihn wollten zu sich nehmen? —

Blumeneck. Ja das versprach ich, und will's auch halten, und wenn der Bube gut thut, und treu ist, so will ich ihn so lieb gewinnen, als meinen Pandur. —

Rosine. Ach! das ist er gewiß. —

Blumeneck und Rosine näherten sich der Linde, und der Ziegenhirt trieb eben seine Ziegen zum Dorfe, er spielte auf einer Schalmey, und sang ein Lied.

Wir

Wir wollen, sagte Blumeneck, uns unter diesem Strauch verstecken, und da der Hirt die Ziegen vorüber treibt, so wollen wir ihm zuhören, was er wohl alles singt.

Rosine und ihr Vater waren bereits versteckt, und der Hirt zog mit seinen Ziegen vorüber, und sang dieß Lied:

Das Kleid, das ich am Leibe trage,
Ist von Rosinen eine Gabe,
Vergessen will ich's ewig nicht,
Wie göttlich dieses Mädchen spricht.
In ihrem Wort ist Geist und Kraft,
Märten! sprach sie, sey tugendhaft,
Und Gott, der wird dich nicht verlassen.
Ich konnte zwar nichts weiters fassen,
Was sie noch alles schönes sprach,
Doch folg ich ihrem Beyspiel nach,
Und liebe Gott, bin fromm und brav,
Und hüte fleißig Geis und Schaf.

Bey diesen Worten sprang Rosine und Blumeneck aus dem Gebüsche, und umarmten den kleinen Hirten. — Wer zum Geyer, sagte der alte Blumeneck, hat dich dieses Lied gelehrt?

Hirt.

Hirt. Das will ich Ihnen wohl sagen: das Lied hat mich der schöne, gute Herr gelehrt, der mich täglich besucht, und mir die Lehren wiederholte, die mir Jungfer Rosine gab.

Blumeneck. Wer ist denn dieser Herr?

Hirt. Es ist der Herr Lindenberg, kennen Sie ihn denn nicht, er war erst heute wieder da, und da mußte ich ihm Weegerich und und Schwarzwurzen graben, denn er hat zu Hause einen wunden Budel, den er kuriren muß.

Blumeneck. (hastig) Einen wunden Budel, sagst du, wie sieht er aus? hast du ihn gesehen?

Hirt. O ja, es ist ein großer, brauner Budel, hat lange Ohren, und ist lockicht, wie meine Schafe.

Blumeneck. O Rosine! das ist Pandur, geh laß dich umarmen, Herzensmädchen! — Lindenberg — wie soll ich dich nennen, guter Mann! mein Pandur — mein Pandur — in so guten Händen — und Weegerich und Schwarzwurzen um den wunden Pandur zu heilen, geh Knabe — komm geschwind mit mir — du sollst auf beständig versorgt seyn

— zeig

— zeig mir, wo ist Lindenbergs Wohnung? aber hurtig — hurtig.

Hirt. Herr! ich muß ehvor meine Ziegen im Stall treiben, denn will ich gleich kommen.

Blumeneck. Der Geyer hole deine Ziegen! komm!

Hirt. Nein Herr! der Geyer soll meine Ziegen nicht holen, was würde wohl der Bauer von mir denken, wenn ich so liederlich wäre, und davon lief, und die Ziegen allein ließ, das wäre nicht recht gehandelt, nicht wahr, Jungfer Rosine?

Blumeneck. Hast recht, Herzensbube! — verdienst einen Kuß, treib deine Ziegen in Stall, und komm bald wieder. —

Rosine! wenn der Bube wahr spricht, und ich meinen Pandur wieder finde, und wenn der ehrliche Junge meinen Budel geheilet hat — so will ich — aber was sollte ich ihm wohl geben — sieh Mädchen! du weißt, ich habe dich lieb, und dürfte mir nicht sogleich einer um dich kommen, wenn aber Lindenberg dich liebte — beym Pandur und beym Budel — ich gäbe ihm meine Tochter, was sagst du? wäre er dir nicht lieber, als Junker Velten?

Rosine.

Rosine. Mein Vater!

Blumeneck. Ich seh es dir Mädchen an der Stirne an, daß du dem Jüngling nicht gram bist — du kannst nicht unglücklich mit ihm seyn, er hat ein gutes Herz, er liebt meinen Budel — nun Rosine! es kann nicht gefehlt seyn.

Rosine. Wir wollen sehen Vater! ob er unsere Achtung verdient, gut wäre es, wenn wir ihn unbemerkt belauschen könnten, denn es wäre ja möglich, daß der Budel unser Pandur nicht wäre, es könnte ein anderer Budel seyn.

Blumeneck. Du hast recht — aber die That ist immer edel, und wenn es auch ein anderer Budel ist, so will ich ihm, meines lieben Pandurs zum Andenken lohnen.

Der Ziegenhirt war nun da, und Rosine und Blumeneck folgten ihm nach bis zu Lindenbergs Behausung.

Still giengen sie über die Treppe, und Lindenbergs Zimmerthüre stand offen; Lindenberg war eben mit dem wunden Budel beschäftigt, er reinigte ihm seine Wunde, und tropfte ausgepreßten Kräutersaft in selbe.

Lieber

Lieber Hund! sagte er: du bist gerettet, deine Wunde ist bald geheilet, wie freue ich mich des Augenblickes, in dem ich dich deinem Herrn wieder gebe — gutes Thier! du verdienst alle meine Pflege — du hast den Vater meiner Rosine errettet, was wollte ich nicht alles thun für diesen Würdigen — lebe denn noch lang, guter Budel! mache ihm noch viele Freuden, und wenn Lindenberg auch Rosinen niemalen wieder sieht, so erinnere doch ihren Vater seines Freunds, des armen unglücklichen Lindenbergs. Hier fiel eine Thräne aus Lindenbergs Aug — und Pandur schleckte sie von seinen Wangen.

Ich kann nicht mehr, rief Blumeneck hastig auf, und stürzte mit Rosinen ins Zimmer, laß dich umarmen, edler Junge! sprach er, laß dich belohnen für deine That — da nimm meine Tochter.

Lindenberg war erstaunt, und Rosine sank auf den kranken Budel, treues Thier! sagte sie, du hast mir meinen Vater gerettet, und giebst mir nun den Liebsten der Sterblichen. — Lindenberg, dem man endlich das ganze Räthsel erklärte, konnte sich vor Freuden kaum fassen, sprachlos stund er da, und

Seufzer

Seufzer und Thränen waren die Ausdrücke seines Gefühles.

Nach drey Tagen war die Hochzeit, und Blumeneck pries diesen Tag, als den glücklichsten seines Lebens.

Lindenberg hatte alle erdenkliche Sorgfalt für seinen Schwiegervater, und alle Liebe für Rosinen. Der Geishirt ward gut erzogen, und reichlich versorgt; der Budel wieder gesund, und lebte noch lange Tage, und nagte noch viele Knochen an Lindenbergs Tische. Der Segen der Gottheit war über Lindenbergs Haus, und bestättigte die Wahrheit des Ausspruches der Weisheit:

Der Gerechte nimmt sich auch des Lebens des Viehes an; das Herz des Gottlosen aber ist ohne Erbarmung.

Herman.

Eine Geschichte aus den Zeiten der Ritterschaft.

Tiefschweigend lag die Natur in nächtlicher Stille, dick in Wolken gehüllet war das

Firma-

Firmament, und in Rabengewand näherte sich die traurige Stunde der düsteren Mitternacht majestätisch und ernsthaft. Feyerlich zitterte die stumme Gegend, und heiliges Schrecken bebte an jedem Laube; das prausende Thal war mit Finsternissen bedeckt, und nächtliches Grauen schlug ihr dunkles Gezelt auf, um unumschränkt über die Halbkugel zu herrschen.

Tiefes Stillschweigen, wie die Stille des Todes, verbreitete sich umher, und außer der Eule klagendem Liede hörte der Sterbliche keine Stimme.

So in einer Nacht wandelte Herman durch unbekannte Wege: sein einziger Gefährte war sein Schwert, denn mit diesem bahnte er seinen wankenden Tritten den Fußsteig.

Ein halbverfallenes Schloß, das in den ältesten Zeiten manchem zur Bosheit und manchem zum Schutz gedienet hat, erhob sich in der Gegend, wo sich Herman verirrte. Unter dem Schutte stiegen bemooste Gewölber empor, wo in den dämmernden Stunden der traurige Nachtvogel sein Lager aufschlug, und sein ödes Wohnhaus erbauete. An den Gemäuren schlichen Eidexen und Krötten herum,

und

und fürchterlich zischten die Nattern auf den Wanderer. Epheu rauschte an den zerfallenen Wänden, und schlang sich hinauf auf hangende Thürme, die mit Gras bewachsen sich über schwarze Felsen hinstürzten. In diesem fürchterlichen Orte, wohin selten der Pfad einen Sterblichen leitete — in diesem Aufenthalte von wilden Bestien, und giftigen Thieren, dem sich kein Tyger zu nahen getrauete — da wandelte Herman in den Stunden der Mitternacht. Todtenschedel und Knochen von ermordeten Menschen hinderten die Schritte des Reisenden, und noch in eisernen Banden hangende Skelete breiteten Schauder über den fürchterlichen Ort aus. Die Furcht würde ihn getödtet haben, wenn nicht die gütige Nacht seinem schaudernden Blicke diese Schreckenbilder verhüllet hätte.

Hier war Herman — ermattet sank der Held, der tapfer in Palästina focht, auf eine Felsenwand hin, und Entkräftung und Schlaf beraubten ihn seiner Sinne.

Schon grauete der Morgen, und Eulen und Fledermäuse kehrten in ihre Höhlen zurück vor der aufgehenden Sonne. Mit gräßlichem Geräusche flatterten sie über Hermans

Haupt, und weckten ihn mit rauschenden Flügeln aus seinem Schlummer.

Herman erwachte, und wie entsetzte sich sein erstauntes Aug, als er eine große Schlange vor sich sah, die ihm starr ins Gesicht blickte, und züngelte. Er suchte sein Schwert; es lag nahe an ihm, aber drey fürchterliche Nattern umflochten es, als ihre Beute, und machten es dem Helden strittig. Kalter Schweiß durchströmte seine Glieder, ängstig wandt er seine schüchternen Blicke um sich her, und von jeder Seite kam ihm Grauen und Entsetzen entgegen. Da sah er die grundlosen Höhen, die er durchwandelte, dort die drohenden Felsen, die ihre Risenkörper über seine Scheittel beugten, und mit den Wolken zu kämpfen schienen. Unsterbliche Gottheit! rief er auf, wo bin ich? Sind dieses die Vorhöfe der Hölle, oder die Wohnungen des Todes und des Verderbens? Ist es ein böses Gespenst, das mich in diese Gegend verführt hat? diese Todtenschedel, die um mich herumliegen, diese modernden Knochen meiner Brüder sind die fürchterlichen Zeugen, daß hier kein Sterblicher unbestraft diese Schwellen betrat. — Aber Herman! was zitterst du? — können

wohl

wohl diese Felsengewölber deine Stimme verschließen, daß sie sich nicht bis zum Ewigen empor hebt, oder verbergen dich diese Marmorgebirge, und dringet der Blick des Allmächtigen nicht in diese Tiefe hinunter. Schwacher Sterblicher! fasse Muth, das Aug der ewigen Vorsicht begleitet dich auf deinen Wegen — und was hast du zu fürchten, wenn Gott mit dir ist?

So sprach Herman, und Muth floß in seinen Adern, er schleuderte mit seinem Fuß die Nattern von seinem Schwert, und erlegte die Schlange im muthigen Kampf, die ihm gräßlich entgegen zischte. Schaum und Blut floß umher aus der Wunde des erlegten Wurmes, und die Erde zitterte selbst unter dem kühnen Fuß des Helden, und staunte über seinen Muth.

Ermüdet vom Streit suchte sich Herman eine Anhöhe, die die Sonne beschien; da setzt er sich hin, und gürtete sein Schwert an seine Seite. Du treuer Gefährte meines Lebens rief er auf, du sollst deinen Herman nie wieder verlassen! durch dich sanken die Feinde des Glaubens in Palästina — der Gottheitsschutz heiligte deine Stärke — du wüthetest

bisher wider die Feinde von Hermans Gott, vertheidige nun auch einmal den Helden, der für seinen Glauben focht, und den die Gottheit vielleicht noch zu höheren Thaten bestimmt hat, weil sie noch seines Blutes schonte, das Herman so gerne für sie vergossen hätte.

So sprach Herman, und sein feuriges Aug blickte majestätisch um sich, die Winde rauschten minder, der Schauer floh von den Felsen, und verkroch sich in die Wohnung der Finsternisse vor dem Anblick des Helden.

Herman hob sich endlich auf, als die Sonne am Mittag war, und suchte Erfrischung in der nahrungslosen Gegend. Mit Kühnheit kletterte er einen hohen Felsen an, und fand dort einige Haselstauden mit Nüssen bewachsen, von welchen er sich diesen Tag über nährte.

Nachdem er eine ziemliche Weile die Gegend durchrite, kam Herman zu einer Quelle. Frisches Wasser sprudelte aus dem gutthätigen Felsen, und Labung für Hermans durstende Lippen.

Die Mittagsmahlzeit war vorüber, und nun beschäftigte sich Herman mit den Todtenknochen und Gerippen, die in dieser Gegend

umher

umher lagen. Es ist vergebens, sagte er, ich bin noch zu müde um eine Rückkehr aus dieser Gegend zu suchen — ich will heute noch mein Nachtlager hier aufschlagen, und diese Knochen beerdigen. Er gieng eine Weile umher, und unter einer Felsenwand fand er verschiedene Rüstungen! Helm, Harnisch und Schwerter, Pickel und Hauen und Schaufeln. Herman ergrif eine Haue und eine Schaufel, nahm diese Werkzeuge auf seine Schultern, stieg den Felsen wieder hinauf, und suchte sich einen Ort um eine Grube zu graben.

Hier, fieng er an, will ich eine Ruhestätte für euch machen, für euch, deren Gerippe hier fürchterlich herumstehen, — ihr nahmt mich mit edler Gastfreyheit auf, es ist billig, daß ich euch meine Dankbarkeit zeige. Ihr, wer ihr immer gewesen seyd — Helden oder Mörder, weil noch verwesliches Fleisch eure Knochen deckte — ich will euch eine Grube bauen, und eure Gebeine sollen in Ruhe modern. —

Herman fieng seine Arbeit an; vergebens bemühte er sich zu graben, die harten Steine foderten die Bickel: er hauete, und ein dumpfer Ton erfüllte die ganze Gegend unter

seinen

seinen Streichen, so daß Herman leicht einsehen konnte, daß eine Höhlung im Felsen seyn müße. Er hauete öfters, als gähling mit entsetzlichem Gerassel die Steine durchbrachen, und sich eine Oeffnung in eine grundlose Höhle zeigte — kaum legte sich der Staub, der wie Rauch aus der Caverne herausdämpfte, als eine düstere Stimme aus dem Abgrunde rief. —

Wer bist du, verwegner Sterblicher, der du dich erkühnest, meine Ruhe in diesen Krüften zu stören! entferne dich sogleich von dieser Gegend, und erwarte die gerechte Strafe deines Frevels! Hunger und Elend werden dich zum Gesellschafter der Todtengerippe machen, die du um dich her siehst. Frevler stirb, und fühle zehnmal den Tod, und das Elend des Sterblichen!

Herman zitterte bey dieser Stimme; seine Wangen entfärbten sich, und kalter Schweiß tropfte von seiner Stirne.

Es scheut der Natur an ungewöhnlichen Sachen, und die Liebe unsrer Selbsterhaltung macht oft den Helden zur Memme im Augenblick, wo körperliches Gefühl den Muth der Seele überwiegt. —

Es

Es giebt Sachen in der Natur, die unsere Erwartung übersteigen, und der, der ausserordentliche Dinge im ersten Augenblicke gleichgültig sehen kann, muß weder Menschengefühl noch eine Seele haben.

Die Furcht ist dem Menschen eigen, Ueberlegung und Vernunft schwächen erst ihren Eindruck, und erzeugen Muth und Tapferkeit. So gieng es unserm Herman auch, seine Seele faßte sich bald wieder. Du, wer du immer bist, schrie er, der du diese unterirdische Höhle bewohnest, du sollst mich durch deine Drohungen nicht hindern, das Werk, das ich unternommen, zu vollenden — ich will die Todtengerippe, die da herumstehen, beerdigen, und du sollst mein Vorhaben nicht stören, und wenn du mich selbst zum Todtengerippe zu verwandeln Macht hättest. —

Herman sammelte alle Todtenschedel, Knochen und Gerippe, die er finden konnte, zusammen, und warf sie in den Schoos der Mutter Erde. Es war schon spät am Abend, als Herman seine Todtengräberarbeit vollendet hatte, da welzte er einen großen Stein für die Oeffnung, und sprach zu seinen Begrabenen: ruhet in Frieden!

Müde

Müde von seinem Tagwerk suchte Herman nun Ruhe; eine erhabene Gegend wählte er sich zu seiner Ruhestätte, damit ihn die Nacht über die Krötten und Nattern nicht beunruhigen konnten. — Etliche Nüsse waren die Gerüchte seiner Nachtmahlzeit, und eine hohle handvoll Wasser sein Getränke. —

Schon war sein Nachtlager von Moos bereitet, schon lag der Held gestreckt, und ruhete bis Mitternacht.

Diese fürchterliche Stunde trat mit Majestät auf die Erde. Gespenster mit Drachenflügeln und Rabenklauen wandelten in einsamen Wildnissen für den Furchtsamen umher, Irrwische verführten den Wanderer in sumpfigten Oertern, und mit Zaubersprüchen stund schon der Teufelsbeschwörer auf dem Kreuzwege.

Der Baal öffnete sich schon auf dem Blocksberg, und unter Katzengeschrey und Hundesgeheul wurden schon die Hexentänze gefeyrt, und schwarze Kater mit feurigen Augen spielten schon bey diesem herrlichen Feste Uhukonzerte und Miaunaden.

In Wäldern erschallten die Jagdhörner, geblasen von verwunschenen Jägern, das

Nacht-

Nachtgejaid jauchzte im Thale, und lärmte mit wiehernden Pferden und Gebell gespensterischer Hunde.

Couriers auf flüchtigen Geisböcken reiseten durch die Lüfte, und eine ehrwürdige Cavalkade bedachter Damen mit fliegenden Haaren folgte ihnen nach auf Besen und Gabeln.

In dieser fürchterlichen Stunde erwachte Herman, und ein gäher Lärm schreckte ihn auf von seinem Schlummer.

Unerschrocken und ohne Vorurtheil, wie er war, sah er alle die Schreckenbilder nicht, die der Furchtsame sieht, und die ihr Daseyn in einer verwehnten Einbildung haben, er sah unerschrocken um sich. Die Sterne funkelten am Himmel — aber wie sank sein Muth wieder — wie zitterte sein Herz, als er in der Ferne eine ganz unnatürliche Gestalt aus der Erde heraussteigen sah, die ihm immer näher und näher kam; er sah starr nach diesem Wesen, das sich ihm näherte, und konnte sich selbst nicht erklären, ob es ein Mensch oder ein Thier seyn sollte. Endlich wagte er es, zog sein Schwert, und gieng diesem Abentheuer entgegen; aber kaum vollendete er etliche Schritte, als eine übernatürliche Kälte

alle

alle seine Glieder durchfuhr — seine Haare sträubten sich empor, und Todesschweiß war an seiner Stirne; das Gespenst gleitete nah an ihm vorüber. Es war schrecklich anzusehen, Herman faßte sich aber doch — halte! — schrie er das Gespenst an, und wenn du aus der Hölle selbst bist; so sollst du halten. —

Wer bist du? Verwegner! antwortete das Gespenst mit einer Stimme, als tönte jedes Wort aus hohlem Erzte. Wer bist du? Verwegner! der du es wagst, ein Wesen anzureden, das mit euch Sterblichen keine Gemeinschaft mehr hat. Weißt du, daß ich durch einen einzigen Hauch deine Säfte in Eis verwandeln, oder durch Veränderung meiner Gestalt in eine weit schrecklichere dich aus Furcht über diese Abgründe stürzen könnte. —

Wer bist du? erwiederte Herman, ein sterbliches Wesen, oder ein Geist; so mußt du mit mir sprechen. Bist du aus der Hölle geschicket worden, so glaube nicht, daß ich vor deinen Drohungen erschrecke. —

Die Hand dessen, der jedes Geschöpf schützt, wird auch mich schützen, und sollte er zugeben, daß du meinem Körper schaden könntest, was willst du? schwacher Geist! meiner

unsterb.

unsterblichen Seele thun? bist du aber die Seele eines Abgeleibten, die vielleicht verdammt, zur Abbüssung ihrer irdischen Sünden, in diesen Wüsteneyen umher irren muß — so spreche! und kann Herman dir mit seinem Leben dienen, so fodere es von ihm, und lerne, daß der, der ein Freund der Menschen ist, auch Muth hat, ein Freund eines Geistes zu seyn. Rede! — das Gespenst blieb sprachlos stehen — sah Herman ins Gesicht, und seufzte. —

Armer Geist! fuhr Herman fort, du seufzest? meine Anrede muß dich gerührt haben, du bist unglücklich, und schon bist du meinem Herzen werth; rede, gieße deinen Kummer in meinen Busen, und können diese meine Aerme, deren Knochen noch mit Fleisch bedeckt, und in eine vermeßliche Hülle gewickelt sind, dich geistiges Wesen nicht an meinen Busen drücken, so will ich dich mit den Armen meiner Seele umfangen, kann Herman etwas zur Linderung deines Leidwesens beytragen; so rechne auf ihn, armer Geist! verschmähe die Freundschaft eines armen Sterblichen nicht!

Es schien, als wäre das Gespenst freundlicher. Folge mir, rief es, Herman! folge mir! Herman folgte auch dem Gespenst. Dieses führte ihn bis an die Spitz eines Felsen, da war eine große Oeffnung. Du hast mir deine Freundschaft anerboten, rief das Gespenst — wohl! du sollst mein Freund seyn, und mein Freund bleiben. — Hier schlang das Gespenst seinen eiskalten Arm um Hermans Nacken, riß ihn mit sich in die Oeffnung, und wie Pfeil eilten sie tief unter die Erde hinab, schier bis an die Vorhöfe der Hölle.

Hier! — doch ich will meinen Lesern noch nicht sagen, was dem kühnen Herman begegnet ist — Gutes oder Böses. — Er soll es uns selbst erzählen, wenn er aus seiner Höhle wieder herauskommt, und kommt er nicht mehr heraus; so wollen wir ihn bedauren, den edlen Ritter.

Drey ganze Tage waren bereits verflossen, binnen welchen Hermans Freunde vergebens ihren Gefährten suchten. — Das gräßliche Gewitter war vorüber, der Regen und der Hagel, der die Helden zerstreute, ließen nach. Allein alles Bemühen war vergebens, man wußte nicht, wo Herman war.

Nein-

Reinhold war einer der tapfersten Ritter, der selbst an den heiligen Mauren von Jerusalem focht, und an Hermans Seite manche Lanze brach, manche Wunde empfieng. Gemeinschaftliche Unglücksfälle, gleichgestimmte Herzen ketteten diese jungen Männer an einander, und machten sie zu unzertrennlichen Freunden.

Als die Sonne am Morgen aufgieng, und die Schatten der gräßlichen Nacht zerstäubte, in welchen sich Herman von Reinholds Seite getrennt hatte, saß Reinhold traurig auf einem Hügel, und Thränen rollten über seine braunen Wangen, und netzten sein narbichtes Gesicht.

Ach! wären wir, rief er auf, an Jerusalems Pollwerken gesunken, oder hätte der blinkende Stahl der Saracenen meine Scheitel gespaltet, als ich noch an Hermans Seite focht! O wie glücklich wäre ich gewesen! aber was wird so Ludmilla sagen, wenn Reinhold ohne Herman kömmt.

War nicht sie es, das treflichste der Mädchen, die mir bey unserer Abreise ihren Bruder empfahl? War nicht sie es? Die mir sagte: Reinhold! bringe mir meinen Bruder wie-

wieder, oder zähle nicht mehr auf Ludmillens Liebe. —

Ja, so sprach sie — mir däucht noch, daß ich ihre Stimme höre. Ludmilla! ja, du sollst deinen Bruder wieder sehen, oder wenn Herman nicht mehr ist; so wird auch Reinhold nicht mehr leben. —

So sprach Hermans Freund, nahm seine Lanze, und seinen Helm, setzte sich auf sein Pferd, und rannte tief in die Wildniß hinein.

Als Reinhold in die Tiefe des Waldes kam, hinderten ihn die dicht verwachsenen Wege mit seinem Pferde fort zu kommen. Er stieg ab, band den Gaul an einen Baum, und wollte weiters seinen Herman aufsuchen. Allein, unversehens wurde Reinhold von einer Menge Räuber umrungen. Reinhold zog sein Schwert; aber seine Vertheidigung war zu schwach, er war übermannt, und überwunden. Schon führten die Räuber den armen Reinhold gebunden in ihre Höhle, und schlossen Rath, ob sie ihn leben lassen, oder tödten sollten.

Schon war das Todesurtheil über Reinhold gesprochen, als einer aus den Räubern seine Stimme erhob, und so zu seinen Brüdern anfieng:

Wie!

Wie! schämt ihr euch nicht, ihr Männer! die ihr bisher euren Ruhm in eurem Arme, und eure Größe in eurer Stärke gesuchet habt! wie! schämt ihr euch nicht, einen Wehrlosen, der in unserer Gewalt ist, zum Tode zu bestimmen? — Pfuy! ich würde es mir zur Schande rechnen, unter eurer Rotte zu seyn, wenn ihr Memmenthaten auszuüben im Stande wäret. Ein feiger Bube tödtet den Entwaffneten; der Mann mit Muth vergießet nur das Blut des Kämpfenden, und weiß des Ueberwundenen zu schonen. — Habt ihr nicht gesehen, wie muthig der Jüngling focht, und sind nicht eure Wunden, die noch bluten, die Zeugen seiner Tapferkeit? und ihr, ihr wollt ihn nun tödten? — Pfuy! schämt euch! — Feige Ponzen, die den Götzen opfern, führen wehrlose Schlachtopfer zum Altare. Der Held zückt seinen Stahl nicht gegen den Gefesselten, sondern gegen den, der noch gleiche Kräften mit ihm hat. Auf Muth und Stärke gründet sich das Heil unsrer Rotte, und Muth und Stärke fodern auch unsere Achtung, wenn sie selbst im Herzen des Feindes thronen. — So sprach der Räuber, und runzelte seine Stirne, daß sie einer verwilderten Eiche gleich war; und seine Löwenstimme

me

me gab seinen Worten den Nachdruck, den sie verdienten.

Stillschweigen herrschte in der ganzen Versammlung, bis endlich der Redner nach einer ziemlichen Pause wieder anfieng:

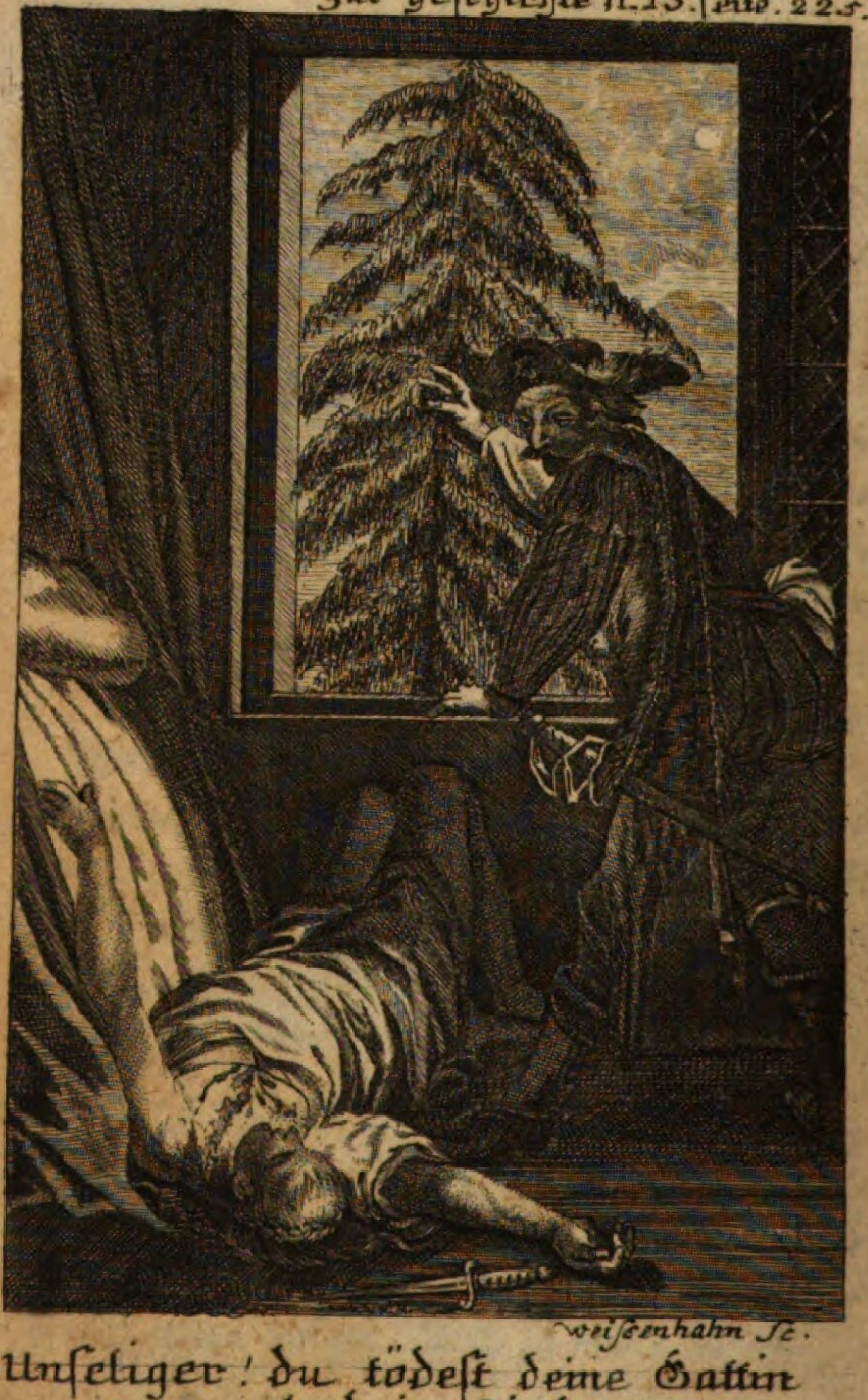
Ihr schweigt, und eure Herzen fühlen die Ueberzeugung der Wahrheit. Trette also näher zu mir, junger Held, und empfange deine Freyheit; ehe du aber diesen Ort verlassest, so gehe hin bis am Felsen, wo ein großer Tannenbaum steht, und sich der Weg scheidet, dort wirst du einen erschlagenen antreffen. Diesen entkleide, beerdige seinen Körper, und bringe uns seine Kleider hieher. Dieß begehr ich von dir, das du thun sollst, ehe du uns verlässest, und hierüber sollst du mir dein Wort geben, und meinen Auftrag zu erfüllen, mir zu schwören bey deinem Schwerte.

Das will ich, erwiederte Reinhold, und schwur bey seinem Schwerte. Denn gaben ihm die Räuber seinen Helm, seine Rüstung, seinen Harnisch zurück, und behielten nur das, was ihnen einigen Werth zu haben schien.

Reinhold war frey, und schon entfernte er sich von der Räuberhöhle.

Y: 248

Zur geschichte N. 15. seite. 225.


weissenhahn sc.

Unseliger! du tödest deine Gattin und dein Kind.

Dem Unendlichen sey Dank! rief er auf, die Gefahr ist überstanden, ich bin wieder in Freyheit. Doch wie! — ich bin noch nicht frey, ich muß erst mein Wort halten, das ich gab; ich muß den Erschlagenen auskleiden. Freylich, wer könnte mich hiezu verbinden, wenn ich nicht wollte! Der Feige würde tausend Entschuldigungen finden; aber das Wort des Mannes bleibt Wort; und wenn es auch mein Leben kosten sollte — ich muß es halten.

Reinhold gieng dem Orte zu, den ihm der Räuber beschrieben hatte, und als er an die große Tanne kam; sah er den Entseelten beym Mondenlicht liegen. Reinhold trat näher, sah ihm ins Gesicht, und fand, daß der Erschlagene ein Edler, junger Ritter war. Wer magst du seyn, fieng Reinhold an, oder wessen Seele belebte die schöne Hülle, die wie eine Rose da liegt. die ein loser Bube in ihrer schönsten Blüte dem Gärtner entwendet hat? Armer Jüngling! — vielleicht bethet in dieser nämlichen Stunde, in der ich nun vor dir stehe, deine arme Mutter zum Himmel für dein Wohlseyn, oder vielleicht führet ein gutthätiger Traum dein Schattenbild in

die Arme deiner Geliebten, in der Stunde, in der deine Seele den Körper verließ. Armer Knabe! — was führte dich wohl hieher in diese abscheuliche Wildniß? War es Freundschaft oder Liebe, die deine Schritte leitete? — Du bist nun nicht mehr — du hast die Draugsalen dieses Lebens überstanden — wohl dir — aber hier, hier sollst du bey meiner Seele nicht liegen bleiben. Dein edler Körper soll nicht der wilden Thiere Beute, und die Fütterung des Raubvogels seyn. Auch nackend, wie einen Bettler, will ich dich nicht begraben. Ach! warum gab ich mein Wort, dich deines Kleides zu berauben, und es den Räubern zu bringen? — Ich will hingehen, will ihnen das meinige lassen, will eine Ziegenhaut um meine Lenden binden, um mich der Unthat nicht schuldig zu machen, daß ich einem Entleibten noch seine Kleidung entzogen habe. O mich Unbesonnenen! — hätte ich die Abscheulichkeit dieser That nicht gleich einsehen, nicht gleich fühlen sollen, da mein Herz nicht fähig ist, sie auszuüben?

Reinhold nahm den Körper, legte ihn ins Mondenlicht auf einen Rasen, sah ihn nochmalen an, und fühlte, ob er keine Spuren

des Lebens mehr an dem Unglücklichen fände. Es däucht mir, rief Reinhold auf, es däucht mir, es ist noch Leben in dir! — du athmest! — ja — du bist nicht todt, du lebst noch: — erwache! — Als Reinhold so sprach, öffnete der Unglückliche seine Augen. Wo bin ich, fieng er an? — Bist du auch einer der Räuber, die mich schlugen? — Fasse dich, erwiederte Reinhold, ich bin dein Freund, bey meiner Seele! — so lang ich noch lebe, soll dir kein Leid mehr widerfahren.

O bist du es! fuhr der Verwundete fort, der mich aus den Armen des Todes wieder zum Leben rufet. — Ach, warum, Grausamer! erweckest du mich wieder? — mein Leben ist mir Quaal: denn der, den ich liebe, ist nicht mehr. —

Reinhold. Murre nicht über die Vorsicht des Ewigen! Er wachet für das Wohl des Sterblichen. — Auch ich suche einen Freund, den ich verloren: auch ich möchte ohne ihn nicht mehr leben; aber ich hoffe — ich hoffe noch immer. O Herman! —

Der Verwundete. Herman! — Kennst du Herman, den Ritter, der nach Palästina zum heiligen Krieg zog? —

Reinhold. Ob ich ihn kenne? — ich, der sein Ich, und er das meine ist! —

Der Verwundete. Wie nennst du dich? — Sprich. —

Reinhold. Ich bin Reinhold. —

Der Verwundete. Ach Reinhold! — hier sank der Verwundete in Ohnmacht; nach einer Weile erholte er sich wieder. Du bist Reinhold, sagte er, du — du lebst noch, bist noch Hermans Freund, und kennest seine Schwester nicht mehr? —

Reinhold. Wie, du bist Ludmilla! — Geliebte meiner Seele, laß dich umarmen! — Du bist Ludmilla — du, für die ich noch immer lebe — und bin — du, Ludmilla! — Aber, was soll diese Rüstung?

Ludmilla. Sie ist das Zeichen der Stärke der Liebe. Ich erfuhr durch ein falsches Gerücht, daß du an Jerusalems Mauren sankest; wollte dich aufsuchen, dich finden, oder mit dir sterben. Aber, wo ist Herman?

Reinhold. Du wirst ihn sehen. O Ludmilla! — so glücklich ist heut dein Reinhold, und zugleich so unglücklich. Was ist hier in

diesem öden Orte zu thun? ich habe weder Oel noch Wein, um deine Wunden zu heilen. Es bleibt mir kein Mittel übrig, dich, Beste meiner Seele! zu retten, als daß ich zu den Räubern zurückkehre, bey denen ich war, und sie um Menschlichkeit anflehe: sie werden dich aufnehmen, und ich werde bey dir bleiben, bis du wieder gesund bist.

Ludmilla. Thu dieses nicht, Reinhold! du wagst dein kostbares Leben für Ludmillen.

Reinhold. Wenn ich es wagte; wollt' ich nicht tausend Leben für Ludmillens Erhaltung geben? — aber ich müßte es auch ohne dir thun: denn ich gab den Räubern mein Wort, wieder zurück zu kehren, ich schwur bey meinem Schwerte.

Ludmilla. So erfülle deinen Schwur vor. Wäre es Liebe, wär es Freundschaft, ich könnte dir Vorstellungen machen; nun ist es Pflicht, und ich würde deiner nicht werth seyn, wenn ich dich von Erfüllung des gegebenen Wortes abhalten könnte. Geh, Reinhold! und komme bald wieder zurück. —

Hier drückte Reinhold seine Ludmilla nochmal an sein Herz, und muthig, wie ein

junger Löwe, kehrte er in die Räuberhöhle zurück. —

Ihr! fieng er an, ihr! die ihr wie Raubthiere, abgesondert von allen Menschen, in dieser Einöde lebet, eine Höhle bewohnet! die niemal das Licht der Sonne erwärmt, ihr, die ihr eure Herzen abgehärtet, wie die Felsensteine, die sich über eure Scheittel gewölbt, höret die Stimme eines jungen Ritters: und wenn eine einzige eurer Nerven noch zu dem Eindrucke eines Gefühles empfänglich ist, wenn noch Mitleiden und Theilnahme in eure Seelen dringen kann; so höret mich an, und gewähret mir meine Bitte. —

Ich gab euch mein Wort, den Erschlagenen auszukleiden, seine Kleidung euch zu überbringen, und seinen Körper zu beerdigen. Ich wollte thun, was ich euch gelobte: ich suchte, und fand den Körper des vermeintlichen Erschlagenen; allein, er war nicht todt, wie ihr vermuthetet, er lebte, und nennt sich Ludmilka. Ein Mädchen mit edler Seele und Muth — und meine Verlobte — war unter der Rüstung des jungen Ritters verstellt, den ihr beraubet habt: ihre Wunden sind gefährlich, und ihr Tod wird gewiß, wenn ihr unerbitt-

lich seyn sollet, sie in eure Höhle aufzunehmen, und Oel und Wein in ihre Wunden zu gießen. Erstaunet nicht über mein Begehren, ich denke euch noch Menschlichkeit zu; sind eure Herzen gleich verhärtet wie ein Marmor, der Jahrhunderten den Jahreszeiten trotzte: so hab ich doch noch Hoffnung, daß eure verwilderte Seelen noch empfänglich des Meisels seyn werden, mit dem das menschliche Elend auch in die härtesten Herzen manchen Zug des Gefühles gegraben hat. Solltet ihr mir aber diese meine Bitte versagen; so wisset, daß mein Leben an Ludmillens Leben hange, und daß ich alles wagen werde, um eure Grausamkeit zu rächen. Dieses Schwert wird mir Genugthuung verschaffen: und wenn ich auch unterliege, und wenn ich auch hinsinke zur Grube, so soll mein Sturz doch auch einige von euch Ungeheuern ins Verderben reißen, und die Beleidigung rächen, die ihr der Menschheit zugefüget.

So sprach Reinhold; zog sein Schwert — und erwartete die Antwort der Räuberrotte.

Alle erstaunten über die Unerschrockenheit des Jünglings; Erbarmen und Mitleiden rührte ihre Seelen, und sie gewährten dem

Ritter

Ritter seine Bitte. Da warf Reinhold sein Schwert weg, und umarmte die Räuber. Nun hab ich des Schwertes nicht mehr unter euch nöthig, rief er auf: denn eure gastfreye Handlung macht euch zu meinen Freunden. —

Die Räuber begleiteten den guten Reinhold bis an den Tannenbaum, wo Ludmilla lag, und wollten die Verwundtete zur Verpflegung in ihre Höhle zurücktragen.

Wie war aber Reinhold erstaunt, als er Ludmillen nicht mehr sah. Vergebens durchsuchte er die Wildniß; vergebens rief er, Ludmilla! — Ludmilla war nicht mehr da.

Entsetzen durchdrang Reinholds Herz, als er im Sande die Spuren einer Löwinn fand, und ohnmächtig sank er hin, als ihm einer der Räuber, ein Stück des Kleides überbrachte, das Ludmilla trug, und das blutig und zerfetzet war.

Sie ist hin, schrie er auf, die Geliebte meines Herzens! sie ward zur Beute der grausamen Löwinn. Aber unsterbliche Gottheit! Reinhold wird ohne Ludmilla nicht leben; ich will alle die Raubthiere, die diese Wüsteneyen bewohnen, in ihren Höhlen aufsuchen, und

mein

mein Arm soll mit Löwenknochen und Tiegergerippen diese Einöde übersäen, und Ludmillens Mord an diesen Bestien rächen.

So wüthete Reinhold; vergebens suchten ihn die Räuber zu trösten. Wie ein Rasender eilte er einer Löwenhöhle zu, und so sehr ihn die Räuber von seinem Unternehmen abzuhalten sich bemüheten: so war doch alles vergebens. Mit zerstreuten Haaren und blinkendem Schwerte, drang er tief in die unterirdische Höhle. Ein entsetzliches Löwengebrüll und eine heulende Stimme erklärte den Räubern bald die Zuverläßigkeit von Reinholds Untergang; sie beweinten den Jüngling, und nahmen sich vor, sein Andenken zu feyern.

Durch Felsen und Gebüsche, die diese fürchterliche Wüstenev umzingelten, führte ein unbekannter Weg zu einem Einsiedler. Dieser lebte schon seit vielen Jahren abgesondert von allen Menschen in dieser Einöde, und nährte sich mit Wurzel und Kräutern. Die wunderliche Lage der Natur verbarg dem Sterblichen den Zugang zu seiner Wohnung, und schützte diesen Mann wider die ungerechte Verfolgungen der Menschen.

Große

Große Fichtenbäume verbreiteten ihr dunkles Grün über seine Hütte, und eine große Linde umschattete das niedrige Dach, das aus Baumrinden gezimmert war.

Zween Vogelbeerbäume standen an dem Eintritt, und Haselstauden umgränzten den kleinen Garten, der die Nahrung seinem Innhaber gab. Unweit davon rauschte ein Bach von einem Felsen, stürzte sich brausend über Steine hinab, und verlor sich in einem blühenden Thale in schlängelnden Bächen. Seitwärts wölbten sich verschiedene Gesträuche zum angenehmen Gang, und Amseln und Drosseln baueten in selben ihre Nester.

Gegen Mittag stand eine majestätische Eiche; auf selber ruhete der Jochgeyer oft aus, wenn er ermüdet von seiner Beute zurückkam, und der Steinadler besah oft von ihren Anhöhen mit seinen durchdringendem Blicke die herumliegenden Thäler.

Gegen Abend ragte aus der Mitte von schwarzen Tannengebüschen eine dürre Eiche empor, und Raubvögel und Raben sassen oft auf den blätterlosen Wipfeln, und schrien ihr Rauhes Gesang in die melankolische Gegend hinab.

Gegen

Gegen Aufgang der Sonne war ein wildes Rosengesträuch, das am Morgen mit Thautropfen behangen, wie geziert mit Diamanten schimmerte; unweit von diesem Gesträuche stund ein Altar auf Felsensteinen gebauet, und am Morgen dampften Wachholdergesträuche in majestätischen Rauche auf, und verbreiteten weit umher ihre Gerüche.

Gegen Untergang war unter wilden Jasminen ein Rasen gethürmt, auf dem der Einsiedler oft saß, und die letzten Strahlen der Sonne empfieng, und das Abendroth bewunderte, das die einschlummernde Gegend mit Karmin malte; da, von dieser Anhöhe blickte er oft in die Entfernung hin auf die offene See, wo das Herwälzen der schaumichten Berge von Wasser, das unaufhörliche Rauschen und Schlagen der tausendmal tausend Wellen die Majestät der Gottheit verkündigten. Da sah er den Wallfisch, wie er sich im brausenden Meere umkehrte, und wie Ströme vom Wasser von seinem Rachen aufstiegen, und sich wie Säulen vom Cristalle im Scheine der Sonne spiegelten.

Zwanzig volle Jahre lebte der Einsiedler in dieser Gegend, und weihte die Stunden

seiner

seiner Tage den Betrachtungen und dem Gebethe: oft saß er schwermüthig da; stützte sein graues Haupt auf seine Hand, und dachte über die Bosheit der Menschen nach. — Glücklich bin ich! rief er oft auf, der ich wie ein Verstorbener für den lebenden Schwarm der Menschen bin; meine Gegend schließt mich ein wie das Grab, und in allen Welttheilen bin ich vergessen, wie ein Mensch, der in die Erde verscharret ist. Allein, diese Einsamkeit führte mich in den Tempel der Weisheit, und zeigte mir die Wahrheit in ihrem Lichte, die in der Welt weit umher Schatten und Finsternisse umhüllen. — Was ist der Mensch? Erschaffen zu unendlichen Dingen, an Fähigkeiten gleich einem Engel, und oftmals wieder durch seine Handlungen niedrig wie ein Wurm, und böse wie eine Schlange. — Seine Seele schwingt sich wie der Adler zu der Sonne, und sein Herz senkt sich in die tiefeste Pfütze abscheulicher Leidenschaften. Der Keim seines Glückes liegt in seinem Herzen, und Bosheit reisset die Wurzel der Tugend aus der Seele, und pflanzete vergiftete Gesträuche des Lasters in die leere Stette.

Schwach, wie ein Moosrohr, das dem Hauche der Winde weichet, ist der Mensch, und wie ein Schatten und Luftgesicht verschwindet die eingebildete Größe der Sterblichen.

Ungewiß seines Lebens, schwebt der Mensch jede Stunde am Rande der Grube; und er, der Sklav einer Minute, entwirft Plane der Ewigkeit!

Sterblich, wie seine Brüder, sucht der Held täglich neue Eroberungen; unter seinem Schwerte sinken sterbende Menschen, und erkaufen mit ihrem Blute größere Umkreise der Erde für den, den einige Schaufel voll Koth in einem spannenlangen Umraume decken werden.

Dieses Wesen, das sich Mensch nennet, ein Sklav der Luft, ein Opfer eines giftigen Insekts, mehrern Gebrechlichkeiten unterworfen, und mehrer Krankheiten Raub, als meine Sinne im Stande sind, Fibern im Nervenbau eines Polyps zu denken; — gebrechlich, wie ein Glas, und schwach, wie eine Saifenblase, die den Strohhalm des Knaben verläßt, in die Luft steiget, und zerplatzet; vorübergehend, wie die Zeit; verschwindend, wie ein Blitz am kühlen Sommerabend; niedrig, wie die Pflanze im Moos; unbedeu-

tend,

tend, wie der Staub, den eine Mücke von ihren Flügeln schüttelt; und dieses Wesen unternimmt Thaten zum Untergang seiner Brüder! — Dieses Wesen, das verlöscht, wie ein Roket, das in die Luft steigt, und kein Zeichen seines Andenkens hinter sich läßt! — So dachte der Einsiedler oft, wenn er am Abend die sinkende Sonne sah, wie sie ihr Antlitz von den Thorheiten der Menschen wandte, und mit Schatten die Werke der Finsterniß deckte.

Ha! Heiliger Schauder mitternächtlicher Stunden senke dich schnell vom Himmel herab, und versetze den tugendhaften Sterblichen in die Gegend der Ruhe, wo er unbehorcht der Gottheit seinen Jammer klagen, und ungesehen Thränen der Menschlichkeit weinen kann.

Ach! wie athmet meine Seele von dem Geräusche der Welt nach den Stunden der Ruhe, wo es ihr vergönnt ist, bey der düsteren Lampe in melancholischen Gedanken lustzuwandeln! Heilige Einsamkeit! auch du bist die Vertraute meines Herzens; deine geräuschlosen Stunden sind wonnevoller als die Festtäge der Könige, wo sich oft das Laster in Seide brüstet, und die Tugend in Lumpen betteln

gehet!

gehet! — Es wird Nacht, die Sterne funkeln am Himmel, der Schlaf breitet seinen Fittig weit umher aus, und Könige und Sklaven unterliegen seinem Szepter. Du, der du Gefühl hast, reiche mir deine Hand, und wandle mit mir in diesen einsamen Stunden herum, und besuche die Ruhestätte der schlafenden Sterblichen. Aber nein, besuche sie nicht! — Du würdest zurück schaudern über die Plane der Bosheit, die in den Schlafzimmern manches Bösewichts liegen. Besuche sie nicht die schlafenden Sterblichen, du könntest den Bösen wieder zu neuen Schandthaten aufwecken! — Danke dem Himmel, daß er ruht! wenigstens ist die Menschheit einige Stunden vor ihm sicher.

Dem Weisen gab die Gottheit diese Stunden, daß er ungestört heiligen Betrachtungen nachhängen kann, um die Wege der Tugend zu suchen. Der Schlaf fesselt den Arm des Bösewichts, seine Hand streckt sich nun nicht aus nach dem Raub des Guts einer armen Waise, oder nach dem Vermögen einer trostlosen Wittwe. Der Mund des Höflings schweigt; Schmeicheley und Unwahrheit weichen von seinen Lippen, und erwarten die

Stun-

Stunden des Tages, um wieder Besitz von seiner Zunge zu nehmen.

Stille herrscht im Tempel der Gerechtigkeit, und kein Lärm thörichter Sachwalter verdrängt die Stimme der Unschuld, oder erkaufet gemiethete Sprüche gewissenloser Richter.

O wie ists einem doch so wohl ums Herz! sich sagen zu können, nun werden doch einige Stunden über wenigere Thorheiten ausgeübt, wenigere Laster vollbracht! aber wie traurig ist doch auch der Gedanke, daß die Hälfte der Menschen schlafen muß, um dem Tugendhaften Ruhe vor den Anfällen der Bosheit zu gönnen! Doch — was soll meine Ueberlegung? der Morgen grauet schon, und die Menschen werden bald wieder zu bösen Thaten erwachen; uneingedenk, daß der Tod einst in längeren Schlummer ihren Körper fesseln wird, werden sie Thaten der Bosheit ausüben, als hätten sie keine rächende Gottheit zu fürchten. Edle Schöpfung! wie wirst du entstaltet! ich will meine Augen von den Schandthaten wenden, die die Sterblichen ausüben, will meinen Einsiedler wieder aufsuchen -- unter fürchterlichen Klippen, entfernt von Pallästen, den Aufenthalt der Tugend suchen.

Doch,

Doch, wo bin ich? Da ist nun die Einöde nicht mehr, wo ich war. Ein dumpfes Gewölb umgiebt mich, meine Schritte gleiten durch einen finstern Gang, eine düstere Lampe verbreitet ihren traurigen Schimmer. Ein abgezehrter, elender Greis sitzt hier auf einem Felsenstück; ein Ziegenfell umgiebt seine Lenden, und ein langer, eisgrauer Bart umschattet seine Brüste. Ein junger, edler Ritter sitzt zu seiner Seite; aufmerksam hört er jedes Wort, das der alte spricht. Ich will näher tretten. Himmel! was seh ich! — es ist Herman.

Als das Gespenst den Herman in die unterirdische Höhle führte, so fieng selbes so zu dem Ritter an:

„Dein Muth gefällt mir, junger Held! und dein edles Betragen gab mir Beweise deiner guten Seele. Ich bin weder ein Geist, noch ein Gespenst, sondern ein Mensch, wie du bist. Zwanzig volle Jahre verlebte ich hier, abgesondert von allen Menschen, in dieser Wildniß, um die schrecklichste aller Thaten, die die Menschheit je sah, zu beweinen. Höre mich an! ich will dir meine Geschichte erzählen, und bist du fähig, Ruhe in meine

kummervolle Seele zu gießen, so will ich dich für einen Engel halten, den die Gottheit mir gesandt hat, mir die Vergebung meiner Sünden anzukünden. Setze dich auf diesen Stein, und höre meine Geschichte. „Der Ritter setzte sich, und mit mitleidiger Hand trocknete er die Thränen aus dem Auge des Greisen, der seinen Blick zum Himmel hob, und nach einer Weile so anfieng: „Ich war ein Ritter wie ihr, und mein Geschlecht ist weit umher berühmt, auf Tugend und Tapferkeit gründete sich der Stolz meiner Ahnen. Als ich noch ein Knabe war, loderte die Begierde nach Ruhm schon in meinem Busen, und Ehrgeitz wurde bald zu meiner herrschenden Leidenschaft, mein stolzes Herz konnte es nicht ertragen, daß Jünglinge meines Alters mit mir auf der Bahn wetteiferten, jede edle That, die einer meiner Zeitgenossenen ausübte, sah ich mit Schellsucht an, und jeden den haßte mein Herz unversöhnlich, der es mir an Muth oder Tapferkeit bevorthun wollte.

Diese unselige Leidenschaft, die sich täglich mit mehrerm Gewalt meiner Seele bemächtigte, war die Ursache meines Unglückes; sie zerstörte meine schönsten Aussichten, und das Glück meiner Tage.

Un-

Unweit von meiner Veste lebte ein anderer junger Ritter, den die ganze Gegend wegen seinen Muth verehrte. Er hob manchen aus dem Sattel, und erkämpfte manches Panir, das war genug, daß mein Herz ihn wie den ärgsten meiner Feinde haßte. Schon erwachten in meiner Seele die abscheulichsten Gedanken, schon entwarf mein Herz Plane, schwarz wie die Nacht zu Horvarts Verderben. Jahre lang brüttete mein Geist über die Unthat, ehe ich sie in Ausübung brachte; aber, immer vereitelten mir verschiedene Hindernisse mein Vorhaben, und verzögerten die Vollbringung meines Entschlußes. Es fügte sich endlich gar, daß ich das Liebenswürdigste der Mädchen kennen lernte, und daß eine sanftere Leidenschaft die Oberhand in meinem Herzen erhielt. Ich liebte; und wie die Liebe in meiner Seele zunahm, verminderte sich der Haß gegen Horvart den Richter; ich brachte es soweit, daß ich ihn erst gleichgültig sehen, endlich gar Freund nennen konnte.

Am Tage, an dem ich Ema, denn so hieß meine Geliebte, die Hand gab, war Horvart an meiner Seite, und ein Kuß versiegelte meinen Haß, und ich schwur ihm ewige Versöhnung.

Niemand war glücklicher als ich, nach den Tagen der Hochzeit. Meine Ema! war alles für mich, und alle meine Freuden schlossen sich auf die Liebe meiner Gattinn ein.

Die Täge des Glückes rollen für den Sterblichen schneller vorüber, als der Laufwagen eines Ritters rollen könnte, wenn der Preiß der Olympiade eine göttliche Schönheit wäre.

Mein Glück, guter Ritter! war von kurzer Dauer.

Acht Monate lebte ich an Ema's Seite, und Ema gab mir schon Hoffnung, das schönste Geschenke der Liebe mir zu geben: als ein benachbarter Edler einige Ritterspiele gab, und unter andern auch mich zum Feste bat; ach! hätte ich meiner Ema gefolgt — hätte ich ihr Flehen gehört, ich würde nicht in den Abgrund des Verderbens gefallen seyn, gehe nicht, Geliebter! sprach sie, und schone deines theuren Lebens, es ist nun nicht mehr dein, deine Ema, und das Wesen, das ich unter meinem Herzen trage, hat Ansprüche auf selbes. Warum willst du unser Glück, einer eingebildeten Ehre wegen, auf die Spitze stellen, und alles das, was deiner Ema theuer ist, der Untreuheit einer Lanze anvertrauen?

bleibe!

bleibe! aber nein, ich blieb nicht, mit neuem Feuer glimmte die Flamme des Ehrgeitzes in meinem Busen auf. Ich gab mein Wort bey dem Ritterspiele zu erscheinen, und konnte es nicht mehr widerrufen: den Tag will ich ewig nicht vergessen, an dem ich in voller Rüstung vor meiner Ema stunde; sie band mir die Scharfe um den Leib, die mir ihre Liebe gestickt hatte, und da sie ihre Arme um mich schlang, rollten Thränen aus ihrem Auge, und netzten meinen Harnisch. Es war Zeit, ich konnte mich nicht länger verweilen; noch einen Kuß meiner Ema, denn sprang ich auf mein Pferd, und eilte spornstreichs dem Ritterfeste zu, wo das Gefechte war.

Viele Edle und Ritter waren da versammelt, unter andern auch Horvart. Der Streit fieng an, und Horvart erhielt den Preiß, es war kein Ritter, den er nicht aus dem Sattel hob, oder im vollen Rennen vom Pferd stürzte, und keiner war seiner Stärke und Geschicklichkeit gleich. Das war genug für mein neidisches Herz, die alte Feindschaft erwachte wieder in meinem Busen, und ich haßte Horvarten stärker als jemals, kaum war das Rittergefecht vorüber, so entfernte ich

mich,

mich, und brachte drey Tage lang in einem Walde zu, und wartete auf Horvart, und mein Entschluß war ihn zu morden.

Mittlerweile, als ich wie ein Strassenräuber in Wildnissen herumzog, erwartete mich Ema mit Ungeduld, den Tag des Ritterfestes feyerte sie mit Fasten und Betten für ihres Gatten Wohl, und rechnete emsig nach, wenn ich wieder kommen sollte.

Zwey Tage, wie ich alles hernach erfahren habe, wartete sie an der Heerstrassen vergebens, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin, oft sah sie von weitem Staub, eilte mit offnen Armen vorwärts, und fand sich immer betrogen, fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber, schon sank die Sonne hinter die Berge, schon war es Abend, als sich ein neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp von Rittern und Reisigern anzog. Ehrenveste Ritter! sagte Ema, verzeiht meiner Neugierde, wo kommt ihr her?

Die Ritter. Edle Dame! wir kommen von dem Rittergefechte, das ein Edler in der Nachbarschaft gab.

Ema. Wer kämpfte am besten?

Die Ritter. Horvart.

Ema. Und mein Gemahl! habt ihr ihn nicht gesehen, ist er verwundet? krank?

Die Ritter. Keines von beyden, edle Frau! er verließ am Kampftag noch das Fest, und wir glaubten, er würde wieder zu seiner Ema zurück seyn.

Ema war äußerst für mich besorgt, noch selben Abend suchte sie mich auf, und gieng bis an Horvarts Veste, und glaubte, mich dort zu finden. Horvart, der im Herzen mein Freund war, und den ich unverdient haßte, nahm Ema mit aller Freundschaft auf, wies ihr ein Zimmer an, ließ sein Pferd satteln, nahm etliche Reisige zu sich, und suchte mich die Nacht über auf, ob ich mich vielleicht nicht verirret hatte.

Ema lag schlaflos in Horvarts Veste, und beschäftigte sich mit meinem Andenken. Mitlerweile schlich ich, der ich von diesem allem nichts wuße, in Horvarts Burg, und da alles stille war, näherte ich mich dem Zimmer, wo ich ehevor reden hörte, wo Ema war, und hielt es für Horvarts Schlafgemach.

Mit

Mit gezücktem Dolche öffnete ich die Thüre, ich hörte eine Stimme, die mich anrief, aber ohne zu überlegen, verblendet durch Rache, stieß ich der Person den Dolch in die Brust, die sich mir näherte. Aber wie schrecklich erwachte ich von meinem Taumel, als ich Ema Stimme hörte; sie lag im Blut, und Todesröcheln war schon auf ihren Lippen, meine Verzweiflung war unbeschreiblich, und mein Unglück übertrat alle Gränzen, als ich aus ihrem sterbenden Munde noch Horvarts Unschuld hörte. Sie starb, und verzweiflungsvoll verfluchte ich mich, der ich meine Gattinn und mein Kind mordete, in die Tiefe dieser Wildniß, wo ich mich der Zeit über mit Seufzen nährte, und mit Thränen tränkte. Ewig unvergeßlich wird mir der Auftritt der schaudernden Nacht seyn, in der ich die schrecklichste That, die die Menschheit je sah, verübt habe. Noch däucht mir, ich sehe, wie Ema's Schlafgemach vom Monde düstern beleuchtet ist; noch däucht mir, ich sehe den schwarzen Schatten, den ein großer Tannenbaum, der außerhalb dem Fenster stunde, in die Mitte des Zimmers warf; noch seh ich Ema in Blut liegen, noch höre ich ihre Stimme, Unseliger! du tödtest deine Gattinn, und dein Kind.

Ach!

Ach! wer ist unglücklicher als ich Ritter? und kann der Ewige mir meine Lasterthaten verzeihen?

Ja, erwiederte Herman, er verzeiht dir, denn er giebt dir deine Ema, und deine Kinder wieder zurück; höre! beuge dich tief zur Erde, und bette die ewige Vorsicht an.

Deine Ema lebt noch, die Wunde, die du ihr versetztest, war nicht tödtlich; durch Horvarts Sorge wurde sie wieder vollkommen hergestellt, und nach einem Monate gebahr sie eine Tochter und einen Sohn, die auch noch leben, und ihren Vater schon oft beweinet haben. Was sagst du mir, sagte der Alte, ist es ein Traumgesicht, oder Wahrheit? Wahrheit ist's, Wahrheit, denn der dich nun umarmet, der dich nun an seinen Busen drückt, dieser junge Ritter, den du nun vor dir siehst, dem du nun deine Hand auf sein Herz legest; der ist Herman dein Sohn, der bin ich.

Thränen und Umarmungen waren hier Ausdrücke und Worte, und der Alte konnte sich von seinem Erstaunen kaum erhollen.

Mittlerweile, als Herman seinen Vater fand, traf Reinhold seine Ludmilla bey dem

Ein=

Einsiedler an, von dem wir oben erzählten. Durch die Höhle, in die Reinhold sich wagte, führte ein verborgner Weg bis zur Einsiedeley. Reinhold verfolgte die Löwinn, und Ludmilla, die sich von der verfolgenden Bestie zu retten suchte, eilte durch die nämliche Kluft, und schon lag sie ohnmächtig zu Boden; sie würde des Todes gewesen seyn, wenn sie nicht der Einsiedler von den Klauen des Raubthiers gerettet hätte; noch war der Einsiedler beschäftigt heilenden Balsam aus Kräutern gepreßt in Ludmillens Wunden zu gießen, als Reinhold daher kam, und vor Freude seine Ludmilla gerettet zu finden, dem alten Einsiedler um den Hals fiel, ihn mit Thränen benetzte, und mit Küssen überhäufte. Reinhold erwartete bey dem guten Alten Ludmillens Genesung, die auch bald durch die Sorgfalt und gesunde Lage des Orts vollkommen hergestellet wurde.

Schon bereiteten sie sich zu ihrer Abreise, als auch Herman und sein alter Vater bey dem Einsiedler eintrafen. Glück und Freude war in der Hütte, wo Vater und Sohn, Gatte und Geliebte sich fanden. Sie hielten sich noch ganzer acht Tage lang in der Gegend

gend auf, und feyerten der Gottheit das Fest ihrer Wiedervereinigung. Nach Umlauf dieser Zeit begleitete sie der Einsiedler, dem alle Wege der Wüstenev bekannt waren bis auf die Heerstrasse; da kehrten sie zurück auf ihre Veste, und überhäuften mit Freuden Hermans Mutter. Ludmillens Hochzeit wurde gefeyert, und Gott segnete noch den alten Herman, und gab ihm die Freude edle Enkel zu sehen.

* * *

Unter der Hülle von Mährchen liegt manche wahre Geschichte verborgen, und Gegenden, die von Gespenstern verschreyt sind, waren meistentheils Aufenthaltsörter unglücklicher Menschen. Der, der Muth hat, kann manches Räthsel der Natur entdecken, aber wer hat Muth, wahren Muth? der allein, der wahre Tugend besitzet.

Harwort und Leonore,

eine

Szene

aus dem Leben edler Seelen.

Die Sonne endete allmählig den herbstlichen Tag, und begrüßte noch mit den letzten Stralen im röthlichen Glanze die Spizen des fernen Gebirgs, und winkte den Abend herein, als Leonore noch unter der jahrestolzen Linde saß, die vor ihrer Hütte stund, ängstlich die Wiederkunft des Gatten erwartend, der hingegangen war, im nahe gelegenen Städtchen ein kleines Geschäft zu bestellen. Sorglos und unbekannt mit dem Kummer der leidenden Mutter spielten ihre Kinder um sie im Keise herum, und tändelten sich die bangen Stunden weg, die die zärtliche Gattinn traurig und ahndungsvoll harrte.

Nur Albert, die erste Freude ihrer glücklichen Liebe, schmiegte sich an die Mutter, kosete ihre rosigten Wangen, und gab nicht nach zu fragen. Ach! kömmt der Vater nicht bald? — He Mutter! wann kommt er? — Ach! noch konnte kein tröstlicher Blick den

Knaben

Knaben begnügen, noch sah er die Stirne der Mutter umwölkt, und nun — zum erstenmal quälte sein gutes, schuldloses Herz, das noch kein inneres Leiden gekränkt hat, Angst und zagendes Sehnen. Albert weinte, Leonore drückte ihn an ihren Busen, küßte ihn, und eine heisse Thräne — eine aus den Tausenden, die ihr das feindliche Schicksal ausgepreßt — stürzte aus ihrem Auge. — Armes Kind! seufzte sie, als dich der Himmel mir gab, da waren noch glückliche Tage, und nun — mit mir das Opfer der Verfolgung, der Raub des Mißglücks, was werden noch für schreckliche Leiden deiner warten? —

Schon verbreitete der nachbarliche Mond sein blasses Licht, das ihm die gutthätige Sonne borgt, über die thauende Erde, die Sterne schmückten den blaulichten Himmel, und Harwort kam noch nicht.

Das Jahr älterte bereits gegen den Winter, der rauhe Nord durchstrich mit brausendem Fittige die Lüfte, und ein nächtlicher Frost schauderte über der Erde. Die Kleinen verließen itzt ihr Spiel und ihre Scherze, von der Kälte verscheucht, und drangen all in die Mutter mit wimmerndem Flehen, zurück in

die

die Stube zu kehren. — So gerne sie auch — nunmehr des Ungemachs gewohnte Dulderinn — den starrenden Frost gelitten, und da ihren säumenden Harwort erwartet hätte, so verließ sie doch die Linde, und kehrte in die Stube zurück.

Na einer Stunde kam Harwort, pochte ans Thor, und führte an der Hand einen Mann hinein, der mit schwankenden Tritten seinem Grabe zuzustolpern schien. Todtenbläsſe hatte sein Gesicht bedeckt; seine Stirne war mit einem weissen Tuche verbunden, und der rechte Arm gelämt.

Da, sagte Harwort, hab ich dir einen Gast, heiß ihn willkommen: aber vor allem, liebes Lorchen, sorge, daß wir den Unglücklichen aus seinem Zustande bringen. Du hast doch etwas Eßig im Hause, daß wir ihm seine Wunden reinigen. Auch werden wir wohl Ueberschläge brauchen. Sieh nur, was du in Eile zusammenbringst. Und Lorchen, mit einem mitleidigen Blicke auf den Fremden, lief eilig zum Brunnen, und schöpfte erst Wasser, dann brachte sie wenigen Wein, und glücklicher Weise fanden sich auch noch in einem Schranke einige Ueberreste der bal-

samischen Holderblüthe versteckt, die Lorchen zur Nothhilfe verunglückter Menschen sammelte. Nun lief sie der Küche zu, und kochte aus aromatischen Kräutern zertheilende Ueberschläge.

Harwort sah, als Leonore sich entfernte, mit einem vielsprechendem Blicke zum Himmel, und eine Thräne entfiel seinem Auge — unverständlich allen, die den Fremden nicht kannten und Harworts Geschichte nicht wußten. Albert und Fritze, Franz und Lischen drängten sich um den Vater herum, überhäuften ihn mit Küssen und Liebkosungen, und fragen in die Kreuz und Queere, daß er sich nicht genug hören konnte. Nachdem der erste Strom von Freude sich gänzlich ergossen hatte, zog endlich auch der Fremde ihre Aufmerksamkeit auf sich, der anfangs nur mit einem flüchtigen, staunenden Blicke besehen wurde. Albert wagte es der erste, ihn näher zu betrachten, und als er ihn so übel zugerichtet sah, fragte er ihn: bist du gefallen, Herr! — Das wird dir wohl recht wehe thun? —

Mittlerweile nahm Harwort dem Fremden die Binde von der Stirne, wusch und salbte ihm seine Wunden. Nun wollte er ihn

auch entkleiden; aber der Arm war der Zeit schon so sehr angeschwollen, daß man den Ermel vom Rocke schneiden mußte. Itzt kam auch Lorchen, und beyde bemühten sich zur Hilfe des Kranken. Er sprach wenig, und was er redete, waren Ausdrücke des Schmerzes, Staunen über seinen Zustand und des ihm unbekannten Orts und der Leute, die er um ihn beschäftiget sah, denn in der ersten Betäubung wußte er von allem nicht, was mit ihm geschah, und itzt noch waren seine zerrütteten Sinne keines klaren Begriffes fähig.

Man legte ihn in ein schlechtes Bette, das einzige, das für die Unglücklichen Ruhestätte war, um ihm einige Erhollung zu verschaffen.

Während dem war Lorchen an Harworts Seite, erzählte ihm, wie bange ihr sein langes Ausbleiben gemacht hätte, und nach diesem wars das erste, ihn zu fragen, wer denn der Fremde sey, wie ihm dieß Unglück begegnet, und wie Harwort ihn angetroffen habe.

Seinen Namen kann ich dir noch nicht sagen, erwiederte Harwort, aber das Uebrige will ich dir alles erzählen.

Ich

Ich wurde wider Verhoffen in Pinau so lange aufgehalten, daß ich erst gegen Abend auf den Weg kam, doch war mirs nicht leid, denn mein Gewerbe gieng glücklicher, als ich gehofft; allein das ein andermal. Ich eilte so viel ich konnte, von Freude und Liebe gespornt, und als ich so bis gegen ein Viertelstündchen näher kam, da hörte ich in der Ferne von etwa hundert Schritten im sausenden Galopp über Stein und Stock reiten; ich sah mich darnach um, und kaum — da wollte der Reiter über den tiefen Graben, der zwischen den Feldern und der Heerstrasse liegt; das Pferd stürzte, und weg aus den Augen waren Roß und Mann, als hätte sie die Erde verschlungen. Ich eilte hinzu, und fand den Unglücklichen leblos auf der Mähre liegen, die zum Glück alle Viere wie todt von sich streckte, daß ich sicher zu Hilfe kommen, und ihn aus dem Graben ziehen konnte. Das Blut floß ihm in großen Strömen aus Mund und Nase, und den Wunden, die er sich in die Stirne gefallen hatte. Ich führte ihn zu dem nächsten Bächlein, das uns auf dem Wege aufstieß, wusch ihm da seine Wunden, so gut als die Eile litt, und trachtete damit aus allen Kräften nach Hause. Aber die etlichen Schritte

machte er mir bang, daß mir der Schweiß alles durchweichte. Er sank von einer Ohnmacht in die andere, und ich dachte nicht, ihn lebendig unter Dach zu bringen. Den kurzen Weg haben wir in länger als einer Stunde gemacht.

Lieber Gott! rief Lorchen, der arme Mann! vielleicht harret seiner auch ein liebendes Weib zu Hause: wie wird sich die grämen! vielleicht hat er auch Kinder! — Ah! wie glücklich bin ich noch, daß ich dich wieder habe — gesund — wie elend wären wir jetzt! Aber was wollen wir weiter mit ihm machen? Wir können ihn nicht pflegen; unsere Thränen heilen ihn nicht, und sein Zustand bedarf mehr eines Arztes, als des unthätigen Mitleidens.

Das ist freylich das nothwendigste, versetzte Harwort; ich werde also morgen mit Tages Anbruch einen Chirurgum hollen, und ihn gleichwohl hinbringen lassen, wohin er selbst begehrt.

Gutes Lorchen! wie wunderlich, wie unbegreiflich irre doch die Wege sind, auf denen die Vorsicht die Menschen führt! — Der Mann hat wohl in seinem Leben nicht gedacht, daß

er einst in dieser Hütte übernachten wolle — bey uns, und doch — doch muß er. Auch wir hätten uns den Gast wohl nie vermuthet.

Nie, versetzte Lorchen, am wenigsten in dieser traurigen Lage nicht.

Lorchen! wie gerne läßt sich unser Herz, das soviel Raum für Schmeicheleyen hat, durch liebliche Täuschungen hintergehen! — Wir sind gerührt, wir bemitleiden, wir weinen Zäher der zärtlichsten Theilnahme, — und das oft so mechanisch — bloß eine nothwendige Wirkung der äußerlichen Eindrücke auf unsere Sinne. Noch leidet dein Herz beym Anblicke dieses verunglückten Fremden, noch ist er dir werth; wie aber, wenn er ein Bösewicht wäre? — Setzen wir den Fall, du kenntest ihn, und es wäre einer unserer Feinde — der Stifter unsrer Müheseligkeiten, würde dein Herz nicht vor ihm zurückbeben? — Würde der bemitleidete Unglückliche nicht ein Scheusal in deinen Augen werden? —

Lorchen. Und wenn ers ist, Harwort, nein! — Er ist unglücklich, und ist der Unglückliche nicht einer Menschenthräne werth? Er bedarf unsrer Hilfe; wir können sie ihm

nicht versagen, und sollte sein Herz des schwärzesten Undankes schuldig seyn. Du sagtest mir ja selbst oft bey manchen Gelegenheiten: man müsse wohl das Laster hassen, aber den Menschen nie, und verwünschtest selbst das schändliche Vorurtheil des größern Haufen. Seinen Feinden verzeihen, sie lieben, ihnen Gutes thun, ist ja eine göttliche Lehre.

Harwort. Trefliches Weib! laß dich umarmen! Verzeih! Es war nicht Mißtrauen in deine Tugend; ich kenne dein Herz; aber ich wollte dich doch vorbereiten. So höre denn, und hebe deinen Blick zum Ewigen auf, und bethe staunend seine Vorsicht an.

Der unglückliche Fremde ist — Frenthof.

Lorchen. Frenthof! — Gott im Himmel! — Frenthof! —

Leonore stieß den Namen Frenthof mit einem so heftigen Schrey aus, daß dieser aus seinem Todesschlummer erwachte. Mit starrem Auge blickte er in der Stube herum, und starrte die Gegenstände unbeweglich an, die ihn rings umgaben. Er traute seinen Sinnen nicht, und hielt alles für ein Zauberbild der erhitzten Phantasie; denn sein Auge war nicht

gewohnt

gewohnt auf den traurigen Zeugnissen der Armuth und des Unglücks zu ruhen.

Harwort trat hinzu, und fragte ihn: wie befinden Sie sich? — Sehr schlecht, matt; und ach — mein Kopf — mein Kopf! — Aber — Gott! wo bin ich? Wer seyd ihr?

Fürchten Sie nichts; Sie sind in freundlichen Händen.

Bin ich nicht gefallen?

Sie sind mit dem Pferde gestürzt.

Ach ja! gestürzt. Wo ist es?

Ich glaube, es ist todt. Doch die Mähre mag liegen bleiben, bis es Tag wird, weil nur Sie gerettet sind.

Guter Mann! wer seyd ihr?

Ein armer Mann. Doch reicher als Sie, denn mir fehlt nichts.

Euren Namen, Freund!

Beruhigen Sie sich; das viele Reden erschöpft ihre Kräften vollends.

O nennt mir ihn!

Warten Sie, bis mich die Sonne Ihnen nennt, und derweile sammeln Sie ihre verlohrnen Kräfte wieder.

Das

Das Anstrengen zum Reden hatte ihn in eine neue Mattigkeit geworfen, darauf er in einen sanften, erquickenden Schlummer fiel.

So lag er, bis der Tag in vollem Glanze von Osten herauf stieg, und seine goldenen Stralen das noch graue Dunkel der Morgendämmerung durchbrachen. Die Sonne zog die Nebeldecke auf, die die Nacht über die Erde verhüllt hatte, und der herrlichste Morgen weckte die Vögel zum fröhlichen Sange, den Landmann zum Pflug, und jedes Geschöpf zu den Geschäften des Tages. Auch Frenthof erwachte, und das Tageslicht entdeckte ihm nun mit einem Blicke seine traurige Lage. Harwort tratt zu ihm, und reichte ihm freundlich seine biedere Rechte. Noch war ihm sein Wohlthäter unbekannt; er drang also von neuem in ihn, sich ihm zu entdecken. Freund! sagte er, schenkt mir zum Ueberfluß des Guten, daß ihr an mir thut, auch noch die Wonne, meinen Retter, meinen Wohlthäter zu kennen. Eure Umstände lassen mich hoffen, daß euch mein Dank nicht unwillkommen seyn kann. Nicht des Dankes wegen, mein Herr, erwiederte Harwort; ich fodere keinen; ich habe — verzeihen Sie mir den Ausdruck — auf allen

Dank

Dank von Menschen Verzicht gethan. Aber wenn Sie es wollen, wenn mein Name ihr Ohr nicht beleidigt, Harwort ist Ihr Freund.

Harwort! — Harwort! — schrie Frenthof, daß das ganze Häuschen von dem fürchterlichen Namen erschallte, und sank sinnlos auf sein Lager hin. Harwort erschrack heftig, und Lorchen eilte in voller Hast herbey, und schlug die Hände zusammen. Ach Lieber! rief sie, was hast du gethan! Dein Name donnerte das Fünkchen Leben noch ganz in ihm zu Boden. Laß uns Hilfe versuchen. Leonore und Harwort arbeiteten mit vereinigten Kräften, Frenthof wieder ins Leben zu bringen, und es gelang ihnen auch. Harwort achtete es aber für besser, sich seinem Blicke eine Weile zu entziehen, und eilte nach Pinau, um den Arzten zu hollen.

Mittlerweile kam Harwort mit dem Arzten. Frenthoft hatte sich unterdessen wieder erhollt, und der Arzt versicherte, daß es gar keine Gefahr habe, und die Genesung in wenigen Tagen erfolgen müßte.

Nun nahm Frenthof seinen Wohlthäter bey der Hand, und rief im schmerzlichsten Tone

aus:

aus: Harwort! Harwort! mein Verbrechen an Ihnen ist abscheulich; aber Ihre Tugend macht mich ganz zum Ungeheuer. Die wüthendste Rache würde mir minder schmerzlich seyn. Lassen Sie es gut seyn, versetzte Harwort, was geschehen ist, hab ich als eine Fügung des Himmels angenommen, und — Gott weiß es — nie fluchte Ihnen mein Herz. Aber ich wünschte Sie ruhiger zu sehen, um Ihnen, vor Sie mich verlassen, noch eine Freude machen zu können. Hier nahm er Franzen den Kleinen, der immer unter Harworts Familie als ein Mitglied derselben betrachtet lebte, bey der Hand, und führte ihn Frenthof, seinen Vater zu. Er ist Ihr Sohn, fuhr Harwort fort; der Himmel vertraute ihn meinem Herzen an, und als ein Geschenke desselben war er mir immer theuer; war er der Vaterliebe werth, wie meine eigenen Kinder. Wer mag Gefühle dieser Art beschreiben? — Schmerz und Freude theilten die Thränen unter sich, die sich häufig aus Frenthofs Augen ergossen. Stumm war die ganze Scene; aber ihre Seelen drückten sich beredter in Mienen und Geberden aus; als ein Wortstrom des größten Redners.

O wie glücklich wär ich jetzt, rief Frenthof nach dieser Pause, wenn mir mein Herz keinen Vorwurf machte! wenn ich nicht von dem Wohlthaten annehmen dürfte, dem ich Glück und Ruhe geraubt habe!

Frenthof war noch zu schwach, um weiters reden zu können. Er erlag dem mächtigen Drange seines Herzens, das von den heftigsten Empfindungen schwoll.

* * *

Frenthof hatte kein böses Herz; aber sehr schwach, der blendenden Verführung zu widerstehen. Er und Harwort waren ehemals beyde am Hofe, und hatten sich die Gnade des Fürsten und die Achtung des Publikums durch ihre Verdienste in einem hohen Grade erworben. Beyder Glück stund unerschütterlich, wenn nicht Frenthofs Gattinn durch Leichtsinn und Ausschweifungen, die ansehnliche Summen kosteten, selbst ihren Fall befördert hätte; und Frenthof, zu schwach um den Thränen eines Weibes zu widerstehen, zu ausschweifend in seiner Liebe, ihrer Verschwendung mehr als zärtliche Vorwürfe entgegen zu setzen, fand sich endlich aufs äußerste gebracht. Seine reichen Freunde, die er in der

Ferne

Ferne hatte, unterstützten ihn öfters; allein von den vielen Erpressungen ermüdet, versagten sie ihm jetzt allen Beystand. Nun nahm Frenthof zu den niedrigsten Mitteln seine Zuflucht, und Harwort unbekannt mit der Schuld, mußte für den Verbrecher büssen, der sich und seine Familie nicht anders mehr, als durch eine schändliche Kabale in Sicherheit setzen konnte. Allein noch immer fuhr Frenthofs Gattin fort in ihren Ausschweifungen; noch immer war Frenthof schwach, und sah sich von Tag zu Tag seinem Sturze näher. Und der schreckliche Zeitpunkt kam wieder, wo Frenthof seine Gläubiger befriedigen, und die entfremdete Gelder, die der Staat ihm anvertrauet, ersetzen sollte; aber Harwort war nicht mehr, und alle Quellen waren versiegt. Frenthof entfloh, und 3 Jahre schleppte er die Schande und das marternde Bewußtseyn seines Verbrechens im Elende herum. Mittlerweile starb seine Gattinn, die nirgends Erbarmen fand, in dem jämmerlichsten Zustande. Harwort nahm sich des kleinen Kindes an, das allein der Gefährte ihres Elendes war, dem nun das grausamste Schicksal drohete, und theilte es in seine Familie ein.

Während

Während der Zeit gewann Frenthof das Herz seiner Verwandten wieder, und eine ansehnliche Erbschaft setzte ihn in den Stand, sich den Schaden, der durch seine begangene Untreue entstund zu ersetzen, und sich neuerdings Ansehen und Kredit zu erwerben. Es waren bereits erst etliche Wochen, daß er in der Hauptstadt erschien, wo ihm wieder eine ansehnliche Bedienstung gegeben wurde, als ihn der Zufall in des unglücklichen Harworts Haus führte.

Frenthof, als er gänzlich genesen war, warf sich vor den Thron des Fürsten, und bekannte da sein Verbrechen, das er an Harwort bagangen, und bot sich mit all seinem Vermögen zur Genugthuung für Harwort an. Die Geschichte rührte das gute Herz des Fürsten, daß er dem unglücklichen Verbrecher verzieh; doch weniger seinetwegen als um Harworts Tugend verzieh; denn Harwort, der vor den Fürsten gerufen wurde, Belohnung für seine Tugend zu empfangen, machte sich Frenthofs Gnade zur einzigen Bedingung, unter welcher er sein neues Glück aus der Hand des großen Fürsten annehmen wollte.

Valen-

Valentour,

oder die Macht der Erziehung über das Herz

Valentour lebte am Hofe. In dem bunten Gewühle von so vielerley Menschen, Schurken, Weisen, und Narren; im Cirkus der unzähligen sich stets kreuzenden Interesse, wo jeder mit freyem Ziegel nach seinem Ziele rennt; auf diesem Schauplatze der menschlichen Karaktere, wo sich alle Leidenschaften des Menschen und ihre Masken zeigen, lernte Valentour den Menschen kennen, die Welt und den Gang der Dinge. Sein geübter Blick durchdrang die innersten Tiefen des menschlichen Herzens, und die Sprache der Seelen, die sich dem Lesekundigen mit unverkennbaren Buchstaben auf die Stirne zeichnet, war ihm verständlich wie die Sprache seines Landes. So bewies er dem finstern, weltscheuen Philosophen, daß sich der Mensch immer sicherer unter den Menschen studiert, als in der einsamen Hütte, oder im Dachstübchen bey der düsteren Lampe, wo der Philosoph nur denkt, und nicht sieht; den Gang des menschlichen Herzens nach seinem eigenen beurtheilt, und dabey die

tausend-

tausendmal tausend Nüanzen der Karaktern aus dem Auge verliert; sich die Welt nach dem engen Kreise seiner Bedürfnisse, und dem Wahne seiner Phantasie denkt. Man muß in der Welt seyn, um die Welt kennen zu wollen; man muß dem Menschen zur Seite leben, um mit ihm bekannt zu werden, so, wie man selbst muß gelitten haben, um an seines Bruders Leiden wahre, kräftige Theilnahme haben zu können.

Valentour hatte ein gutes Herz und einen erhabenen großen Geist. Großmuth und der Geist der strengsten Gerechtigkeit zeichneten alle seine Handlungen aus, und machten ihn seiner großen Ahnen würdig. Herablassend und gefällig gegen Jedermann, nahm er aller Herzen ein, die sich ihm naheten; seine Dienstfertigkeit sammelte ihn einen Zirkel von Freunden, die der Stolz anderer verscheucht hatte, und da er sich wenigen zu verbinden suchte; aus Klugheit keinem sein volles Vertrauen schenkte, wurden sie ihm auch niemals lästig, nie nachtheilig. Edle liebten ihn; und die den Schalk im Herzen trugen, fürchteten ihn, weil er sich nie einer ihrer niedrigen Handlungen mitschuldig machte. Er kannte die Hoftücke, die vielköpfige Kabale, den Neid und

den

den Stolz; wußte die krummen und finstern Schleichwege, auf denen alle die Ungeheuer kriechen, die der Leidenschaften Kinder sind; aber sein Herz blieb vorwurffrey, und er sah, kannte, wußte alles dieß nur, um sich vor den Angriffen der Bosheit zur Gegenwehr zu setzen, um die Minen zu fliehen, die man dem ehrlichen Manne gräbt. Traurig genung! daß uns die Kenntniß der Laster eben so nothwendig gemacht wird, als jene der Tugenden! —

Wie konnte es einem so edlen, einsichtsvollen Manne fehlen, daß er sich nicht nach dem Tode der Welt in seinem Ebenbilde ganz hinterlassen sollte. Sein Sohn, damals ein Knabe von 6 Jahren, hatte alle die Vorzüge des Herzens und des Geistes, die die Größe seines Vaters bestimmten, von ihm geerbt; aber auch seine Schwächen nahm er mit in die Welt. Sein feuriges Temperament, rasche, auffahrende Hitze, und den damit unzertrennlich verbundenen Hang zu Wollüsten, alle diese gefährlichen Gaben der Natur waren ihm angebohren, die ihn ohne einer weisen Erziehung gewiß zum abscheulichsten Ungeheuer gemacht hätten.

Die Bildung seines Sohnes war nun Valentours vorzüglichstes Augenmerk. —

Er

Er entdeckte bald in dem Kinde die Keime des Lasters, und zitternd dachte er der Wahl dieses seltnen Mannes nach, der den Sprößling zum künftigen Manne, zum Gatten, Vater, Bürger und Diener des Königs bilden sollte. Er kannte die Sorglosigkeit und Herzensleere des größten Theils dieser Leute zu gut, die sich Hofmeister nennen; die, nicht Vater, nicht Gatte, selten Vaterlandsbürger — oft aus der gesellschaftlichen Kette ausgerissene Glieder — der väterlichen, häuslichen Sorgen, der bürgerlichen Pflichten, der Vaterlandsliebe ganz unerfahren sind; er kannte ihre Unwissenheit außer einigen Schulwissenschaften; ihre unlautern Gründe, die sie zu diesem Geschäfte bewegen, und oft die Niedrigkeit ihres Karakters zu wohl, als daß er nicht bey dem großen Wagestück hätte zittern sollen, sein Kind, das kostbarste, was an dem Herzen des Vaters hängt, einem Miethlinge zu vertrauen.

Die Hauptstadt, in die sich alles müßige nützlose Volk drängt, wimmelte von einer unzählichen Menge dieser Leute, die um Geld zur Hälfte Vater seyn wollen. Und — o wer zählt alle die geheimen Wege, die Armuth, und Eigennutz ausfündig gemacht haben, sich

zu Brod zu schwingen. Hier hat sich einer das Vertrauen einer ehrwürdigen Matrone erheuchelt, die ihn dann allerorten empfiehlt; da trägt das Kammermädchen den künftigen Hofmeister in ihrer Schürze zur gnädigen Frau, der ihr schläfriger Mann die Wahl aller Domestiquen, folglich auch des Hofmeisters, aus Gemächlichkeitsliebe überläßt; jener bringt durch Kabale in die Kinderstube; dieser durch Dienstfertigkeit, oder irgend ein Talent, das ihn bey der schönen Welt empfiehlt. Er tanzt schön, kann Musik, schwätzt allerliebst in Gesellschaften, und faselt zum Entzücken, und so vielerley Geschicklichkeiten mehr. Einige danken ihr Glück Maitressen und Buhlerinnen; andere der Verwandtschaft mit dem Kutscher oder Kammerdiener, der so eben des gnädigen Herrn Günstling oder — Spießgesell ist. Die wenigsten unterziehen sich aus Beruf dieser schweren Bürde.

Valentour erkundigte sich um einen würdigen Mann, und setzte ihm nebst Tafel und Wohnung 1200 Gulden lebenslänglichen Gehalt aus.

Das Geld lockte den ganzen Schwarm feiler Menschen herbey; täglich wurde seine

Schwelle

Schwelle überloffen, und Bittschriften und Empfehlungen wurden ihm zu hunderten aufgedrungen. Wenn Valentour, der unaufhörlichen Plage müde, dem Portier Befehl gab, Niemanden mehr von diesem Gesuche bey ihm zu melden, so durfte ers kaum wagen, sich auf den Gassen sehen zu lassen. Aus jeder Ecke schlüpfte ein Kandidat hervor, machte seinen unterthänigsten Bückling, und feilschte sich da mit nicht weniger Erniedrigung aus, als immer ein brodloser Bursche um die Liverey bitten kann.

Auch jene, die schon in andern Häusern Informatorsstelle vertraten, suchten bey Valentour unterzukommen — weil Valentour zwölfhundert Gulden gab.

Die Menge der Kompetenten vermehrte seine Furcht bey diesem gefährlichen Schritte nur noch mehr, und erschwerte ihm die Wahl aufs äußerste. Das klügste, was er dabey thun konnte, war, aus allen — keinen zu nehmen.

Wie! rief Valentour aus, welche Begriffe müßen sich die Leute von der Erziehung machen! — Ich kann aus der Menge sicher schließen, daß sie sich ihr Stück Brod nicht

beßer und leichter als auf diese Art zu verdienen glauben.

Nein! eher will ich mein Kind noch einem ehrlichen Landschulmeister zuschicken, als diesen feilen, niedrigen Geschöpfen preisgeben.

Endlich fand sich doch ein Mann, der Valentours Wünschen ganz zu entsprechen schien. St. Luce lebte in einem abgesonderten Theile der Stadt, vom mißlichen Glücke und Verfolgung ganz aus der Welt in den engen Kreis seines Selbst zurückgewiesen. Er lehrte ehemals die Moral in seinem Vaterlande; aber durch die Intrique eines Rivalen wurde er bald wieder vom Katheder verscheucht. Valentour lernte ihn durch eine Schrift von der Erziehung, die ihm zufälliger Weise in die Hände kam, kennen, durch die St. Luce sein volles Vertrauen gewann. Wie glücklich schätzte sich nicht Valentour, endlich den würdigen Freund gefunden zu haben, den sein Herz bereits vergebens gewunschen zu haben schien. St. Luce besaß ausgebreitete Kenntnisse; in keiner Wissenschaft Fremdling, mit den bildenden Künsten bekannt, in Sprache und Völkerkunde bewandert, und von einem untadelhaften Karakter schien er alle Erwartung zu übertreffen.

Sein

Sein Aeußeres war wenig einnehmend, und zeigte gar nicht den Mann von Welt; seine Stirne war immer umwölkt, und ein gewisses mürrisches Wesen schien alle gesellige Freude aus seinem Herzen gebannt zu haben; allein alles das sah man gern als eine Folge seiner traurigen Schicksale an, und hoffte durch Verbesserung seines Glücks seinen Geist wieder aufzuheitern. Indessen blieb er doch in Rücksicht seiner übrigen Vorzüge unter Unzähligen der Einzige.

Der rege Geist des Menschen, dem eine Welt nicht Raum genug hat, wie sollte er in dem engen Zimmer, darinn der junge Valentour immer eingeschlossen wurde, sich beruhiget haben? dazu das tägliche Einerley der Geschäfte, — ja auch der Erhohlungen, was St. Luce aus einem nicht allzurichtigen Begriffe Ordnung nannte, mußten den Knaben manchmal zu kleinen Auswegen aus seinem Geleise reitzen.

Das stets ernste, pädagogische Betragen seines Lehrers machte, daß er in ihm mehr den Hofmeister fürchtete, als den vertraulichen Freund liebte.

Valentour bemerkte dieß eher als St. Luce, und sah gleich die Gefahr ein, der sein Sohn bey dieser Lebensart ausgesetzt war.

Er erlaubte ihm daher öfters kleine Zerstreuungen, verstattete ihm den Zutritt in Gesellschaften, und wählte ihm aus der edlern Klasse des Adels einige Gespielen, um so den Jungen mit Welt und Menschen bekannt zu machen, und seinen Geist zu beschäftigen.

Wirklich war dieß der einzige sichere Weg, den Valentour einschlagen konnte, und der Vater fand seine Absicht ganz erreicht.

St. Luce aber war damit minder zufrieden. Die Gesellschaft besteht nicht aus guten Menschen allein, sagte er, auch Ungesittete befinden sich darunter, und das versteht sich vom Knaben bis zum Mann; was er also auf einer Seite gewinnt, wird er auf der andern verlieren. Er wird Menschen kennen lernen, er wird sich mit Anstand in einer Gesellschaft zeigen lernen; aber itzt, in dem Alter allen Eindrücken offen, wird er auch die Thorheiten des vergoldeten Haufens auffangen; vielleicht auch das Laster, das seine Diener überallhin begleitet, und, so glänzend es sich von

außen

außen zeigt, blenden muß — auch das Laster wird er lieb gewinnen.

Grundsätze müßen also zuvor sein Herz inne haben, um der Thorheit und dem Laster den Eingang zu wehren.

Auf diese Art, wiedersetzte Valentour, müßen Sie ihn ganz von Menschen und Welt entfernt halten; wie ist das möglich?

St. Luce. Das wohl nicht. Aber mit so wenigen in Gesellschaft als seyn kann. Und die Welt, däucht mich, läßt sich am besten, und ohne Gefahr in der Geschichte zeigen.

Valentour. Nu! war die Vorwelt beßer als unsere? — finden sie nicht in der Geschichte gute und böse Menschen untereinander? So wie Sie darinn Beyspiele von den schönsten Tugenden finden; so treffen Sie im Gegentheil wieder die schändlichsten Bubenstücke an.

St. Luce. Das verschlägt mich nicht. Die Geschichte ist eine Bühne, die uns mit einem Blicke die Tugend und das Laster zeigt; wir sehen auf einmal den schrecklichen Abstand zwischen beyden, und unser Herz laufet die Gefahr nicht dabey, verdorben zu werden,

der

der es dann ausgesetzt ist, wenn wir die Welt durch die Welt selbst kennen lernen müßen.

Valentour. Aber läuft er nicht Gefahr, da er alles, Gutes und Böses vor sich sieht; so oft die Tugend fallen, und das Laster steigen sieht; daß ihn Beyspiele des Bösen mehr reitzen, als jene des Guten; Er ist ehrgeizig, zum Beyspiel, findet er nicht tausend Siege des Stolzes, die seinem Ehrgeize schmeicheln?

St. Luce. Das ist nun mein Thun, ihm das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden; ihn vor dem Betrug zu warnen, den der äußere Schein der Dinge ihm droht.

Valentour. Nun mein Herr! habe ich Sie, wo ich Sie haben wollte. Der Mensch braucht einen Führer; ihn sucht' ich an Ihnen für meinen Sohn, und hoffe ihn gefunden zu haben. Er wird unbeschädigt an der Hand seines Mentors sich durch die Gefahren der Welt drängen; er wird Thorheiten sehen, und wenn Sie ihm zeigen, daß es Thorheiten sind, wird der falsche Schimmer sein Herz nicht mehr bestechen können; er wird das Laster verabscheuen, weil sie ihm den Werth der Tugend reitzender gemacht haben. Dann verbinden

Sie

Sie die Geschichte damit, und Sie können ihren Zweck nicht verfehlen. Die Geschichte allein, ohne praktischen Umgang mit der Welt, ist, nicht nur unzureichend; sondern sogar schädlich. Sie führet den Menschen in eine Welt, die nicht mehr die unsrige ist; macht ihn mit todten Leuten bekannt, und wir leben unter Lebenden, und so bleibt der Mensch bey der tiefsten historischen Einsicht Kind in der gegenwärtigen Welt.

St. Luce, zu sehr in sein System vertieft, das das Resultat jahrelangen Studiums war, zu starrsinnig und stolz, sich belehren zu lassen, widersprach alles mit Hitze, und würde um alles in der Welt seine Meinung nicht verlassen haben. Valentour entdeckte mit bitterstem Verdruße die schwache Seite des Mannes, wovon er für die Erziehung seines Sohnes die nachtheiligsten Folgen voraussah. Er schwieg; aber ohne dabey seine Absicht zu vergessen. Er selbst verband sich, die Lücke zu ersetzen, die er in St. Luce fand, und schmeichelte sich um so mehr den Hofmeister nach und nach auf seine Seite zu bringen, wenn er wider Verhoffen den glücklichen Erfolg von seiner Bemühung sehen würde.

Allein

Allein diese Lücke wurde verstopft, und eine andere öffnete sich wieder. Valentour entdeckte sie mit Schaudern. Es ist einer der gefährlichsten Fehler für den Karakter des Zöglings, und kein Mittel fand sich, ihn zu heben.

St. Luce ward, wie gesagt, von dem Drucke des Schicksals und der Menschen sehr mißmuthig gemacht, davon ihm noch öftere Anfälle von böser Laune übrig blieben, wo es ihm unmöglich war, seinen Trübsinn zu verhüllen. Diese Lage war für seine dermalige Berufsgeschäfte sehr traurig. Denn sein Karakter war dem des jungen Valentour gerade entgegen gesetzt, und nothwendig mußten also beyde öfters in Kollision kommen.

Die kleinste Ausschweifung des Knaben zog eine ernste Sittenrede nach sich, und den Verbot irgend eines unschuldigen Vergnügens, das von der Willkühr des Hofmeisters abhieng.

Wie konnte das lange dem forschenden Auge des Vaters entwischen, der den Lehrer und Zögling immer mit gleicher Wachsamkeit beobachtete. Die Folge entdeckte diesen Umstand selbst. Das Zutrauen, das freye offene Betragen des jungen Valentour gegen seinen

nen Lehrer verlohr sich bald in sklavische Furcht, und diese — macht Heuchler. Der Knabe, den finstern Blicken und Vorwürfen seines mürrischen Hofmeisters zu entgehen, spielte seine Sächelchen geheim, und die Furcht lehrte ihn List und Betrug.

Valentour hatte in etwelch Tagen mehrere dieser Entdeckungen gemacht, und den Grund davon hatte er sich leicht entziffert.

Schrecklichers hätte ihm nichts begegnen können; er war aufs äußerste gebracht. Er theilte seine Erfahrung dem St. Luce mit, machte ihm bittere Vorwürfe, und beschloß, so schwer es ihm auch ankommen sollte, bey den Last seiner Geschäfte selbst seinen Sohn zu erziehen. Er entließ den St. Luce seines Geschäftes, und behielt ihn als Freund bey. St. Luce! sagte er, Sie sind ein würdiger, treflicher Mann, Sie sind liebenswürdig ihrer Rechtschaffenheit, ihrer Einsichten wegen: aber zum Erzieher sind Sie verdorben worden. Sie schreiben treflich von der Erziehung, das ist die Folge ihres Studiums; aber selbst Erziehen lassen Sie ja niemals mehr ihre Sache seyn. Ich versichere Ihnen hiemit, daß sie den ausgesprochenen Gehalt beybehal-

ten

ten sollen, und daß ich, so lang ich lebe, selbst meines Sohnes Hofmeister seyn werde.

Edler Mann! wie wenig verdienen, so wie Valentour im ganzen Wortverstande Vater genennt zu werden! Wie wenige kennen die Heiligkeit ihrer Pflichten, die hohe Würde ihres Karakters! — Wie viele giebt es nicht, deren all ihr Begriff von Erziehung sich auf das Wort Erhaltung einschränkt; und wenn sie Lesen und Schreiben und etwa die Erlernung einer Brodkunst dazurechnen, dann glauben sie nicht mehr, daß ihnen noch was übrig bleiben könnte. Dann sind sie stolz, sich sagen zu können: ich hab dich erzogen! unter meinen Händen bist du groß geworden! Ach, wißt doch! Beßer nicht seyn, als werden ohne Bildung.

Valentour richtete bey der Erziehung seines Sohnes sein vorzüglichstes Augenmerk dahin, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen, und das Herz desselben so drang an seines anzuschließen, daß keine Lücke zwischen beyden statt haben konnte. Und wie leicht war ihm dieses nicht? Er begegnete ihm sanft, und vermied, soviel möglich, mit rauhen Vorwürfen ihn von sich zu scheuchen; kein Vergnügen,

keine

keine kleine Wohlthat konnte der Knabe genießen, die er nicht aus des Vaters Hand ihm reichen sah, und Strafen — schicklich und selten angebracht — waren immer so, daß sie nie als eine Folge des Zornes schienen, sondern immer als nothwendig aus dem Vergehen selbst entspringend mußten angesehen werden, so daß der Knabe beydes, Verbrechen und Strafe, als sein Werk betrachtete. Dem Umgange der Domestiquen entzog er ihn soviel als möglich, und in Künsten und Wissenschaften hatte er ihm kluge und rechtschaffene Männer gewählt, die nebst der Geschicklichkeit in ihrem Fache auch Sitte und Wohlstand besassen, und fest an die Vorschrift des Vaters gebunden waren. Valentour, der den thierischen und moralischen Menschen und das Verhältniß unter beyden kannte, erreichte spielend seine Absicht. Er gieng der Natur nach, und vermied alle andern Nebenwege, von Systemen und Methoden dem schüchternen und trägen Kopfe eröffnet. Auf dieser Bahne waren ihm alle die pädagogischen Hilfsmittel entbehrlich, die gegenwärtig so reichlich, und doch mit so wenig Erfolg, an Aeltern und Kinder ausgespendet werden. Aus seinem guten Herzen flammte die zärtlichste

Liebe,

Liebe, die nie an seinem Liebling ermüdete; und sein großer, vorurtheilfreyer Geist zeigte ihm die Wahrheit, und ließ das Herz nicht überschwenglich werden. Der unerschöpfliche Schatz an Erfahrungen, und das große Buch der Natur diente ihm für alle Bücher. Auch seinem Sohne versagte er einen unnützen, überlästigen Bücherkram; reitzte seine Aufmerksamkeit auf die Dinge selbst, die in der Natur um den Menschen herumgeschehen, und ließ ihn mehr beobachten als lesen. Man weiß ja zu gut, und itzt mehr, als in den Jahrhunderten der Vorzeit, daß der Geist träge wird, und es sehr gemächlich findet, sich von andern vordenken zu lassen.

Stuffenweis wird der Mensch; allmählig entschwingt sich der edlere Geist den Fesseln des thierischen Körpers, allmählig reifet der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Mann, und wie wichtig sind diese Stuffen in der Geschichte des Menschen, wie wichtig der Aufmerksamkeit des Erziehers! Es sind Epochen, wo uns die Entwickelung der Keime, der Anwachs und das Uebergewicht der Neigungen am sichtbarsten wird.

Valentour bemerkte sie richtig, und sah die Keime des Guten und Bösen reifen, und

die

die Leidenschaften ihre Hülle durchbrechen, darinn sie in der Kindheit lagen. Der junge Valentour trat nun in ein Alter, wo der Geist, zu groß sich gängeln zu lassen, und zu schwach noch, sich selbst trauen zu können, das Herz allen Gefahren preis giebt. Itzt zeigen sich Bedürfnisse, die man in der Kindheit noch nicht kannte, und ihre Befriedigung wird mit ungestümmer Begierde gesucht. In dem Augenblicke, da der Wunsch aufsteigt, will man ihn auch schon erfüllt sehen; jede Verzögerung ist ein neuer, noch so mächtiger Reitz.

Leidenschaften liegen im Temperament; der Vernünftige sucht sie nicht auszurotten, sondern zu lenken; denn auch in ihnen liegt der Keim der Tugend. Ist gleich die Bestimmung des Temperaments unwillkührlich; ist sie gleich eine Gabe der Natur und des Climats, so sind doch auch der freye Wille des Menschen, und die Mittel, ihn zum Guten zu leiten, die Religion und Sittenlehre gegeben, Geschenke der Gottheit. Oft schlummern die Leidenschaften nur, erwachen wieder, und reissen den Menschen mit unwiderstehlicher Wuth fort, wenn ihnen nicht Grundsätze der Tugend das Gleichgewicht halten.

Die

Die vielerley Wege, die von Erziehern in diesem Falle sind angetretten worden, haben noch meistens irre geführt. Man hat aus Jünglingen mit der hoffnungsvollesten Anlage zu großen Männern Tückköpfe, Heuchler und geheime Bösewichter, ungestimme Wildlinge oder träge, unthätige Maschinen erzogen, in denen aller Geist, alles Feuer ist vertilgt worden — Automaten, die nicht mehr aus eigner Kraft handeln, sich mechanisch nach der Richtung bewegen, die ihnen eine fremde Kraft giebt.

Valentour fand auch hier seinen Weg von der Natur vorgezeichnet. Druck und Gegendruck stellt das Gleichgewicht her, und das muß auch, soviel möglich unter den Leidenschaften hergestellt werden. Man muß den niedrigen Leidenschaften edlere entgegen setzen; z. B. dem Hang zur Wollust Ehre, Selbstliebe, zärtliches Gefühl gegen andere, Achtung für seinen Mitmenschen, Hoheit und Würde seines Standes, auch Seelenstolz in einem gewißen Grade; so, daß das Böse nie — wenigstens seltner das Gute überwiegen kann. Selbstgefühl des Guten und Bösen ist das sicherste Mittel beydes kennen zu lernen.

Va-

Valentour setzte daher seinen Sohn öfters in die Lage, wo er die Folgen von Zorn, Rachsucht, Eitelkeit, und andern bösen Neigungen selbst fühlen konnte. Er benützte alle Gelegenheiten, wo er ihm durch Beyspiele, meistens gegenwärtige, die traurigen Folgen des Vorurtheiles, der Mode Thorheiten und des Lasters anschaulich machen konnte. Dann prägte er ihm auch jene Grundsätze ein, die den Karakter des Edlen befestigen; Grundsätze von Ehre, Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Dankbarkeit, Achtung gegen sich selbst, Menschenwürde ꝛc. Freylich behalten sie nicht immer jene Kraft, mit der sie in der gegenwärtigen Zeit auf das Herz wirken, wo man sie vorträgt; aber nie verlieren sie sich ganz aus dem Herzen; man erinnert sich ihrer wieder in vorkommenden Fällen, und dann stemmen sie sich wieder mit neuer Kraft gegen die entgegengesetzten Leidenschaften.

Durch das Zutrauen, das der Sohn zum Vater hatte, war ihm jedes Wort heilig, und kein Zweifel, kein Gegensatz konnte ihm die Lehren seines Vaters verdächtig machen; durch die Zärtlichkeit, mit der sich von seinem Vater geliebt sah, und mit der er ihn

wie-

wieder liebte, würde er um alles in der Welt seinen Grundsätzen nicht ungetreu geworden seyn, seinem Willen nicht entgegen gehandelt haben; und wenn er ja zuweilen aus Schwachheit oder Leichtsinn fehlte, so war es ihm minder des Schadens wegen leid, den er sich durch seinen Fehler zugezogen, als weil er die zärtliche Liebe seines Vaters beleidigt hatte.

Unbeschreiblich, fühlbar nur für den Vater ist die Freude, die Valentour über seinen Sohn empfand. Kein Erdenglück hätte sein Herz mehr in die innigste Wonne versetzen können, seine Seele mehr über alles Ungemach des Lebens erheben können, als daß er seine Sorge, seine Liebe so reichlich in seinem edlen Sohne belohnt sah. Mancher Vater, der zu träge, zu gemächlich war, die Stunden, die ihm seine Berufsgeschäfte übrig liessen, auf die Bildung seines Kindes zu verwenden, blickte itzt mit thränenden Augen auf den glücklichen Valentour, und bereute zu spät, daß er sein Kind lieblos und pflichtvergessen den Händen eines Fremdlings überließ, der einen heillosen Taugenichts, einen ungesitteten Burschen, oder gar einen Bösewicht daraus geformt hatte.

Bald

Bald bekleidete Valentour eine ansehnliche Stelle im Staate, wo er beneidet und geliebt, allgemein geschätzt sich den Beyfall des Monarchen und seiner Nation in vollem Maaße erwarb. Noch immer an der Hand seines weisen Führers, der allein sein ganzes Zutrauen besaß, gieng er mitten durch die Gefahren des Hofes, wo ihm von allen Seiten Verläumdung, Cabale, Schikane und Verführung in den Weg stunden, unbeschädigt seines Herzens, seines Glückes und seiner Ehre.

Wenn ihn je zuweilen eine Leidenschaft auf seinem Wege aus dem Geleise riß, so hielt ihn auf der andern eine edlere zurück, und die Aufmerksamkeit seines Vaters, der er nie entgieng, ließ ihn nie seine Bahn verlassen.

Valentour war der Liebling in Gesellschaften, und seine einnehmende Bildung, und sein erhabner Geist verdienten ihm unstreitig diesen Vorzug; er schätzte auch den Beyfall des schönen Geschlechts, denn wie konnte er ihm nach seiner heftigen Neigung gleichgültig seyn? — Aber er gab ihm auch zu vielen unangenehmen Vorfällen Anlaß, verleitete ihn zu manchem Schritt, der der nächste in sein

Verderben gewesen wäre, wenn ihn nicht die Rückerinnerung an die Grundsätze seines Vaters, die Vorstellung der schrecklichen Bilder vom Laster, die dieser mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gezeichnet hatte, noch zur Zeit zurückgehalten hätte.

Unter allen den Schönen, die am Hofe glänzten, stellte ihm die Marquis de Valiere am gefährlichsten nach. Sie war schön, hatte viel Geist, und noch in der Blüthe der Jahre, geübt in den Künsten der Liebe war es ihr leicht einen feurigen, liebeschmachtenden Jüngling an sich zu ziehen, dessen Herz noch unbefangen war.

Valentour, ganz von den anziehenden Reizen und seiner Leidenschaft hingerissen, verrieth bey jedem Blicke, mit dem sie sich begegneten, die geheime Geschichte seines Herzens; allein die schlaue Schöne, die mit Vergnügen den Jüngling so weit gebracht sah, that, als ob sie von allen den Regungen seines Herzens nichts wußte, wich seinen zärtlichen Blicken aus, und reitzte ihn durch anscheinende Nachläßigkeit so sehr, daß Valentour auf dem Wege war, ihr einen förmlichen Antrag zu machen; allein die Schaam

seine

seine Schwäche zu entdecken, und die Achtung, die er sich und dem Marquis schuldig war, hielten ihn zwar von diesem Schritte zurück, konnten aber doch nicht die Flamme löschen, die in seinem Busen loderte. De Valiere suchte sie immer mehr anzufachen; und wirklich hatte sie schon zur Hälfte gewonnen. Im Enthousiasmus der Liebe, von allen Seiten bestürmt verlohr Valentour alle Macht über sein Herz, und that seiner Dame in den feurigsten Ausdrücken ein Geständniß, das er zwar nicht länger verschweigen konnte; bey kälterm Blute aber bey jedem andern verliebten Thoren würde belacht haben. Nun hatte de Valiere ihre Absichten erreicht, und in einer Gegenantwort versicherte sie ihn ihrer zärtlichsten Gegenliebe. Valentour war außer sich vor Entzücken, und in dem gegenwärtigen Augenblicke würde er sich zu den niedrigsten Schwachheiten herabgelassen haben. Allein der Zeitpunkt war zu seinem Falle eben nicht günstig. Er wurde denselben Tag noch zu einem Besuche gebeten. Nun war es beynahe um seine Ruhe, um seine Ehre geschehen. Er lief, von der Leidenschaft gepeitscht, bis an den Rand des Abgrundes, vor dem er eben stund, ohne den gräßlichen Schlund

zu sehen, darein er unrettbar fallen sollte. Noch lag er wonnetrunken auf einem Ruhebette, die goldne Uhr in der Hand, und schimpfte die Zeit eine alte Vettel, weil sie nicht mit seinen Gedanken die wenigen Stunden vorüber eilte, als er unangemeldet einen Besuch erhielt, der ihn aus seinem süssen Traume aufschreckte, und ihn in eine ganz andere Lage versetzte. Es war der Marquis, der allein die Freyheit hatte, unangemeldet kommen zu dürfen. Ein guter, freundlicher Mann, der gerne seine Kräften zum Dienste seines Mitmenschen verwendete. Er war zu gut, um Arges von seiner Gemahlinn zu muthmassen, und bekümmerte sich um ihre Galanterie wenig.

Valentour hatte ihm schon öftere Gefälligkeiten zu danken, und eben itzt kam der Marquis wieder, ihm in einer sehr dringenden Angelegenheit, darinn sich Valentour befand, den wichtigsten Dienst zu leisten.

So sehr er auch über den Besuch des Marquis erschrack; noch mehr bestürzt wurde er, da er die Ursache desselben vernahm. Des Mannes redliche, zärtliche Freundschaft, die er mit dem schändlichsten Undank zu vergelten im Begriff war, erregte in seiner Seele die

bitter-

bitterſten Vorwürfe. Eine Purpurröthe deckte alle Lilienflächen auf ſeinem Geſichte; das Blut tobte in den Adern, von dem erſten Aufruhr noch nicht geſtillt. Er bebte vor den Umarmungen des Marquis zurück, und floh ſeinen Blick. Die ſchrecklichſten Bilder ſtellten ſich ſeiner Seele dar, und, nur erſt auf dem Wege zum Laſter, glaubte er ſich ſchon laſterhaft. Alle Reitze der Marquiſe verſchwanden aus ſeinen Augen; und ſo verſchwenderiſch zuvor im Taumel der Leidenſchaft ſeine Phantaſie der trunknen Seele neue Schönheiten vorgemalen hatte, die in dem Original nicht waren; ſo geſchäftig war ſie itzt, das Bild mit den häßlichſten Zügen zu entſtellen. Die ihn ehemals als eine holde Grazie entzückte, war itzt in ſeinen Augen ein Ungeheuer, eine elende Verführerinn.

Der Abend vergieng, und die Nacht, ſchlaflos und marternd. Den andern Tag erhielt de Valiere von Valentours Hand ein Billet, darinn er ihr den Zuſtand ſeiner Seele mit den lebhafteſten Farben, mit den kräftigſten Zügen ſchilderte, und ihr das Unedle ihres Betragens gegen ihn auf das nachdrücklichſte vorſtellte.

Unver-

Unvergeßlich wurde ihm die Geschichte dieses Tages, und lange wirkte sie auf sein Herz; doch endlich verdunkelte die Zeit die Züge wiederum, die in seiner Seele davon übrig geblieben waren, und die Leidenschaft wurde von neuem rege, wenn schon mit minderer Kraft, doch nicht minder gefährlich; und der Mensch, selbst nachläßig, durch Geschäfte und Eindrücke von äußern Dingen zerstreut, ist so wenig aufmerksam auf sich selbst, daß er die Regungen, die in seinem Innern vorgehen, meistentheils dann erst erfährt, wenn die Leidenschaften schon das Uebergewicht über die Vernunft gewonnen haben.

Valentour befand sich öfters in dem Falle; öfters täuschte ihn sein Herz, allen Eindrücken offen, und hatte ihn so weit gebracht, daß er den gefährlichsten Kampf wagen mußte, um seine Tugend dem mächtigern Laster abzuringen.

Und — nicht genug, daß wir uns selbst schon so gefährlich sind, droht uns auch noch die Verführung, von der wir weit mehr zu befürchten haben. Das Laster hat die beredesten Zungen im Solde, und den Erfindungsgeist gedungen, der nie müde wird, es zu schminken.

Einst

Einst an einem Abend, als Valentour aus dem Theater gieng, wo eben eine wollüstige Szene seine Phantasie erhitzt hatte, und die Leidenschaft, die eine lange Zeit her in seinem Busen ruhete, wieder erweckte, stieß er auf einen jungen Kavalier von seiner Bekanntschaft, der ein unmäßiger, und bereits schaamloser Wollüstling war. Es kostete ihn wenig Worte, den jungen Valentour zu bereden, daß er mit ihm gehen, und an seinen Vergnügen theilnehmen sollte. Larignon, so hieß er, führte ihn am äußersten Ende der Stadt in ein abgelegnes Häuschen. Ein altes, in Schande und Verbrechen grangewordenes Mißgeschöpf verführte arme, unschuldige Mädchen, die das Glück verstossen hatte, in diese Höhle, und versteckte sie den Augen der Gerechtigkeit, bis sie am Altare der Schande als Opfer hinsanken. Schaam und Verzweiflung fesselte sie dann selbst an das Laster, zu dem man sie gezwungen hatte. Valentour trat mit seinem Begleiter hinein; sein Tritt wankte, aber es fehlte ihm Kraft und Entschlossenheit zur Flucht. Er sollte der Mörder einer Unschuld werden, die noch kaum die Kindesjahre verlassen hatte, derer Reitze erst zu blühen anfiengen; die elend und verlassen ein Raub des

Schick-

Schicksals und des schändlichsten Eigennutzes geworden. Sie weinte, als sie mit Valentour war; nicht aus Schaam, nicht aus Furcht, denn ihre Bestimmung war ihr noch unbekannt, aber sie weinte um Rettung aus einem Orte, in den man sie aus dem Schoose ihrer Aeltern geschleppt hatte. Ihre Thränen rührten ihn, und er forschte um die Ursache derselben. Wie von einem gräßlichen Gespenste erschreckt, fuhr er zusammen, als er die Geschichte dieses unglücklichen Mädchens hörte. Gott! rief er auf, was wollte ich! — Was für ein Ungeheuer sollte ich geworden seyn! — Valentours Geschrey führte die Wirthinn des Hauses und Larignon herbey. Sein Gesicht glühete, sein Auge schoß Flammenblicke auf die Schändlichen, und Wuth und Schaam über sich selbst nahmen ihm anfangs Besinnung und Sprache. Dann warf er ihnen in den bittersten Ausdrücken die Grausamkeit ihres niederträchtigen Herzen vor. Sogleich verließ er das Haus, und nahm das Mädchen mit sich, ohne in der ersten Hitze zu bedenken, daß er seine eigene Ehre in Gefahr setzte. Er eilte mit ihr dem Hause ihrer Aeltern zu, verließ sie da, und sogleich war es seine erste Sorge das Raub-

nest

nest der Unschuld zu vertilgen, und die Elende in die Hände der Justiz zu liefern. Larignon kam des andern Tags zu ihm, und wollte sich über Valentour, den Tugend-Ritter, wie er ihn nannte, lustig machen, und suchte seinen Entschluß zu ändern. Valentour erschrack über die Niederträchtigkeit eines Menschen, der ihn noch gestern Freund nannte, und entsagte aller fernern Gemeinschaft mit ihm. Larignon drohete, die Geschichte in allen Gesellschaften auszubreiten, und so Valentours Ehre auf immer zu brandmarken. Aber die fürchterlichsten Drohungen strömten aus Valentours Mund auf den Frevler, und es hatte wenig gefehlt, daß er nicht von übermächtigem Zorne hingerissen eine gräuliche That begangen hätte. Er hatte das Leben des Unwürdigen in seiner Hand, und nur Bitten und die heiligsten Versicherungen, ewiges Stillschweigen zu halten, hielten seinen Arm zurück.

So brachte Valentour die Tage seines aufkeimenden Lebens zu, bald rissen ihn die Leidenschaften in die gefährlichsten Abgründe hin. Allein die Macht der Erziehung siegte über sein Temperament, und hielt den Wankenden zurück, daß er nicht stürzte.

Der

Der Mensch ist der Sklav der Zeit und der Umstände, er darf nie auf seine Tugend pochen, ein Augenblick einer feurigen Leidenschaft zerstört Jahrgebäude, die Moralität und Ueberlegung erbauten. Bey manchem, der tugendhaft scheint, liegt der Keim des abscheulichsten Lasters im Herzen verborgen, und erwartet oft nur den Zeitpunkt seiner Entwickelung. Der auf seine Stärke trauet, ist schwach, und schon nahe dem Falle.

Es giebt reiche Menschen, und man bewundert sie, daß sie ehrlich sind, das heißt, sie betrügen nicht, sie stehlen nicht, sie morden nicht, wo ist hier Tugend? wo Verdienst? ändert ihre Lage, entzieht ihnen die Tausende, die sie genießen, und seht, ob sie Probe halten. Die Armuth ist die Erzeugerinn mancher unedlen That: Mangel an Herzensbildung, an Erziehung, begleiten sie, und was ist der Mensch ohne Erziehung? sein thierisches Wesen lechzet nach Befriedigung seiner Bedürfnisse, er sucht Mittel, ohne zu untersuchen, ob sie erlaubt, oder nicht erlaubt sind. Legt auf eine Schalle der Waage ein Pfund, und läßt die andere Schalle leer, so erhält nothwendig die Schalle mit

dem

dem Pfunde das Uebergewicht. Stellet euch nun einen Menschen vor ganz, ohne Erziehung; Bedürfnisse, Leidenschaften, Beyspiele reitzen ihn zum Laster. Er kennt die Schmeicheleyen der Eigenliebe nicht, nicht die Verführungen des Eigennutzes, er folgt blindlings, und stürzt in sein Verderben.

O ihr! denen der Zufall und die Geburt Vortheile vergönnt haben, die ihr oft nicht verdient, erniedrigt euch zu dem Elenden, und habt Mitleiden mit dem Verbrecher. Der Arme ist ja auch ein Mensch, wie ihr, ihr seyd reich, ihr habt alles, kennt keine Bedürfnisse. Der erste aufsteigende Gedanke einer Begierde ist schon gesättigt durch Befriedigung, und dennoch — dennoch, was habt ihr nicht schon alles gethan! Wenn ihr nun ganz ohne Erziehung, ganz ohne Grundsätze wäret, was würde aus euch werden? aber wie, eure Erziehung ist ja oft nur Maske? ihr habt gelernt tugendhaft zu tadeln, aber nicht tugendhaft zu handeln. Der Hofmeister muß meistentheils ein Maskenkramer seyn, der verschiedene Larven und Maskenkleider in seiner Bude hat. Der will seinen Sohn zu einem Spanier, dieser sein Kind zu einem

Fran-

Franzosen bilden, der soll den schwarzen Mantel eines Philosophen tragen, und dieser die Maske des Politikers.

Im Treibhaus unsrer Mode-Erziehung wachsen sie auf wie Schwämme, wunderlich aber ohne Geist, ohne Geschmack, ohne Stärke.

Sie denken nicht, sondern sie reden, was andere gedacht haben, sie spotten, weil andere spotten, lachen, weil andere lachen, und sind Thoren, weil andere Thoren sind. Sie haben viel gelesen, aber wenig gedacht, sind litterarische Buchstaben-Menschen.

Daher jene Mißgeburten des Geistes, daher jene Menge von abentheuerlichen Thiermenschen, die täglich auf der Bühne der Welt erscheinen. Daher jene Menschen, die halb Lamm und halb Wolf sind, halb Geyer, und halb Taube, halb gut, und halb böse.

Der alte Valentour, der dieses alles wußte, suchte aus seinem Sohn weder einen Kavalier noch einen Hofmann, noch einen so betitelten Weltmann, sondern einen Menschen zu bilden.

Er

Er sprach ihm nie von seinen Ahnen, nie von ihren Verdiensten, sondern nur von denen, die der junge Valentour sich erwerben sollte.

Wenn das Blut, sagte er ihm oft, das von Helden in Valentours Geschlecht floß, in diesen Adern verdirbt, und in einem Nichtswürdigen schleicht, so sage, Valentours Adel hat aufgehört, seit dem du bist.

Diese edlen Grundsätze, die Valentour, seinem Sohne beybrachte, machten auch das Glück seiner Tage.

Die edlen Gesinnungen seines Herzens wußten immer den Leidenschaften das Gleichgewicht zu halten, und siegten immer über diese.

Des jungen Valentours feuriges Tempeperament hätte den guten Jüngling mit einer anderen Erziehung ohnfehlbar ins Verderben gestürzt.

Das Feuer, das Valentours Adern durchglühte, riß ihn oft hin zu einem gefährlichen Schritte; aber die edlen Grundsätzen erwachten bald wieder, und erhielten die Oberhand.

Wenn

Wenn unser Herz von Jugend auf harmonisch gestimmt wird, so empfindet die Seele bald, wenn es das Laster verstimmen will.

Uebung edel zu handeln, giebt Fertigkeit, und diese Fertigkeit ist die Siegerinn über die Leidenschaften.

Valentour kam oft in böse Gelegenheit: einst sah er Belminen, ein schönes Geschöpf, aber eine jener Unglücklichen, die Armuth und Mangel an Erziehung zur Schande des Weibesgeschlechts durch eine schändliche Aufführung brandmarkte.

Er sah sie, und Belminens Züge siegten über Valentours Herz, er entschloß sich Belminen zu besuchen.

Der Entschluß war gefaßt, aber schon machte ihm seine Seele heimliche Vorwürfe, er hörte aber noch nicht deutlich, die heftige Stimme der Leidenschaft übertäubte den Ruf der schon beleidigten Tugend. Ich muß Belminen sehen, sagte er: denn nichts gleicht der Heftigkeit meiner Liebe. Ohne weitere Ueberlegung taumelte er in seiner Leidenschaft durch die Gasse, und schon war er bey Belminens Hause. Es dämerte, schüchtern sah er um

sich,

sich, es wird mich doch niemand sehen, sagte er: sehen! aber warum? hab ich denn einen Schritt gethan, vor dem ich mich vor der Welt zu scheuen habe, ich liebe ja Belminen, ist die Liebe strafbar?

Liebe ist nicht strafbar, aber — aber was denn? hier überlegte er, die Wolke der Leidenschaft zerstäubte sich vor dem Licht der Vernunft, er kehrte wieder auf sein Zimmer zurück.

Was wollte ich thun, fieng er an, Belminen besuchen, wer ist Belmine? ist sie meiner Liebe werth.

Wie, Valentour! so ein Mädchen willst du dir zum Gegenstand deiner Empfindung wählen? ein Mädchen, die das Gefühl der Tugend nicht kennt, die nicht weiß, was Liebe ist, die sich auf harmonische Stimmung gleich gestimmter Seelen gründet? Ein Mädchen willst du dir wählen, zu der du dich im Finstern schleichen mußt, damit das Aug des Rechtschaffnen dich nicht sieht? O pfuy! sieht dich nicht das Aug deines Gottes, vor dem du wandelst; weiß er nicht die Geheimnisse deiner Gedanken, und du schämst dich

nicht

nicht vor dem Ewigen. Valentour! was wolltest du thun? eine Unglückliche noch unglücklicher machen; neue Schande über das Haupt einer Geschändeten sammeln, Umstände, Armuth, oder Verführung, auch diese wolltest du zu Nutzen machen, um die Unglückliche zu mißbrauchen, und dich den Niedrigsten der Menschen gleich zu setzen, die dieses Geschöpf in das Elend gestürzt haben. O wie erröthe ich vor mir selbst! zu welchen Thaten ist doch der Mensch nicht aufgelegt!

Nein, das Gefühl der Natur will ich nicht so entweihen. Erlösche, Unendlicher! jedes Gefühl der Liebe in einem Herzen, wenn thierische Leidenschaft es je entheiligen könnten.

So sagte sich Valentour, und die ersten Grundsätze seiner Erziehung siegten über seine Leidenschaft. Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen, der Glauben an die Vorsehung, eine gewiße edle Schüchternheit, Menschenachtung, alles dieses, was für die Menschheit edel und gut ist, erwachte in Valentours Seele, und führten ihn wieder auf die Wege der Tugend zurück.

Valentour war glücklich, und dankte oft in den Tagen seines Lebens der guten Erziehung, die ihm sein Vater gab.

Menschenachtung ist eine der vornehmsten Tugenden, und sie kann nie genug ans Herz des Jünglings gelegt werden; sie allein ist im Stande gute Menschen hervorzubringen. In ihr allein ruhet der Keim aller Tugenden, wer den Menschen zu achten weiß, wird sich nie zum Laster erniedrigen. Mitleiden, Sanftmuth, Wohlwollen sind mit der Menschenachtung vergeschwistert, und edeln das Herz dessen, dem sie heilig ist.

Mißtrauen auf sich selbst ist die zweyte Stütze der Tugend, denn sie macht uns behutsam auf unsern Wegen. Wenn man sich je von dem Karakter eines jungen Menschen überzeugen will, so darf man nur sehen, wie bescheiden er ist. Jene unverschämten Pursche unsers Jahrhunderts, die über alles ihre entscheidende Stimme geben, die alles verachten, weil sie sich allein weise glauben, was werden diese Pursche für die Menschheit werden!

Ihr Stolz, ihr Hochmuth verrathen ihren Unverstand; wie möchte der Gutdenkende über

sein Vaterland weinen, wenn er die Menge der jungen Thoren sieht, wie sie aufgeblasen von ihrer Selbstzufriedenheit sich klug und weise dünken.

Ihr lächerliches steifes Wesen, ihre Doktorsmiene im Fratzengesicht, ihre Aussprache durch die Zähne, wie bee—finden S—i—e si—ch, und alles das, wovor dem Mann eckelt, prophezeiht der nachkommenden Menschheit wenig Gutes.

Es waren einst Zeiten, in denen der Jüngling den Umgang des Mannes suchte. Aufmerksam war sein Ohr auf die Stimme des Weisen, und Beyspiele leiteten ihn zur Tugend, aber sie sind vorüber diese Zeiten, und auch ihre Männer, die die Nachwelt bewunderte.

Man erzieht selten Denker mehr, sondern Schwätzer, die durch tausend Worte das zehnmal schlechter sagen, was manche schon schlecht genug gesagt haben.

Ihre Lektüre ist einem Bettler Hafen gleich, in dem gute und schlechte Brocken, alles durch einander, warm und kalt, weich und hart, bitter und süß sich befinden mögen. Was

wun-

wundert ihr euch denn, wenn die Tugend in Lumpen geht?

Man fodert heut zu Tage, der Knabe soll viel wissen, ob er es gut weiß, um das bekümmert man sich nicht, wenn es nur blendet, wenn die Natur nur den Firniß hat, sie mag gleich aus faulem Holze geschnitzelt seyn.

Und denn unsere Hofmeister, wie sind sie angesehen? denken die Väter, daß sie die ersten Freunde der Familie sind? begegnet man ihnen mit jener Achtung, mit der man Männern begegnen solle, die den Saamen zum Glücke nachfolgender Jahrhunderte ausstreuen. Weiß man, daß der gnädige Herr Vater nur daß Thier, und der Hofmeister erst den Menschen gemacht hat.

Läßt man dem Manne, dem man das Wohl seiner Kinder anvertrauet, allezeit unumschränkte Freyheit, das junge Herz zu bilden.

Verderben die Aeltern nicht durch ihre üblen Grundsätze in einem Abend oft mehr, als was der Erzieher durch Zeiträume von Jahren gut gemacht hat. Sagt man den Jungen nicht immer, daß sie vom Adel sind, daß also das Verdienst schon mit ihnen ge-

bohren ist, daß sie also nicht nöthig haben, sich um Verdienste zu bemühen. O ihr Hofmeister! die ihr die wichtigsten Männer des Staats seyd, ich bitte euch um der Menschheit willen Liebe! zeiget einem Zöglinge die Richtigkeit dieser Grundsätze. Die Welt hat gute Wenschen nöthig, sonst bedarf sie nichts; der kein guter Mensch ist, wird seine Rolle immer schlecht spielen, und hätte ihn der Zufall auf einen Thron geschleudert. Edle Handlungen geben dem Menschen das Verdienst, nicht Geburt; man kann dieses nie genug sagen, nie genug wiederholen, denn der Mensch, der seiner Natur nach faul und stolz ist, schmückt sich gerne mit fremden Verdiensten, und schlaft gerne auf Lorbeern ein, die andere gesammelt haben.

Der alte Valentour führte seinen Sohn, als er noch ein Knabe war, einstmals in Garten, und zeigte ihm einen Baum, der keine Früchte trug, sieh, sagte er: Sohn! die Voraltern dieses Baums trugen die besten Früchten, sie waren die Zierde dieses Gartens, und dieser Zögling hat ausgeartet, sieh! hier stehen andere Obstbäume prächtig herum, sie tragen Früchte, wähle! —

Sieh

Sieh Valentour! diese Bäume sind die Menschen, nur die, die nutzbare Früchte tragen, haben einen Werth in der menschlichen Gesellschaft: der ohne Frucht ist, verdient ausgehauen zu werden, denn durch die Früchten, die seine Vorältern trugen, bekommt er keinen Werth, es bleibt immer ein unnützer Baum.

Durch dergleichen Beyspiele flößte Valentour oft die Triebe zur Nacheiferung ins Herz des Sohnes. Eines Tages war er mit ihm in einen Naturalienkabinet, da zeigte man ihnen einen Embrio, den man aus dem Leibe einer Dame schnitt, die vor kurzem starb.

Valentour führte seinen Sohn zu diesem Gegenstand, Freund! sagte er: sieh dieser Embrio, er stammet ab von einem der besten Geschlechtern, und wenn die Thaten der Vorältern unmittelbar ohne unsere Verdienste auf uns wirken können, so ist kein Edelmann im Lande, der seine Verdienste mit den Verdiensten dieses Embrio vergleichen darf. Du verstehst mich?

Der junge Valentour umarmte seinen Vater, ja ist verstehe Sie, sagte er: ich weiß es, daß die Verdienste meiner Vorältern ohne Zuthuung der meinigen auf mich nie wirken

werden;

werden; sie werden mir auch nie zum Stolze, wohl aber zur Nacheiferung dienen, meiner Vorältern würdig zu werden.

So glücklich als Valentour wirklich war, so unglücklich dachte er sich oft, als er die Stärke des Stromes seiner Leidenschaften fühlte, gegen welchen die Tugend ihm oft nur ein schwacher Damm schien. Oft verbitterte es ihm seine Lebenstage, wenn er sich im Wirbel herumgedreht sah, und in manchen einsamen Stunden die Geschichte seines Lebens durchlas, bey mancher Stelle vor den Gefahren aufschauderte, die auch den festesten Mann hinreißen, und noch bey dem Entzücken, sie glücklich bestanden zu haben, zitterte; bey dieser erröthete er, und bey jener dankte sein matter Thränenblick dem Retter aus der Gefahr. Sorgfältig und streng — zu weise, um eitel zu seyn — prüfte er jeden seiner Schritte; freute sich dessen, der ihn näher zum Ziele führte; bereute welchen; — glücklich genug, keinem fluchen zu dürfen.

Ah! diese Stunden, die köstlichsten des Weisen, die er, frey von Geschäften und Sorgen, ungestört genießen kann, wie schnell entrinnen sie der Zeit, und geben zu früh den

kom-

kommenden Raum, wo wir, nicht mehr so ganz uns eigen, wiederum das Spielwerk der Gelegenheit sind! —

Valentour dachte sich in den Stunden der Selbstprüfung, so stark, so mächtig, der Vorsatz war so unwandelbar in seiner Seele gefaßt, daß er auf der Stelle kühn den heftigsten Stürmen würde getrotzt haben.

So wähnt auch der Kranke in den erquisienden Pausen, wo ihm Schmerz und Kleinmuth einige Ruhe gönnen, sich gesund und stark, freut sich der Genesung, und verläßt das traurige Bette. O! ruft er auf, wie will ich mich nun meines übrigen Lebens freuen, wo kein Schmerz mich mehr einkerkert, nicht mehr die grausame Hand des Arztes mir Wunden gräbt, kein schleichendes Fieber das Mark mir aus den Knochen frißt. Ah! mir ist recht wohl! so sagt er, träumt Freuden des Lebens, und wankt zum Fenster, um frische Luft zu genießen. Ein rauher Nord bläst starrenden Frost in seine Glieder, er sinkt auf sein Bette zurück — und ringt mit dem Tode.

So freute sich Valentour der Plane, die er mit enthusiastischem Geiste entworfen hatte,

sein

sein Leben in sicherer Ruhe zu genießen; fest auf seinen Grundsätzen stehend der Thorheit und dem Laster zu trotzen; unerschütterlich, wie der Fels im Meere, an den die tobenden Wogen vergebens anrennen.

Wir begreifen oft kaum die Möglichkeit unserer Schwäche; nicht die Möglichkeit, wie man doch bey so vielen Geisteskräften dieser Schwäche unterliegen könne; fassen neuen Muth, neuen Stolz auf unsere Stärke, und dann — ergreift dem Geist im Aufruhr des Herzens ein gäher Schwindel, und treibt ihn im Kreisel herum; dann sind wir wieder alles, was die Leidenschaften aus uns machen wollen; am wenigsten aber das, was wir kurz vorher seyn wollten.

Nur wenige Wochen vergiengen, als Valentour sich neuerdings, ohne daß es sein Herz selbst zu wissen schien, der Gelegenheit in die Arme warf, denen er sich — fest umschlingen sie die Beute — nur mit Anstrengung aller seiner Kräfte entwand.

So leicht angezogen von jedem Bilde, das seine geschäftige Phantasie mit noch höhern Farben zu verschönern suchte, mußte er nicht auch betrogen

gen werden? Ihn, dem die Erfahrung immer die Blössen seines Herzens wieder aufdeckte, die er sich selbst gerne verhüllt hätte, sollte ihn nicht der Schein von Tugend haben trügen können, wenn er sie selbst, die Göttliche, in einem Mädchen Herzen zu finden hoffte? — Sein Schwachheitsgefühl sagte es ihm, daß seinem Herzen ein tugendhaftes Frauenzimmer unentbehrliches Bedürfniß seye, um es vor den kühnen Ausfällen der Leidenschaft zu schützen.

Lange suchte er sie vergebens, die würdigste ihres Geschlechts, als endlich Heloise de la C... seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Keine blendende Schönheit; und nicht gemacht auf den ersten Blick zu erobern; aber desto anzüglicher war sie in der Folge, wie näher man ihr kam. Ihr lebhafter Geist, ihre nicht gemeinen Kenntnisse, ihr bescheidner, einnehmender Ton machten sie in allen Gesellschaften liebenswürdig. Dazu ihre Geschmeidigkeit, sich jede Lage, jede Denkungsart, jeden Karakter dem ihrigen anzupassen: ihre Klugheit, mit der sie auch dem geringsten Anstoß vorzubeugen wußte; mit der sie sogar die Schmähsucht unter den geschäftigsten Zungen ihres Geschlechts zum Schweigen brachte. In Gesellschaften

schaften suchte sie immer den Werth anderer zu erheben, und vermied alle Schmeicheleyen, die man ihr sagen wollte, oder gab ihnen eine so künstliche Wendung, daß sie mehr ihre eitle Nachbarinn beräucherten, als sie selbst zu treffen schienen, und eben durch ihre Gefälligkeit, durch ihre sanfte Herablassung erhob sie sich über alle, erreichte ihre Absicht, allein zu glänzen. Sie eroberte, ohne daß sie es zu wollen schien; und doch war Siegen ihr Wunsch. So ward sie in Kurzem, als sie am Hofe erschien, der Liebling in allen Versammlungen; der allgemeine Wunsch ihres Gegengeschlechts.

Valentour hatte sie nur einige Male gesehen; an ihrer Seite in Gesellschaft gesessen, und sonst nirgends als da gesprochen, so fühlte er sich schon so unwiderstehlich an sie hingerissen, daß ihm keine andere Wahl mehr übrig blieb. Ah! sie ist's! sie ist's! rief er einst voll Entzücken aus, als er an einem Abend den Zirkel verließ! wo er sich mit ihr befand, sie ist's! ich muß ihn haben, den Engel, die einzige! mein Herz sagt es mir.

Durch den Tod seines Vaters wurde er in den ansehnlichsten Vermögensstand gesetzt, und

um so mehr war er erfreut, Heloisen, derer häusliche Umstände nicht die besten waren, durch seine Hand glücklich machen zu können. Er wünschte nichts anders, als alle seine Schätze ihr zu Füssen legen zu können; und sie nichts anders, als eine reiche Heurath zu treffen, um desto angenehmer kokettiren zu können.

Valentour sog jeden ihrer Blicke gierig in sich; fühlte sich in ihrer Gegenwart über alle Erdenkinder erhoben, und malte sich in seiner wonnetrunkenen Seele eine Zukunft wie Elisium; aber Heloise, derer ganzes Leben nichts anders als ein Moderoman war, hatte die edlen Empfindungen der Liebenden schon zuviel in Büchern gelesen, um sie selbst mehr empfinden zu können. War ihre Tugend Verstellung, so wars ihre Liebe gegen Valentour um so mehr; wie sie ihn liebte, liebte sie alle; Ihr Herz kannte nur sinnliches Gefühl, sonst war es hart zur Empfänglichkeit reinerer Triebe.

Wenn Valentour, durchglüht von dem Feuer seiner Liebe, sich selbst und seines allkräftigen Vorsatzes vergaß, die Schranken zu durchbrechen schien, die ihm der Wohlstand setzte, stand ihm ihre Tugend entgegen. Jeder leichtfertige Blick wurde mit einer ernsten

Miene

Miene bestraft; jedem unanständigen Ausfalle seines Witzes mit feyerlicher Würde, kaum von jener der ächten Tugend zu unterscheiden, begegnet. Was sie sprach, war lang gedacht; war schicklich für den Karakter des Mannes gewählt, der ihr zur Seite saß, und so, ohne dem Mitgefühl dessen, was Valentour für sie empfand, konnte sie nie aus ihrem Geleise gerathen, konnte sie sich nie enthüllen; so hielt sie ihn immer in der geziemenden Entfernung, wie sie nur die strengste Tugend vorschreiben kann; und so betrachtete sie Valentour, der nie aus seinem Traume wieder zu sich selbst kommen konnte, für seinen Schutzgeist, für das Glück seines Lebens.

Ungestümm pochte sein getäuschtes Herz dem glücklichen Zeitpunkt entgegen, wo er mit ihr Hand an Hand über den rosigten Pfad dieses Lebens hinüber gleiten könnte. Die Stunden schienen ihm mit Zentnerlasten an den Füssen behangen stehen zu bleiben; er konnte nicht früh genug seine Jammertage heranrücken sehen.

Endlich nahete sich der entscheidende Tag; nur eine Woche verzögerte ihn noch. Gerne hätte Valentour soviel Jahre von seinem Leben

ben

ben sich abrechnen lassen, als Tage den letzten seiner Hoffnungen verschoben. Mit unaufhaltsamer Hast machte er alle Vorbereitungen, setzte alle Gewerbe zum Brauttag in Bewegung, ließ alle Geschäfte liegen, und selbst seine Freunde waren ihm itzt ungelegen.

Heloise sah mit jauchzender Freude der Eilfertigkeit des betrogenen Thoren zu, und war während dem mit nichts besserm beschäftigt, als sich alle die Kostbarkeiten, die ihre Eitelkeit prächtig genug fand, aus Valentours Kassa beyzuschaffen, der dabey nur immer ihren noblen Geschmack zu bewundern hatte.

Glückwünschungen strömten ihr auf allen Seiten zu, die nun ihr Stolz mit einem gefälligen Lächeln beantwortete.

Nun fieng die Mißgunst, von dem blendenden Glücke Heloisens beleidigt, sich in dem Herzen ihrer Gespielinnen zu regen an. Aber sie war zu klug, um sich einer von ihnen zu vertrauen. Sie verbreitete von jeher über all ihre Geheimnisse das undurchdringlichste Dunkel, und keiner ihrer Galanen plauderte, aus Furcht ihre Gunst zu verlieren.

Valen-

Valentour würde ohne Rettung verloren gewesen seyn; würde unfehlbar in die Arme einer niedrigen Betrügerinn gesunken seyn, würde Glück und Ruhe, all seiner Tage Seligkeit an eine Unwürdige verschwendet haben, wenn es nicht Leute gegeben hätte, die für sein Bestes wachten, und klärer sahen als er, mit Augen, nicht von dem Zauber der Liebe getäuscht. Einige der wenigen Redlichen, die Valentours Freunde waren, wollten dem Betrognen die Binde vom Auge ziehen, und wagten es daher, dem Liebetrunknem seinen Irrthum zu zeigen. Allein Valentour glaubte an ihnen neidische Verläumder zu sehen, und haßte seine Freunde.

Einem einzigen von diesen gelang es, über List und Liebe zu siegen; den Hingesunkenen aus seinem Schlafe zu wecken, und der Betrügerinn die Larve vom Gesicht zu reissen. Es war Valentours Onkel, ein würdiger Mann, den ihm das Schicksal an Vaterstelle hinterlassen hatte. Sein Auge sah hell und frey, und Valentours Liebe mit Heloisen blieb ihm nicht unbemerkt. Ein sorgfältiger Beobachter seines Neffen entdeckte er sie schon im Keime, und nun, da sie zur völligen Reife gedeihen

sollte,

sollte, hatte er fest beschlossen, sie zu zernichten, es möchte kosten, was es wolle.

Unterdessen verbarg er seine Absichten auf das behutsamste, um sie desto sicherer zu erreichen. Er schien der einzige unter Valentours Anverwandten zu seyn, der seiner Wahl allen Beyfall gab, seinen Geschmack bewunderte, und seiner Liebe in den schmeichelndsten Ausdrücken Glück wünschte. Zu seinem Plane wählte er sich einen von den Lieblingen Heloisens, den er zur willigen Maschine machte, um im Verborgenen durch ihn desto sicherer wirken zu können.

Einst an einem Abend, als die Cour geendet war, bürdete er ihm durch den Mund eines dritten die listige Mähre auf, daß Valentour plötzlich, durch Kabale gestürzt, in die Ungnade des Königs gefallen seye, und nächster Tagen seiner Stelle werde entsetzt werden. Dieses falsche Gerücht kam in wenig Stunden in aller Ohren, und der geäfte Liebling kam schnaubend mit dieser Nachricht zu Heloisen. Zugleich sorgte aber auch Valentours Onkel, um Heloisen um so gewisser in seine Schlinge zu ziehen, daß ihr zu gleicher Zeit von einer andern Seite ein reitzender Antrag

trag gemacht wurde, und nun hatte der Onkel das Mäuschen in der Falle, wie er sichs gedacht hatte. Gleich den andern Morgen schrieb Heloise ihrem Bräutigame in einem sehr lakonischen Briefe den Tausch ihres Herzens, das nie einem gehörte, und schon sah man sie am Arme ihres neuen Gegenstandes zum Trotz ihrer Gespielinnen, die sich schon zum Voraus freuten, wie sie die unglückliche Braut in allen Gesellschaften auszischen wollten, auf der Promenade an Valentour, den sein Onkel, um den gelegensten Zeitpunkt zu benutzen, dahin geführt hatte, so gleichgültig vorüber geben, als hätte sie ihn ihr Lebetag nicht gesehen.

Nun war sie entlarvt, die häßliche Seele, in den Augen aller Welt, und auch in Valentours Augen entlarvt. Er sah sie, aller glänzenden Hülle entblößt, die gleissende Schminke von dem Gesichte gewischt — o der Anblick ist zu gräßlich, um ihn mehreren Augen darzustellen! — Oder giebt es noch ein abscheulichers Bild, das den Blick einer edlen Seele mehr beleidigt, als ein weibliches Geschöpf mit Heloisens Karakter darstellen kann? Die Kunst, grausamer als alle die wilden Thiere,

die der Schrecken in Lybiens Wüsten sind; würgt die Natur, wenn sie den verderbenden Fortschritten derselben in Weg stehen will; sie die Freundinn, die Begleiterinn der Natur hat sich in den Tagen unserer Verfeinerung zur elenden Magd des Lasters herabgewürdigt, das nie ohne seinem Putzmädchen erscheint. Am grausamsten handelt die Kunst mit dem schönen Geschlechte. Mit der Lüge vereint zerrt und pfuscht sie so lange an dem göttlichen Bilde aus weiblichen Stoffe, an dem Meisterstücke, darinn sich die ganze Natur spiegelt, bis es zur eckelhaften mechanischen Puppe wird, und endlich — muß nicht aus einem Urbilde von Schönheit ein Scheusal der Natur werden?

Valentour umarmte seinen Onkel, und mit Thränen der Freude und des innigsten Dankes dankte er ihm für seine Rettung: Ach! rief er aus, was würde aus mir geworden seyn! — Ha ich Träumer! — wie elend würde ich meine Tage verjammert haben! — nein! nein! — ich würde sie nicht ausgelebt haben! —

So schnell als sich das falsche Gerücht von Valentours Fall verbreitet hatte, eben so ge

schwind gieng der Wiederruf von Ohr zu Ohr zurück, und nun sah Heloise, daß sie überlistet worden; doch faßte sie sich leicht über ihren Verlurst, da sie auf einer andern Seite wieder gewonnen zu haben glaubte; allein auch da war sie hintergangen. Sie wollte Rache haben über Valentour, und versuchte es daher den Grafen P . . . (so hieß er, der Valentours Stelle ersetzen sollte) wider ihn zu reitzen, aber dieser, von ihrem niedrigen Karakter unterrichtet, und zu wenig noch von ihren Reitzen geblendet, verachtete sie, und so wurde sie, zu ihrer gerechten Strafe, die Fabel der Stadt. Ueberall wurde von ihr gesprochen, über sie gelacht und gespottet. Sie durfte sich in keine Gesellschaft mehr wagen; denn alle Witzlinge schärften ihren Zahn gegen Heloisen, und was noch mehr — der Edle verachtete sie. Sie dachte auf geheime Rache, aber man war schon zu sehr mit ihrer niedrigen Denkungsart bekannt, und daher zu wachbar um sich nicht auf allen Fall sicher zu stellen. Nun, da sie alle ihre Plane vereitelt, sich immer mehr erniedrigt sah, floh sie die Hauptstadt, und verlebte in der Provinz einsam und dürftig ihre Tage.

Unter-

Unterdessen sorgte das Glück für Valentour auf einer andern Seite, und in Bälde wurde die Leere in seinem Herzen, die Heloise zurück ließ, mit einem würdigern Gegenstande besetzt.

Die Gräfinn Deligny brachte ihre Tochter vor einiger Zeit vom Lande in die Residenz. Eine holde Grazie in der Frühlingsblüthe, von ihrer weisen und tugendhaften Mutter so edel gebildet, als sie die Natur schön geformet hatte. Unverdorben und unschuldig aus dem Schoose der Natur gehoben, führte sie das Glück in Valentours Arme.

Amalie war die Seligkeit seiner Tage; die Jahre flohen dem glücklichen Paare in den Umarmungen einer tugendhaften Liebe dahin wie fröhliche Lenztage, und die Zeit, die alles schwächt, gab ihrer Liebe immer neuen Schwung. Liebenswürdige Kinder, die schönsten Abdrücke ihrer treflichen Originale, segneten die Ehe der Liebenden, und adelten Valentours altes Geschlecht. So entsproß aus dem alten Valentour, der die Lehren der Weisheit und der Tugend getreu vom Vater zum Sohn übertrug, eine Reihe edler Menschen, die der Menschheit eine Nachkommen-

schaft versprach, die, von dem gemeinen Schlage der Menschen entfernt, ein neues Menschengeschlecht werden würde.

Valentour, der all sein Glück, seine Ruhe, alle Freuden seiner Mannstage der weisen Erziehung seines Vaters zu danken hatte, und einsah, was ohne der wohlthätigen Macht derselben auf das Herz aus ihm würde geworden seyn, machte auch die Erziehung seiner Kinder zum vorzüglichsten Augenmerk. Er folgte hierinn getreu der Vorschrift seines seligen Vaters, der auf jedem Schritte der Natur nachgieng.

Er schämte sich nicht, in den Stunden der Musse die Kinderstube zu besuchen, und herzte da mit unbeschreiblicher Vater-Freude seine lieben Kleinen. Auch Amalie schämte sich nicht, so sehr auch Mode und Gemächlichkeit dawider eiferten, Mutter zu seyn, und die hohen Pflichten ihres Standes wie eine wackere Bürgersfrau zu erfüllen. Aber daher waren auch ihre Kinder gesünder, gedeihten beßer als die meisten Sprößlinge des Adels, die eine gemiethete Amme gestillt, und eine runzlichte Madonne zu hochadelichen Krüp-

pelu,

peln, ungesunden, an Geist und Körper verwahrlosten Schwächlingen erzogen hatte.

O mit welcher Wonne füllt die Beschäftigung mit seinen Kindern die leeren Stunden des Vaters aus! — Welch ein schöner Anblick, eine zärtliche Mutter in dem Kreise ihrer Kinder zu sehen! sie spielen, arbeiten, beten und lehren zu sehen. — O um wie viel schöner kleidet eine Mutter die Beschäftigung mit ihren Kindern als Spiel und Assamblee! — Wie würdiger ist nicht der Anblick, wenn man sie sieht, wie sie ihre Kinder kämmt, wäscht und putzt, als wenn man sie Marquen zählen sieht, oder müßig am Fenster sitzen, einen Roman in der Hand, oder über die Auswahl einer Putzkrämerey studieren.

Aber ich bitte um Vergebung, daß ich so bürgerlich rede: es muß doch einen Unterschied geben.

Was würde man von Selinden in Gesellschaften sagen, wenn sie zu Haus ihrer sorglosen Amme zuvorkäme, und selbst ihr Kind wüsche und kleidete; kann sie sich doch selbst nicht ohne Hilfe ihres Putzmädchens anziehen. Ihre zärtliche Nase, nur gewohnt Lavendel und Ambra der süßen Herrchen zu riechen,

würde

würde den beleidigenden Geruch der Kindsstube nicht ertragen können. Sie ist zu empfindsam, und ihr Ohr zu melodisch gestimmt, um das Schreyen und Wimmern ihrer Kinder hören zu können. Daher sind sie in den äußersten Winkel des Hauses verwiesen, in ein finsteres, dämpfigtes Zimmer, das keinen andern Zufluß von frischer Luft hat, als was sich in dem Vorhofe sammelt, und der nahe Pferdestall ausdünstet.

So wurde auch Selinde erzogen, und so erzieht Selinde wieder ihre Kleinen zu geistlosen, kränklichten Puppen. Ihrer Kinder wegen verläßt sie um keine Minute früher den Spieltisch, opfert keinen Ball, keine Promenade auf; nicht die geringste Einschränkung wird um dieser unbedeutenden Geschöpfe willen gemacht. Nun sind sie einmal da; aber auch das war nicht ihre Absicht. Sie wollte nur einen Mann haben, der ihr schöne Robben, spitzen und Bänder kauft, ihr Bediente und Pferde hält, und zu ihren Ausschweifungen Geld genug giebt; die Kinder sieht sie als eine überlästige Bürde des Ehestandes an.

Glaube man ja nicht, daß Selinde die einzige sey; es giebt ihrer hunderte, denn

man hat die Erziehung in unsern Tagen zum Geschäft armer niedriger Menschen gemacht, die gerade, weil sie zu keinem andern häuslichen Geschäfte tauglich gefunden werden, nirgends beßer angebracht werden können, als in der Kindsstube. — Welche schreckliche Aussicht in die Ferne des künftigen Alters! — Ha! ich sehe sie die kommenden Menschen; elende, verschrumpfte Karrikaturen, Zwerge an Geist und Körper, ausgedörrte, kraftlose Gerippe, in deren zärtlichen Knochen stinkendes Eiter anstatt des Markes lieget, — Menschen, die von ihren Vätern nur den Namen mehr tragen. Ha! erschrickt man nicht schon itzt, wenn man in ein Zeughaus tritt, und die Waffen unsrer Ahnen sieht, die unsre entnervte Hand kaum mehr von der Stelle heben kann. — Staunen wir sie nicht an, als Wunder der Vorzeit, und bald — bald wird man sie für Mährchen halten, die Thaten unsrer Väter. — Wie wenn der Mensch so von Stuffe zu Stuffe herabsteigen sollte, wo wäre noch ein Planet für diese Marionettenfiguren, denn die Erde kann doch nicht lauter Würmer tragen? — O möchte der Ruf der Wahrheit aus dem Munde so vieler wackerer Männer, die sich gegenwärtig mit der

Erziehung beschäftigen, in das Herz mancher Aeltern dringen, die schon seitlange vergessen haben, was sie ihren Kindern seyn sollten. —

Johanna und Ubald,

eine

Geschichte im alten Geschmack,

entlehnt aus den Biographien

der

Selbstmörder.

An einem schwüllen Sommerabende, erzählte mir ein altes Mütterchen, sassen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfes L — r. Sie tranken bis die Glocke eilfe schlug, und schwätzten in dieser den Geistern geweihten Stunde ganz natürlich von Kobolden und Gespenstern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedienet hatte, machte den ungläubigen Thomas, spottete über jedes Histörchen, das die andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geister und Kobolde nur

eine

eine Erfindung der alten Weiber wären. Wenn du denn sogar viel Kourage hast, fiel ihm Michel ins Wort, so geh doch itzt auf unsern Kirchhof, und hole das Todtengerippe her, das in der Halle steht. Thust du dieß, setzte Jakob hinzu, so will ich dich für den muthigsten Kerl im ganzen Dorfe halten, mit dir an keine Geister glauben, und dir noch obendrein einen neuen Thaler Schenken. Der Ungläubige fieng an zu wanken, und gestund endlich, daß er zwar nichts fürchte, aber doch auch nicht freveln wolle. Gebt den Thaler her, ich hol's, sagte des Wirths Magd, die eben eine volle Kanne brachte, und dem Gespräche zuhörte. Die Bauern erstaunten sammt und sonders über diese Kühnheit, und versprachen den Thaler zu zahlen, wenn sie die Wette wirklich erfüllen würde. Kätchen sprang fort, und setzte in wenig Minuten das Skelet an den Tisch der erschrockenen Bauern. Alle zitterten, der Ungläubige am meisten. Er versprach in der Angst der Magd einen zweyten Thaler, wenn sie es geschwind wieder forttrüge. Käthe nahm den Thaler, huckte das Gerippe wiederauf, und eilte damit der Halle zu. Als sie es wieder an seinen Platz setzen wollte, konnte sie es nicht von

ihrem Rücken bringen. Sie versuchte es mit Gewalt, aber auch so gelang ihrs nicht. Sie bebte, und war einer Ohnmacht sehr nahe.

Das Skelet. (mit dumpfen und düsteren Tone) Ich lasse dich nicht!

Kätchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, stehe mir bey!

Das Skelet. (mit noch ernstlicher und schrecklicher Stimme) Ich lasse dich nicht!

Katchen. Jesus Christus erbarme dich meiner!

Das Skelet. (äußerst gräßlich) Ich lasse dich nicht, bis du meine Bitte erfüllst!

Kätchen. (zitternd und bebend) Was soll ich thun?

Das Skelet. Geh in die Kirche, rechter Hand wirst du ein offenes Gewölbe erblicken. Verfolge deinen Weg durch die offene Thüre desselben, bis du zu einem schwarz gekleideten Frauenzimmer kömmst. Diese bitte für mich um Verzeihung! Willst du's thun?

Kätchen. Ich will!

Das Skelet ließ sie nun loß, sie wollte fliehen, aber straks hieng es wieder an ihrem Halse, und drohte sie zu erwürgen. Kätchen gelobte aufs neue, und gieng auch wirklich in die Kirche. Mit größter Angst näherte sie sich dem Gewölbe. Der Eingang war düster und dunkel. Weiter hin erblickte sie den Schein eines Lichtes, dem sie folgte, und am Ende das beschriebene Frauenzimmer, welches in einem großen Buche las, antraf. Blaß war ihr Gesicht, langes, blondes Haar hieng zerstreuet über ihren ganzen Körper, und bedeckte an der linken Brust nur halb eine tiefe Wunde, aus der rosinfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunterströmte. Kätchen warf sich vor ihr nieder. Verzeih, rief sie stammelnd, dem Todtengerippe, das draussen an der Halle steht, und mich zu dir sendet. Langsam und traurig wandte nun die Lesende ihr Gesicht gegen Kätchen, schüttelte dreymal mit dem Kopfe, und winkte ihr, sich zu entfernen. Kätchen sprang aus dem Gewölbe, und wollte eben so eilig durch die Halle rennen, als ihr das Skelet aufs neue den Weg vertrat.

Das Skelet. Sie hat mir nicht vergeben! Ich weiß es! aber der Baum fällt nicht auf

den ersten Hieb. Geh noch einmal! Bitte, flehe! Bitte für dich, für dein Leben! denn kömmst du unerhört zurück, so packe ich dich bey den Haaren, und schleudere dich an die Wand, daß das Gehirn in die Ecke spritzt, und von deinem Frevel vierzig Menschenalter mit Schaudern erzählen.

Mehr todt als lebendig schlich Kätchen aufs neue nach dem Gewölbe, und bath nochmals laut weinend im Namen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geist schüttelte wie vorher dreymal mit dem Kopfe.

Kätchen. O so verzeih ihm wenigstens um meinetwillen! Er wird mich ermorden, zerschmettern, wenn ich ihm nicht deine Verzeihung bringe. Du hast gewiß auch gelebt! Weißt was Jugend ist, und Jugend unternimmt! Ich lebte so gerne noch länger! O verzeih, vergieb ihm!

(Der Geist seufzte, schüttelte wieder dreymal mit dem Kopfe, und las weiter.)

Kätchen. Grausame, wenn dir mein Leben, mein Tod so gleichgültig ist, so kanns dir, die du ein Weib zu seyn scheinst, doch nicht angenehm seyn, daß der Barbar mit

mir ein Kind tödtet, das ich, allen Menschen verborgen, unter meinem Herzen trage, und dessen Geburtsstunde ich täglich erwarte. Wenn du je Mutter warst, je ihre Liebe zu einem Kinde kanntest, so verzeih ihm um des armen Würmchen willen, das dich und ihn nie beleidigte, das itzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun das Frauenzimmer in die Höhe, schlug freudig das Buch zu, löschte die Lampe aus, und verschwand, indem sie Kätchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte. Diese stand in diesem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, sah wie das Skelet ebenfalls zusammstürzte, und kam noch diese Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geisterbanner nannte, der lange lebte, in allen seinen Unternehmungen glücklich war, und als Minister am Hofe — starb.

Das Mährchen der Alten gefiel mir. Ich hörte ihre Betheuerungen, daß dieses alles so wahr, wie das Evangelium, mit schönen Worten an der Wand der Halle noch zu lesen sey, mit Geduld an, und dachte nur nach: Wie und warum ein Bauer oder Mönch die-

se für empfindsame Seelen gewiß anziehende Geschichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen gieng ich in die Kirche des Dorfs, in der ich vorher nie war. Beym Eintritte in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich sah maschinenmäßig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemaltes Skelet, über dessen Haupte folgende Innschrift zu lesen war: Hihr stunte in natura das Tottenperipe ynes uralden attelichen Rieters. Es wurde drimale beertigt, und am dricten Tage druf stunte es wieter uf diesem Ploze. Ana Katharina Reicherin erlössete es in der St. Joanis des Tufers Nacht durch ihre Fürbiete. Anno Christi 1627. Gott sie siner und oler christglaubichen Sehlen genatig und barmherzich. J. N. R. J.

Diese Innschrift erregte meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bat ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir von lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheile denkender Mann bekannt, ich konnte also auch eine seinen Grundsätzen gemäße Antwort von ihm erwarten.

Es geht ihnen wie mir, sagte er lächelnd. Auch mir gefiel das Mährchen, als ichs zum

ersten.

erstenmale erzählen hörte. Ich glaube aber die Wahrheit, oder wenigstens die veranlassende Geschichte entdecket zu haben. Ich bat ihn, sie mir zu erzählen. Sie können sie selbst lesen, sagte er, und holte aus seiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unserm seligen Herrn sein Archiv ordnen, alle Dokumente und Papiere durchsuchen, weil sein zweyter Sohn deutscher Herr werden sollte. Unter andern fand ich auch diese Geschichte. Es thut mir leid, daß ich sie nicht wörtlich kopirte, aber ich wollte dazumal selbst Autor werden, und kleidete sie nach meiner Art ein. Als ich älter und gescheider wurde, dachte ich wohl, daß es dem Leser angenehmer wäre, sie in den altdeutschen, poßierlichen Ausdrücken zu lesen, aber da war schon vor zwölf Jahren das Schloß, und mit diesem auch das Archiv abgebrannt, und nun müßen sie's sich schon gefallen lassen, sie nach meiner Fason zu lesen. Ich war neugierig, und wollte gleich anfangen. Können's ganz behalten, sagte der gutherzige Greis, können's vielleicht eher und beßer benutzen als ich. Nur bitte ich die Namen der Familien zu verschweigen, weil sie noch existiren. Ich las hernach mit Vergnü-

gen,

gen, was ich meinen Lesern hier wieder mit Vergnügen erzähle:

* * *

Johanna und Ubaldus.

Im Jahre 1362 gebahr Margaretha von — ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild und folglich ein Muster der Schönheit, ein Engel in weiblicher Gestalt war. Damals schämten sich die Damen noch nicht, ihre Kinder selbst zu stillen, und Margaretha saß oft in dieser liebenswürdigen Beschäftigung unter der großen Linde, die nahe an der ritterlichen Veste stand. Eine Wahrsagerinn oder Zigeunerin gieng einst vorüber. Edle Frau, gieb mir eine Gabe! Du sollst sie reichlich erhalten, wenn du mir das Schicksal meines Kindes enthüllst. Die Wahrsagerinn guckte lange in des Kindes Hand, und sagte endlich: In vieler tausend Hände habe ich schon gesehen, aber nie sah ich solche Linien! Meine Kunst wird an ihnen zur Stümpferinn. Allem Ansehen nach wird deine Tochter sehr glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchste Menschenalter hinausläuft, ist in der Mitte zerrissen.

Soll

Soll ich der Länge der Linie trauen, so wird sie länger leben als du und ich, und ich und du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, so wird sie früher sterben als du und ich, und ich und du. Kurz, sie wird sterben und doch leben. Sie wird keine Kinder gebähren, aber ein Knabe wird sie in das größte Elend stürzen, und ein anderer Knabe sie aus der größten Noth erlösen. Mehr weiß ich dir nicht zu sagen. Margaretha bezahlte diesen Unsinn reichlich, und erzählte alles ihrem Gemahl. Benno, so hieß der Alte, ließ diese merkwürdige Weissagung von einem gelehrten Mönche aufzeichnen, und verwahrte sie in dem vergüldeten Kästchen, das ihm ein Ritter, der alten Minne, aus dem gelobten Lande mitgebrcht hatte.

Johanna wurde nun größer, immer schöner, und theilte schon als ein Mädchen von fünfzehn Jahren auf einem Thurniere den Preis aus. Ubald War der Sieger, sah diese aufblühende Rose, und liebte sie heftig. Er war ein schlanker, schöner Ritter, besaß feste Schlösser, viele Reisige, Knechte, und eine große Zahl Leibeigner. Mit allem Prunke damaliger Zeit umgeben, zog er am an-

dern Tage auf des alten Bennos Schloß, und warb um seine Tochter. Sie ist zur Gattinn noch zu jung, sprach der Vatter, daß weißt und siehst du selbst; aber sollte ich weit und breit einen Gemahl für sie suchen, unter allen Rittern den mir gefälligsten wählen, so würde die Wahl dich treffen. Willst du noch fünf Jahre harren, dann ist meine Tochter mannbar, und denkt sie um diese Zeit wie ich, so werde ich dich mit Freuden als Sohn umarmen. Ubald erwiederte: Deine Tochter ist ein Schatz, auf den ich nicht fünf, sondern zehn Jahre harren will, wenn ich nur am Ende Meister des Schatzes werde. Sie ist schon in dem Alter, in welchem sie sagen und unterscheiden kann: Ob ihr ein Gesicht wie das meinige, gefällt? Laß mich also heute und morgen mit ihr reden, und frage sie dann: Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, bewirthete seinen Gast aufs herrlichste, und Ubald sprach viel mit seiner Tochter. Als er wieder fortzog, suchte die schöne Johanna vergebens ihre Thränen zu verbergen, und gestand endlich nach vielem Zureden ihres Vaters, mit jungfräulicher

Scham,

Scham, daß ihr der Ritter nicht gleichgültig, daß er der Mann sey, den sie lieben könne, wirklich schon liebe.

Ubald feyerte den Tag hoch, an dem er diese frohe Nachricht vom Vater hörte. Er besuchte seine Dame oft, zog an ihrer Seite auf die Jagd, und wurde bald von ihr mit aller Inbrunst, mit dem ersten aufbrausenden Jugendfeuer geliebt. Ihr Ritter erwiederte diese Liebe mit gleicher Stärke. Ihr Wink war sein Gebot, ihr Wille sein Befehl. Er hörte gleich Anfangs von ihr, daß sie den tapfern Mann besonders schätze, und er war bald der tapferste Ritter der ganzen weiten Gegend. Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf, bey ihrer ersten Versammlung wurde er zu ihrem Bundshauptmann erwählet. Viele Aebte gaben sich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsstädte furchten ihn sehr.

Schon war das fünfte Jahr seines Harrens halb verflossen, schon machte er auf seiner Veste Anstalt, seine Braut anständig bewillkommen zu können, lud schon entfernte Ritter zum Verlobnißfeste, zum Thurniere ein, als der Ruf in der Gegend erscholl, daß

der Graf Eberhard *) seiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen **) halten, und zum ersten Preise einen ganz vergüldeten Harnisch aussetzen würde. Nur in diesem Harnische lasse ich mich von euch zum Altare führen, sagte Johanna im Scherze zu ihrem Ritter, der ihr dieß erzählte. Schnell nahm sie ihren Scherz zurück, als sie sah, daß Ubald ihn im Ernste nahm; aber es war zu spöt, und der Ehrgeizige zog ungeachtet ihrer Thränen am bestimmten Tage zur gräflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterschaft von vielen Ländern; aber Ubald siegte doch entscheidend, er stieß selbst das Oberhaupt der Ritter mit den Hörnern ***) vom Pferde, und erhielt aus der Hand der jungen Gräfinn den ersten Dank. Er näherte sich ihr, nahm seinen Helm ab, um

den

*) Sein Geschlechtsname steht selbst im Originale nicht.

**) Dieß war damals eine besondere Art der Thurniere. Die Ritter fochten mit scharfen Lanzen, und selten wurde so ein Thurnier zu Ernst gehalten, wo nicht mehrere Ritter todt auf dem Platze blieben.

***) Eine Gesellschaft der Ritter, die diesen Namen führte.

den ihrigen zu empfangen. Zerstreuet hieng sein gelbes, krauses Haar um sein Gesicht, und flatterte der Fesseln entledigt, muthig in der Luft. Schweiß floß in Strömen über seine rothbraunen Wangen, und sein großes, feuriges Auge schoß Flammen um sich her. Lange zögerte die Grafenstochter, eh sie dieß schöne, äußerst reitzende Gesicht wieder bedeckte. Sie fragte nach seinem Namen, Stand, und setzte am Ende hinzu, daß sie sich freue, den tapfersten und schönsten Ritter gesehen zu haben. Am Abende fand sie der Vater in Thränen.

G. Eberh. Was fehlt dir, meine Agnes? An einem so festlichen, dir so ruhmwürdigem Tage hoffte ich, dich nicht in Thränen zu finden. Sahst du nicht, wie Fürsten und Grafen, wie alle Ritter nur nach einem deiner Blicke geizten, wie sie Wunder der Tapferkeit thaten, und nur dem Einzigen, dem Löwenritter weichen mußten. Die Schmeicheley, die du ihm sagtest, schmerzte alle mehr, als die Wunden, die er ihnen schlug, mehr, als der Verlurst des Preises, mit dem du ihn kröntest.

Agnes. Eben dieser Unüberwindliche, dieser reitzende, schöne — O mein Vater! dieser Unnennbare ist die Ursache meiner Thränen!

G. Eberh. Und warum?

Agnes. Er stritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht um mir seine Tapferkeit zu zeigen!

G. Eberh. Worauf gründet sich deine Muthmassung?

Agnes. O ich sah's deutlich beym Thurniere! Noch deutlicher beym Male! Er trägt das Bild, die Farbe einer andern!

G. Eberh. Nach diesem allen zu schließen, wäre dir der Ritter wohl nicht gleichgültig?

Agnes. Gleichgültig? Nur nicht gleichgültig? Ich liebe — Nein, das ist noch zu wenig! Ich verehre — O das drückt's schon gar nicht aus! Ich hange an seinem Blicke, ich weide mich an seinen Zügen, ich letze mich an seinen Worten, ich lebe und bebe bloß in ihm.

G. Eberh. Tochter!

Agnes. Der Sturm ist zu groß! Mein Herz ist zu gepreßt! Ich muß mein Leiden in

die

die Brust meines Vaters ausgießen, damit er mir helfe, mich tröste. Ich schäme mich für mir selbst, ich möchte mich in eine dunkle Höhle verstecken, und doch würde ich's auch dieser Höhle, den Bäumen im Walde erzählen. Wäre er noch frey, dieser große, dieser tapfere Ritter, und ich sein! O theuerster, bester Vater! Ich sein! Wer würde es wagen, mich und euch anzutasten? Ruhig könntet ihr das längste, größte Alter genießen, noch als Greis auf Krücken jedem furchtbar herumkriechen! Kein Feind würde sich eurem Lande nahen, alle würden horchen auf euern Befehl, sich schmeichelnd um eure Burg lagern, und sclavisch harren, bis es euch gefällig wäre, ihren Zins anzunehmen. Und raubte der Tod euch mir, so würden sie alle auf die Knie fallen, in mir den Unüberwindlichen huldigen, und meine Kinder als ihre Herrscher verehren! Aber so! — Wen kann ich wählen? Wen soll ich einst ehlichen? Da alle sahen und hörten, daß er nur unüberwindlich ist. Jeder, dem ich meine Hand schenke, wird um das Land beneidet, bekriegt, überwunden, vielleicht von ihm überwunden werden.

G. Eberh. Tochter! Tochter!

Agnes.

Agnes. Wenn er's nun wirklich thut, mich, mein Land überzieht! — Und muß er's nicht, da alle unsere Ritter wie Knaben von ihm behandelt, ihre Lanzen wie Ruthen zerbrochen worden! Dann die Geliebte seines Herzens auf meinen Fürstenstuhl setzt! Ich vielleicht ihr dienen, die Wärterinn ihrer Kinder seyn muß! O Vater! Ihn oder den Tod!

G. Eberh. Hast du geendet?

Agnes. Nein, Vater, nein! Nach dem Gefühle meines Herzens muß ich immer, muß ich stets reden, aber nur von ihm! Da geht er! Da steht er! Dort sprengt er auf den sonst so tapfern Reynald zu! dort wirft er den —

G. Eberh. Halt ein, und laß mich reden, dann phantasire noch, so lange es dir gefällt. Ubald ist ein tapferer Ritter, stammt von der Mutter her, aus der Wittenbergischen Linie der Sachsen, ich würde ihm also meiner Tochter Hand nicht weigern. Auch muß ich dir offenherzig gestehen, daß ich schon dran dachte, schon die Vortheile überlegte. Er besitzt viele Schlösser und Vesten, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den so viele Eigenschaften reichlich ersetzen, und den ihm endlich der Kaiser auf mein Vorwort gewiß gewähren

wird.

wird. Ich kam wirklich, um dich auszuforschen, und — —

Agnes. Und finden mich elend, unglücklich, denn er liebt eine andre!

G. Eberh. Ist dieß so ganz ausgemacht?

Agnes. Ausgemacht! Erwiesen! Denn ich bemerkte deutlich, daß er, als seine Lanze am Panzer des großen Roberts absprang, beym Lenken des Roßes das Bild küßte, und dann gestärkt durch diesen Kuß, Roberten wie einen Vogel in die Luft schnellte.

G. Eberh. Aber wessen Bild? Kann's nicht das Bild eines Heiligen, das Bild einer geliebten Schwester, das letzte Vermächtniß seiner Mutter gewesen seyn?

Agnes. O wäre es so! Sein Heiliger sollte auch mein Heiliger, seine Schwester auch meine Schwester seyn! Meine Busenfreundinn sollte sie werden, mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht ganz sein gehörte, und beten auf dem Grabe seiner Mutter, die einen so schönen Sohn gebahr.

G. Eberh. Ich will ihn morgen ausforschen!

Agnes. Und mich verrathen! Damit er meiner spotte, in der Geliebten Armen mich verlache!

G. Eberh. Agnes, sprich nicht Unsinn! Du verspottet! verhöhnt! Ha! ich fühle das stark! Ehe würde ich dir das Schwert selbst ins Herz stossen, eh ich — —! Nein, bitten, werben muß er bey mir um dich, flehen bey dir um deine Gunst! Er erhält mit dir ein schönes Land, und dieß ist des Bittens und Flehens wohl werth.

Agnes. Wenn er aber nicht flehet, nicht bittet?

G. Eberh. So wird er nie dein Gemahl, nie mein Sohn!

Agnes. Und wenn ich dann hinwelke, hinschmachte?

G. Eberh. So wird der Vater Leid um dich tragen, Thränen im Verborgenen mit dir weinen, aber der Fürst ungerührt hinter deiner Leiche gehen, und nicht wanken, wenn man Erde auf den letzten Zweig seines großen Heldenstammes wirft. Darnach richte dich! Morgen will ich mit dem Ritter reden!

Unterdeß der Vater so mit seiner Tochter sprach, und die letztere in banger Erwartung die Nacht durch wachte, lag Ubald auf dem gastfreyen lager des Grafen. Er war müde, und matt von den Thaten des heutigen Tags, und konnte doch nicht schlafen. Der güldne

Har-

Harnisch glänzte im Dunkeln vor ihm, er dachte oft an seine Johanna, aber noch öfter an die schöne Agnes, die einer Gottheit gleich, vor seinen Augen schwebte. Ihre Blicke waren in sein Herz gedrungen das voll Bewunderung — Was soll ich seine schändliche That länger verheelen? — voll Liebe für sie war. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er wußte, daß sie ihn liebte, aber er hatte auch Mitleid mit seinem Herzen, das nur für die schöne Agnes schlug. Johanna war itzt in seinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für seine Ritter und Knechte ein gutes Mahl bereiten würde, wenn sie ermattet vom Streite nach Hause kämen; aber Agnes eine Heldinn, die mit ihm in den Kampf ziehen, an seiner Seite streiten, und ihn zu größerem Muthe aufeuern würde. Ganz natürlich war's also, daß er diese vorzog, und jene hintansetzte. „Sie wird mich vergessen, wie ich sie vergaß. Im Kampfe war ich noch ganz Liebe für sie, und ein Blick der großen Agnes entriß mich ihr. Kann und wird's ihr ja eben so gehen!" So dachte er, und so suchte er seine Untreue zu entschuldigen. Doch untreu wurde er seiner Meynung nach nicht, denn er war mit ihr noch nicht gesetzmäßig verlobt.

lobt. Er harrte nur, und nach des Vaters Ausdruck stand es ihm und ihr frey, des Harrens müde zu werden. Freylich stellten sich ihm große Hindernisse in Weg, wenn er sich Agnesen sein dachte, aber eben diese Hindernisse spornten ihn noch mehr an, und Liebe und Ehrgeiz vereinigten sich um die arme Johanna unglücklich zu machen.

Früh versammelten sich die Ritter zur Messe, Ubald eilte auch dahin, denn er hoffte Agnesen zu sehen. Johannens Bild, das er vier Jahre an seinem Halse trug, blieb vergessen an der Wand hängen, und da er mit der güldnen Rüstung auch der Gräfinn Schärpe erhielt, so schmückte er sich damit. Gestern sah er wie Mars, heute wie Adonis aus, denn er trug ein Wams von güldin Stük, aller gestikt mit Perlin. Agnese hörte hinter einem verborgenen Gitter Messe, Ubald suchte sie also vergebens, aber sie sah ihn, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der Schärpe, die sie an ihm bemerkte.

Nach der Messe reisten viele Ritter fort, Ubalds Pferde waren auch gezäumt, aber ein einziges Wort des Grafen hielt ihn zurück, ihn, den sonst nicht hundert Krieger eine hal-

be

be Minute von seiner Johanna abgehalten hätten. Bald nahm der Graf die Gelegenheit wahr, mit Ubalden allein zu sprechen, und bald gestand ihm letzterer, daß er der glücklichste Sterbliche seyn würde, wenn er sich nur entfernte Hoffnung auf Agnesen machen könne. Sie soll dein seyn, sagte der Graf, denn du bist ihrer würdig, du sollst mit ihr mein Land erben, denn deine Tapferkeit verdient's. Komm itzt zu meiner Tochter, laß uns hören, ob sie eben so wie ich denkt!

Agnes. Wie soll ich euch empfangen? Wie kommt ihr? Als Vater oder Herr?

G. Eberh. Als Herr, der unbedingten Gehorsam von der ersten seiner Unterthanen fordert.

Agnes. Ich bin also ausgeschlagen! Verworfen! Das deutsche Mädchen fühlt diesen Schimpf, und wird ihn rächen!

G. Eberh. Und die Fürstentochter?

Agnes. Wird, muß gehorchen! Doch wünschte sie vom Vater zu erfahren: Ob er's ihm auch wirklich so nahe legte, daß er's begreifen konnte, sie sey's, die er ausschlug, deren Hand er verwarf?

G. Eberh. Er soll dir's sagen, wenn er mit dir reden wird. Aber itzt antworte:

Willst

Willst du jeden Fürsten, Grafen und Ritter, er heiße wie er heiße, kurz, er sey Ubald oder nicht, von meiner Hand als deinen Gemahl annehmen?

Agnes. Wenn er mich an den Stolzen rächt! Ja!

G. Eberh. Ja? So rasch, so schnell ausgesprochen! Ueberlege dieß wichtige Ja gut! Ich will's noch nicht als gesagt annehmen, und frage dich zum zweytenmale?

Agnes. Ich habe nichts zu überlegen, wenn ich unbedingt gehorchen muß, und habe dennoch eine Bedingung hinzugesetzet, die der billige Fürst billigen wird.

G. Eberh. Wohl, ich gehe sie ein! Nur müßen wir hören: Ob der Liebhaber auch Muth genug hat, einen Gang mit dem Löwenritter zu wagen?

Agnes. Sehr schwerlich!

G. Eberh. Steht zu erfahren!

Er gieng, und trat mit Ubalden wieder ins Gemach. Dieser stolze, tapfere Ritter, vor dessen Lanze jeder erschrak, dessen Schwerte jeder wich, stand nun schamroth und betroffen da. Er stotterte, sprach einige Worte, und stotterte wieder. Agnes schwieg ganz, denn Freude und Entzücken hemmten ihre Sprache.

Der

Der Vater half endlich, und brachte die Werbung in Gang. Ubald gab dann Agnesen den ersten Kuß der Liebe, und die später abreisende Ritter nahmen schon die Neuigkeit von beyder Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlichen Thurniere mit sich. Er blieb noch einige Tage, und zog dann auch nach Hause, und bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlassene, ganz vergessene Johanna harrte unterdessen sehnlich auf seine Ankunft. Den Tag seines Thurniers feyerte sie mit Fasten und Betten für ihres Ubalds Wohl, und rechnete emsig nach, wenn er wieder eintreffen könne. Zwey Tage wartete sie an der Heerstrasse vergebens, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin. Oft sah sie vom weiten Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand sich immer betrogen. Fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon stand die Sonne am höchsten, schon kam ein Bothe von der Mutter, daß man mit dem Male auf sie warte, als sich neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp anzog.

Ehrenvester Ritter, sagte Johanna zu dem Vornehmsten, verzeiht meiner Neugierde! Wo kommt ihr her?

Ritter.

Ritter. Edle Dame, ich komme vom Thurniere, das der Graf Eberhard seiner Tochter zu Ehren gab.

Johanna. Wer kämpfte am besten? Wer erwarb den ersten Dank?

Ritter. Der tapfere Ubald, Schirmer der Vesten, die ringsumher liegen.

Johanna. (Ihr Herz schlug hoch, ihr Gesicht glühte) Ubald der Sieger? Zog er vor euch aus? Oder hielten ihm Feste, dem Sieger zu Ehren, noch zurück?

Ritter. Kein's von beyden, er — — —

Johanna. Oder ist er verwundet? krank? Wohl gar —

Ritter. Nein, edle Dame! Er machte nur mit einem Steine zwey Würfe, gewann den Preis und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohne. Doch verzeicht! Meine Dame harrt meiner! Bring ich ihr auch nicht den ersten Preis, so habe ich doch den zweyten! Gott und Maria mit euch! (sprengt fort)

Johanna. (ihm nachschreyend) Was sagtet ihr? Erklärt mir's deutlicher! (dem letzten seiner Knechte in Zügel fallend) O guter, lieber Mann! Was sagte dein Herr? Ubald des Grafen zum Lohne?

Knecht. Ja, edle Dame! Mein Herr log nie! Ich selbst sahs, wie Ubald beym gestrigen Abschiedsmale mit Agnesen liebäugelte, und hörte den Grafen selbst sagen: Es wird ein schönes Paar werden! Wenn ihr etwann auf ihn harret, wenn er euch den Preis des Thurniers versprach, so wartet ihr vergebens.

Johanna ließ erstaunt den Zügel fahren, und wankte ohne Gefühl nach Hause. Vater und Mutter wollten sie trösten, aber sie nahm keinen Trost an, sie weinte, jammerte und welkte hin, wie eine Rose, an der ein Wurm nagt. Oft gieng sie noch ans Fenster, sah vergebens hinaus, und horchte, wenn sie der Rosse Trapp hörte. Aber ihr Treuloser dachte nicht mehr an sie, und war zu höflich, ihr mit seiner Gegenwart beschwerlich zu fallen. Ihr Vater sah, fühlte ihr Leiden, und zog hin auf Ubalds Burg, um von ihm selbst zu hören. Ob seine Tochter eine so ehrlose Dirne wäre, die man so wegwerfen könne, wie man wolle? Aber die Wächter ließen ihn nicht ein, und spotteten von der Warte des alten Graukopfs. Wuth und Rache, schäumend ritt der alte Benno nach Hause, und als jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald nun hinziehen würde, um seine Hochzeit zu feyern, so

war-

wartete er, nur von zween seiner Knechte begleitet, an einem Scheidwege des Kommenden. Ubald zog bald darauf mit einem Trosse von zweyhundert Pferden bey ihm vorbey.

Benno. Wenn du ein Ritter, ein ehrenveste Mann bist, wenn nicht jeder Schildknappe deiner spotten, dich ins Gesicht eine Memme schelten soll, so stehe, und gieb Rede und Antwort!

Ubald. (stand)

Benno. Johanna ist meine Tochter! Ich fordere in ihrem Namen Rechenschaft von dir!

Ubald. Ich streite nicht mit Greisen!

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave stehe und rechte!

Ubald. So seys! wie willst du streiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod! Ohne Helm, ohne Schild!

Sie stiegen vom Roße, schnallten ihre Harnische ab, und in wenig Augenblicken fiel der beleidigte, muthige Greis durch seines Beleidigers Schwert. Ubald jammerte sehr. Ich wollte, sagte er, daß mich Johanna vergessen, aber nicht, daß sie mir fluchen sollte! Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beyden Knechte, und zog mit des Greises Blut bespritzt zur Hochzeit.

Jo-

Johanna hatte, eben so wie ihr Vater, die Botschaft von der Hochzeit ihres Ungetreuen vernommen, und wollte, eben so wie er, am Wege seiner warten. Nicht um mit ihm zu kämpfen, sondern ihm alle seine Schwüre und Geschenke zurück zu geben, ihn zu bitten, ihr ein Leben zu nehmen, das sonst Wonne, itzt Qual für sie sey, oder wäre er so ungroßmüthig, ihre Bitte nicht zu erfüllen, ihn wenigstens noch einmal zu sehen, und dann auf immer in einem Kloster ihr Leben zu vertrauern.

Das wachsame Auge der Mutter verhinderte sie, um die bestimmte Zeit abzureisen, sie warf sich erst um Mitternacht aufs Pferd, und wie die Sonne sie beleuchtete, so begegnete sie dem Leichnam ihres Vaters, den seine Knechte auf sein Roß gelegt hatten, und traurig nebenher ritten. Als sie ihn erkannte, stürzte sie vom Roße, und die beyden Treuen hatten nun zwey Todte zu führen. Nahe beym Schloße erholte sich Johanna, um ihre arme Mutter im gleichen Zustande zu sehen. Bennos Körper wurde endlich beerdigt. Die Thränen aller seiner Unterthanen, die stumme Verzweiflung seines Weibes und Kindes, gaben ihm das laute Zeugniß,

daß er ein sanfter Herr, eiu guter Gatte und Vater war.

Nach neun Tagen erfuhr die trostlose Johanna von einem Schildknappen den Namen des Vatermörders, welchen man ihr bisher sorgfältig verschwiegen hatte, und noch an diesem Tage nahm sie ein Pferd, und entfloh ihrer Mutter aufs neue. Viele Ritter, die zu Ubalds Hochzeit zogen, begegneten ihr auf der Strasse nach des Grafen Burg, verwunderten sich, eine edle, trauernde Dame so allein ziehen zu sehen, ehrten ihr Leid, das sie nicht kannten, und nahmen sie unter ihrem Schirme mit auf die Burg. Viele Vornehme, denn man dachte dazumal noch sehr gastfrey, trugen ihr eine Wohnung an; aber sie schlug dieß Anerbieten aus, und zog in die Hütte einer armen Frau, deren Dienste sie reichlich belohnte.

Ubalds Hochzeitfest erschien. Er und Agnese schwammen in Wonne, im Gefühle der nahen Glückseligkeit. Sie zogen in größter Pracht und Herrlichkeit in die Kirche. Dreyhundert Ritter, fünf und sechszig edle Damen, und siebenhundert Knechte begleiteten sie zu Pferde. Der Zug gieng bey Johannens armseliger Wohnung vorbey, und sie

folgte

folgte allein im Trauerkleide dem fröhlichen Zuge.

Schon traten die Verlobten zum Altare, schon begann der Priester die Trauung, als Johanna das schärfste Schwert ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Versammleten auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, mordbrüchige Memme, stirb! In diesem Augenblicke stieß sie mit dem Schwerte nach ihm, aber Ubald wande sich, und der Stoß fuhr, ihn nicht beschädigend, unter dem Arme durch. Hingerissen von Erstaunen, erschrocken für der nahen Gefahr taumelte er einige Schritte vorwärts, und Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeihe dir, ich kanns nicht! schrie sie noch, kehrte die Spitze des Schwertes schnell gegen sich, und raunte damit gegen den Altar. Das Schwert fuhr ihr durchs Herz, und sie sank todt nieder.

Gemurmel und Lärm folgte nun auf die Todtenstille, die bisher herrschte. Die Kirche war durch Mord entheiligt. Der Priester floh, und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß seine Tochter von Ubalds Seite, und er stand einsam, allein, ohne vielleicht zu sehen, zu fühlen, was vorgieng. Er war durch eine todte, edle Dame unauslöschlich mit

Schande gebrandmarkt, und konnte sie nach den Gesetzen der Ritterschaft nicht mehr abwaschen. Zwey Stunden darnach sah man ihn aus der Kirche wanken, einige seiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit sah man ihn nicht mehr. Johannens Leichnam wurde der Mutter geschickt, und Agnese, für die der beschimpfte Ubald auf immer verloren war, nahm den Schleyer an, und starb, nach dem Zeugniße des Geschichtschreibers, als Abtißinn im Geruhe der Heiligkeit.

Die arme, äußerst gekränkte Margaretha sande in alle Ecken Boten nach ihrer verlohrnen Tochter aus, und alle kamen ohne tröstende Nachricht zurück, denn sie suchten Johannen nicht unter den Rittern, mit denen sie zog. Am Sterbetage ihrer Tochter wande sie sich müde auf ihrem Lager, und schlief ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erschien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Brust.

Mutter, sagte sie langsam und traurig, ich bin todt, habe mich selbst entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen, bestattet ihn im Todtengewölbe meines Vaters. Betet für mich, denn ich bin unglücklich! Der Gerechte sprach ein strenges Urtheil über

mich

mich aus. Ich lebe noch, und bin doch todt! Im Todtengewölbe, dessen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen sollt, nicht mehr eröffnen könnt, werde ich Tag und Nacht auf Erlösung harren, und nie erlöset werden. Nie, schrie Margaretha im Traume, das wäre schrecklich! So gut als nie, antwortete der Geist. Ubald wird nach einigen Jahren Reue auch fallen. Sein Skelet wird nach des Verhängnißes Schluß vor die Thüre meines Begräbnißes zu stehen kommen. Ich so lange schmachten und lesen, er so lange stehen und harren, bis ein noch nicht gebohrnes Kind für ihn bey mir bittet. Wird, kann dieß je geschehen? Und doch glimmt noch Hoffnung in meiner Brust! O betet für mich!

Sie verschwand, Margaretha erwachte und sahe am dritten Tage mit größtem Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den sie in dem Todtengewölbe beerdigen, die Thüre auf ewig schließen, und alle Tage in der Kirche Messe lesen ließ. Der Geschichtschreiber F. Augustinus Bornerius oder Bonorius, ein parfüsser Mönch, versichert hier, daß er diese Stiftungsmesse selbst fünfzehn Jahre gelesen, und deutlich bemerkt hätte, daß sich beym

An-

Anfange der Messe jedesmal die Gewölbthüre aufgethan, und mit dem Ite, Missa est! wieder von sich selbst geschlossen hätte. Er und viele andere Priester sahen die Wunder, aber die Layen sahen es nicht.

Nach zehn Jahren kamen einige fremde Reisige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, sagten sie, ihr könnt uns wohl am besten sagen: wo eurer Tochter Grab ist? Wir haben Aufträge dahin von unserm todten Herrn! Sie erzählte dann, daß sie Ubalds Reisige wären, der nach Johannens That, ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen fiel, und im Todeskampfe verlangt hatte, daß sie seine Gebeine nach Deutschland führen, und an seiner Johanna Seite beerdigen sollten. Ein griechischer Arzt hatte ihn auf ihr Verlangen skelesirt. Da sie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröffnet werden könne, so setzten sie das Skelet, das sie in einem Sacke bey sich führten, zusammen, und stellten es neben die Thüre. Wenn nun, sagt der Geschichtschreiber, das Gewölbe bey der Messe sich öffnete, so wande sich auch das Skelet, und sah traurig hinein.

Jeder

Jeder meiner Leser kann und mag diese Geschichte ebenfalls für ein Mährchen halten. Ich trenne Wahrsagung und Traum davon ab, und sehe dann nicht ein: Warum ich und sie solche nicht als geschehen annehmen könnten? Sie ist freylich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, aber seine Zusätze scheinen sichtbar durch, und wenn man bedenkt, daß die Geschichte in einem Familienarchive aufbewahrt wurde, so findet man noch mehr Grund, das wahrscheinliche derselben nicht zu bezweifeln.

Das Mährchen der alten Mutter erklärt sich durch die Geschichte ganz. Eine gute, mitleidige Seele wollte die armen Verliebten nicht länger leiden lassen, und hieb wie Alexander den Knoten entzwey, da sie ihn nicht ganz aufzulösen vermochte.

Ein Pendant

zur vorigen

Geschichte, vom Verfasser des Sittenblatts zur Probe einer Nachahmung verfasset.

Am Ufer der Donau, unweit eines kleinen Dorfs ragten auf einer Anhöhe noch verschiedene Ruinen eines alten Gemäures hervor. Die Sage gab, daß ein Raubschloß in dieser Gegend einst war, und alte Mütterchen sahen in heiligen Nächten aus dem Schutte der alten Veste herumwandelnde Lichter. Ein großer weisser Schimmel ohne Kopfe soll auch von dieser Gegend an bis in das benachbarte Dorf einen Fremden einst bekleidet haben, und gähling bey dem Wirthshause verschwunden seyn; als ihm der Wanderer mit einem Vergelt es Gott dankte.

Niemand wußte in dieser ganzen Gegend soviel zuverläßiges von diesem Schloße anzugeben, als ein alter Hirt, der von seinem Urgroßvater noch verschiedene Nachrichten zu erzählen wußte. Es war einst an einem heiligen Weihnachtsabend, als in Nachbars Hannseins Wohnung, verschiedene Bauern in Heimgarten

garten kamen, und den Abend über mit Mährchen verschwätzten, bis es Zeit in die Mette war. Valentin, so hieß der Hirt, war auch mit, und er fieng so zu erzählen an, als die Reihe an ihm kam: Seht's Nachbarn! ich weiß es noch so gut, als wäre es heute. Ich war noch so ein Bube, saß meinem Vater auf seiner Schoose, und hörte den Wunderdingen zu, die er von alten Schlössern erzählte. Da fieng er an: und machte das heilige Kreuz, daß uns Gott alle, die wir da sind, von bösen Geistern bewahren wolle, aber gewiß war es doch, daß so ein Poltergeist in unserm Schloße regierte, was sagst du? erwiederten die Bauern, ein Poltergeist? ja sag ich euch, ein Poltergeist, fuhr mein Anherr fort, und horcht nur, was sich alles fügte:

Wie gesagt, ein Poltergeist war im Schloß, aber dortmals war das Schloß noch nicht so zerfallen, wie itzt, es war noch dort und da ein Zimmerchen darinn, wo man wohl noch wohnen konnte, aber niemand wollte hinein, denn es wüthete des Nachts fürchterlich herum.

Es war in Kriegszeiten, sagte mein Anherr: als spät am Abend, eben in der heil. Thomas Nacht, ein alter Offizier kam, der sich im

Wirthshause einquartieren wollte; allein es war alles besetzt, und er fand keinen Platz.

Das Wetter war kalt, und es stürmte und schneyte, daß es nicht fortzukommen war. Die Bauern assen Käs und rauchten schwarzen Tobak, daß es in der Zechstube stank wie die Pest. Beym Element fieng der Offizier an, habt ihr dann keine Hundshütte, wo ich bey euch übernachten kann: ich wollte mir da ein Strohlager zurecht richten lassen, aber ich wollte lieber beym Teufel wohnen, als da bey diesem Höllengestanke. Wenn sie Lust haben, sagte der Wirth: beym Teufel zu wohnen, so finden sie noch Platz genug, sie dürfen nur ins alte Schloß hinaufgehen, da finden sie guten Platz, aber Gott segne ihnen ihre Nachtherberg. Weiset mir den Weg, sagte der Offizier, und bekümmert euch ums übrige nicht. Er nahm Brandwein und Brod mit sich, ließ sich Feuer machen, und kampirte im ersten besten Zimmer im Schloße, von seinem Zimmer sah er durch ein Fenster in die alte Kapelle hinab, wie ihr wisset, und die noch zu sehen ist. Dort Nachbar! wo itzt die Feldkapelle steht und wo der große Grabstein liegt, auf dem der geharnischte Mann ist, dort Nachbarn! war die Schloßkapelle.

Um

Um Mitternacht hörte der Offizier ein erschreckliches Gerassel, er sah in die Kapelle hinab, und fand, daß sie durchgehends beleuchtet war. Der große Grabstein, der an der Mauer war, öffnete sich von sich selbst, und ein vom Fuß auf geharnischter Mann trat aus dem Grabe, der Offizier wollte seinen Augen nicht glauben, er nahm seine Blendlaterne, und gieng in die Kapelle. Ganz über seine Erwartung war es, daß er wirklich den Grabstein offen fand: er sah in die Oeffnung, und eine steinerne Treppe führte in eine Todtenkruft hinunter. Der Offizier wagte sich hinab, da war eine zinnerne Sarge ohne Deckel, der Offizier legte sich in selbe, nachdem er ehevor seine Laterne zur Seite setzte, und erwartete den Geist.

Nach einer halben Stunde kam das geharnischte Gespenst zurück, und näherte sich seiner Sarge. Wer bist du? fieng der Offizier an: und wer berechtigt dich, die Sterblichen in diesen Stunden zu beunruhigen, bleib in deinem Grab, und unterstehe dich nicht mehr, in dieser Gegend herumzuwandeln, oder ich will die Knochen deines Skelets zusammenschlagen, daß ein Harnisch von deinem Ge-

rippe

rippe fallen muß. Wenn du Leute die Nacht durch beunruhigen willst, so beunruhige die Schlemmer in der Stadt, und laß den ehrlichen Landsmann und den braven Soldaten ungehudelt. Der Geist hob seine Hände aufrecht, du hast mich erlöset, sagte er, denn ich war verurtheilt herumzuwandeln bis ein Sterblicher durch außerordentlichen Muth die Stärke seiner Herzhaftigkeit zeigen würde. Der Offizier verließ den andern Morgen das Schloß. Seine Haare waren grau wie eis, und sein Bart weiß wie Schnee, er verließ auch bald hernach die Welt, nnd begab sich in ein Mönchskloster, wo noch in der Kronik diese Geschichte aufgezeichnet stehen soll, so sagte Valentin; allen, Paul der Sohn eines Bauerns, der ein wackerer Junge war, und in der benachbarten Stadt schon einige Jahre studierte, schüttelte immer den Kopf, Valentin! sagte er endlich: dein Anherr war ein guter Mann, allein in dieser Geschichte stecken viele Unwahrscheinlichkeiten, es mag wohl was hinter der Sache seyn, aber so ist sie gewiß nicht, wie du sie erzähltest. Ein Mährchen pflanzt sich leicht durch Jahre und Jahre fort, und die Wahrheit verliert sich leicht im Nebel der Vorzeit.

Wenn

Wenn ihr mich anhören wollet, so will ich euch die wahre Geschichte erzählen, ich las sie selbst in dem Kloster zu N., sie ist diese:

Heinrich und Eduard.

Es war ein alter Graf, der hieß Heinrich, seiner Natur nach ein rauher Mann. Nach den Sitten selbiger Zeiten konnte er seinen Mann zu Boden werfen, etliche Maaß Wein auf einen Zug trinken, und ein Pferd zu todt reiten. In der ganzen Nachbarschaft fürchteten ihn die Edlen und Ritter, und man nannte ihn den Wilden.

Wenn er fluchte, so war's als wenn ein Sturmwind durch Gehege sauste, und wenn er stampfte, so zitterte die Erde unter seinem Fuß. Sein Blick war wie ein verzehrendes Feuer, und sein Aug war fürchterlich wie der Vollmond beym Aufgang in einer neblichten Nacht. Seine Haare waren starr wie abgeschnittene Mähnen von Rossen, und sein Bart drehte sich aufwärts wie der Bart einer Tygerschnautze.

Weil er noch ein Bube war, so verrathete sich schon seine Wildheit, denn es war kein lebendes Thier im Schloße, das er nicht würgte,

Morden war sein Vergnügen, und tödten war seine Lust. Zur Unterhaltung kämpfte er mit Stieren, oder suchte im Walde Schwein-Beker auf, und schlug sie mit Fäusten todt. Seine Lieblingsgeschöpfe waren die Schweine, er hatte zehn bey sich auf seiner Burg, die ihn bey der Tafel und im Bette nie verließen.

Einen Diener, der unglücklicher Weise eines dieser Thiere beschädigte, warf er zum Fenster hinunter, und einem andern, der ihnen die Speisen nicht gut genug bereitete, dem trat er die Gedärme aus.

Zum Früheſtücke trank er warmes Pferdblut, oder wenn er Lust am Morgen zum Essen hatte, so riß er dem nächsten besten lebenden Thiere einen Brocken Fleisch mit seinen Zähnen aus dem Körper, und kauete bis von Blut und Saft sein Wamst röthete.

Er war fünf und zwanzig Jahre alt als sein Vater starb, und Heinrich Herr der hinterlassenen Herrschaft wurde. —

Da wollte er heurathen, aber weit und breit floh jedes Mädchen von ihm, und jeder Vater sperrte seine Tochter ein, wenn es hieß, daß Heinrich auf die Jagd gieng.

In

In der Gegend lebte ein schönes Fräulein, sie hieß Hedwig, und war die einzelne Tochter eines würdigen Ritters. Sanft war ihre Bildung, wie des Mondeslicht in einer Frühlingsnacht, und rein war ihr Herz, wie der Thautropfen des Morgens, der an der Lilie hängt.

Eduart, ein edler Jüngling, liebte die Schöne, Hedwig liebte den Jüngling. Die Tage der Hochzeit waren schon bestimmt. Schon eilte die Braut an die Seite ihres Vaters zu der Burg ihres Geliebten, da Heinrich sie unterwegs begegnete, den alten Vater sogleich erwürgte, und das Fräulein entführte. Ohnmächtig lag sie noch in den Armen des Wilden, als sie in Heinrichs Veste gebracht wurde. —

Vergebens wand Heinrich alles an, um das ihrer Sinnen betäubte Mädchen ins Leben zu bringen. Blaß wie eine Leiche, der Narzissen ähnlich, die unter der Sense gesunken ist, lag sie gestreckt auf dem Ruhebett im Vorschlummer des Todes. —

Der wilde Heinrich staunte sie an, und zum erstenmal regte sich sein Herz zu einem Menschengefühl, es war, als wollte eine

Thräne sein Aug netzen; allein die Wildheit vertrocknete den Tropfen, ehe ihn die Empfindung zur Thräne bildete.

Er war wüthend, werft, schrie er zu seinen Dienern, diese Dirne zur Thüre hinaus, was will ich mit diesem Fratzengesicht? —

Ein einziger Sturm hat sie schon entblättert, es ist Zuckerwerk, taugt nichts für meinen Magen. Hedwig kam nicht mehr zu sich, sie war entschlafen, und der mitleidige Tod schloß ihr die Augen vor dem Anblick des Ungeheuers. Heinrich ließ sie in eine zinnerne Sarge in die Todtenkruft legen; sah sie nochmal an, und rief auf: schwaches Geschöpf! du sollst eine Mücke geworden seyn? und gieng wieder ganz unempfindlich auf seine Stube.

Mittlerweile als dieses alles geschah, wartete Eduart Hoffnungsvoll auf seiner Veste. Der Gedanke seiner Geliebten war die einzelne Nahrung seiner liebenden Seele, aber vergebens richtete sich sein Aug nach dem Ort, von dem seine Hedwig kommen sollte; schon schlug unruhig sein Herz, schon floß manche Thräne aus seinem Auge, schon wandelte er

ihr

ihr entgegen, als er die traurigste alle Nachrichten erhielt. —

Betäubt war Eduart eine Weile, allein Entschlossenheit erwachte bald in seinem Busen, Hedwig ist in Gefahr, was ist mehr nöthig um Eduart Muth und Stärke zu geben? —

Schon eilte Eduart mit dem Treuesten seiner Diener an Heinrichs Veste, um seine Braut und Hedwigs Vater zu rächen; allein Ueberlegung hielt den Jüngling zurück. Was willst du thun? sagte er sich, Heinrich wird sich zur Gegenwehr stellen, du wirst unterliegen? oder nicht unterliegen, und doch unglücklich seyn? Verzeihung dem Bösewichte, die Gottheit wird seine Schandthaten rächen, ich will nichts, als was mein ist, meine Hedwig!

Er schickte einen der Vertrautesten seiner Diener an Heinrichs Veste, und trug ihm auf sich um Hedwigs Zustand zu erkundigen. Es gelang ihm dem Treuen, daß er einen von Heinrichs Dienern auf seine Seite brachte, der ihm alles umständlich erzählte.

Eduart war untröstlich, er wollte noch seine Hedwig sehen, und durch vieles Ver-

sprechen willigte endlich Heinrichs Diener ein, den unglücklichen Eduart, durch eine heimliche Fallthür, in die Veste zu bringen, und ihn in die Kruft zu Hedwigs Leichnam zu führen. Nur zu verweilend wälzten sich die Stunden des Tages an Rad der Zeit ins Vergangene. Tausendmal wünschte er sich die Nacht, und verwünschte die langweilige Sonne. —

Endlich war es Nacht, schon war Eduart an dem bestimmten Orte, die Glocke schlug zwölfmal in der Veste, man öffnete, und Eduart wurde beym Schein der düsteren Lampe ins Todtengewölbe geführt.

Da sah er seine Geliebte, sah sie, und sank hin an ihren kalten Busen; entferne dich, sagte er dem Diener: ich will dich reichlich bezahlen, komm erst nach einer Stunde wieder.

Heinrichs Diener entfernte sich, Eduart war nur allein bey Hedwig.

Muß ich dich so sehen, Geliebte meiner Seele! fieng er an, so sehen? am Tage unserer Hochzeit? o erwache wieder! Schönstes der Geschöpfe! erwache, um deinen Eduart zu lieben.

Weil Eduart im besten Zutrauen bey Hedwigs Leichname war, gieng der boshafte Diener hin, und verrathete alles dem bösen Heinrich. Heinrich grief wüthend nach seinem Schwerte, und eilte in die Kruft; allein kaum erblickte ihn Eduart, als Rache und Wuth in jeder Nerve glühten. Feuerfunken statt Blut rollten in jeder Ader, er fiel ihn wie ein Löwe an, und stürzte auf einen Stoß das Ungeheuer zu Boden, daß seine Seele zur Hölle aushauchte.

Eduarts Diener, die sich binnen der Zeit der Veste näherten, hörten den Tumult, drangen durch die Fallthür, die Heinrichs Diener zu zuschließen vergaß, in die Burg, und mezzelten alles auf.

Eduart war schon Sieger, als er sich nochmals seiner Geliebten näherte, die allgemach von ihrem Todtenschlummer erwachte. Hedwig war nicht todt, nur eine Ohnmacht fesselte die Kräften ihres Geistes in ihrem leidenden Körper.

Wer kann die Freude und das Vergnügen schildern? die Eduard empfand, als der Himmel ihm seine Hedwig wieder gab, begleitet

von

von seinem Treuen, eilte er mit seiner Geliebten auf seine Veste zurück, und feyerte nach etlichen Wochen, als Hedwig vollkommen hergestellt war, den glücklichsten Tag seines Lebens.

Heinrichs Schloß war zerstört, sein Körper in die Kruft gelegt, und selben mit einem großen Marmor vermauert, auf welchem der geharnischte Mann noch zu sehen ist.

Diese Geschichte wurde öfters erzählt, und von Erzählen, und wieder Erzählen verlohr sich die Wahrheit in ein Mährchen.

Zum neuen Jahr
an
meinen Fürsten.

Du, den die Gottheit uns zum Vater gab
Fürst, sieh die tausende der Kinder,
die Dir die Vorsicht anvertraut,
sieh, wie ihr Herz gerührt, von Deiner Güte
dem Deinen warm entgegen pocht.
Das sanfte Feuer, das durch die Adern strömt,
das jedes Herz belebt, dieß Feuer
ist sanfte Kindesliebe.
Vom Bettler an, der in der Hütte ruht,
bis zu dem Mann, den die Geburt erhebt,
der in Pallästen wohnt, herrscht Liebe,

Liebe

Liebe ja für den, der unser Vater ist.
Ach! laß uns bester Fürst! Dir es oft sagen,
daß alles das, was uns belebt,
daß alles das, was uns das Daseyn giebt,
daß unsre Existenz die Deine ist.
Stets kettete die Liebe uns an Fürsten,
sieh den Altar, auf dem gestreut
von unsrer Väter Hand
Noch Weihrauch dämpfet,
dämpfet zur Gottheit auf
fürs Wohl des Herrschenden.
O sieh uns auch gebeugt zur Erde
wie unser Blick sich durch die Wolken drängt,
um Götterseligkeit für Dich zu flehen —
zu flehen Glücke auf Dein Haupt.
Ein Blick von Dir ist Sonnenblicken gleich,
die jede Blume sanft erwärmen,
vom Veilchen an, das in dem Thale steht
bis zu der Lilie, die auf den Bergen glänzt.
O sey uns stets, was Du uns wirklich bist,
und nie entziehe uns des Unglücks Wolke
uns deinen Schutz,
denn da Du unsrer aller Seele bist,
so ist Dein Daseyn und Dein Leben
das unsrige.
Nimm unser Haab, nimm alles was wir haben,
es ist ja Dein, weil wir die Deinen sind,
nur nimm uns Dich, und Deine Liebe nicht.

Zum neuen Jahr
an die edlen Damen unsrer Stadt,
die Gattinnen und Mütter sind.

Ihr! die ihr wie die Rosen im Fruhjahre
für das Aug des Gärtners blühet

Ihr!

Ihr! der Frauen edelsten
so blühet ihr — für eure Gatten.
Reizend und schön sind eure Züge
reizender als die Züge der Venus
denn Minervens Geist erhöht eure Bildung.
Geist und Empfindung sprechen
aus dem seelenvollen Auge
Hörbar für den, der die Seelensprache versteht
im erklärenden Blicke.
Der Pinsel des besten der Künstler
schildert nicht die rührende Scene
wenn eure Kinder aufmerksam auf eure Lehren
an euren Armen hangen.
Entfernt lächelt der Gatte, und fühlt
ganz die Freude Vater zu seyn.
Der Tugend harmonische Stimme
tönt mit Sanftmuth von euren Lippen
ins zarte Ohr des horchenden Knabens
und wie die Biene Honig aus den Blumen sauget,
sauget das Mädchen Labung fürs Menschenherz
aus euren Lehren.
O ihr Edlen! wie sollt ich euch nennen,
empfanget den edelsten der Wünschen
die die Menschheit zum Himmel schicket
den Wunsch — der längsten Erhaltung
lebet glücklich — und genießet lang die Wonne
das Glück der Menschheit zu fühlen
lang das Glücke
Gattinn, und Mutter zu seyn.

An
Herrn Le Brun.

Orpheus schweigt, wenn Le Brun spielt,
der Ton verläßt Apollens Leyr

und

und Seelenwonne wiegt
den Menschen ein,
in Vorgeschmack der seligsten Gefühle,
die einst die Götter nur genossen,
ehe Le Brun war.
Die Nachtigall vergißt die süssen Töne
und horcht, der Schäfer schweigt und sinkt
im Taumel des Gefühls an Busen der Geliebten,
die Leidenschaft weiß keinen Ausdruck mehr,
wenn Le Brun spielt.
Empfindung, Seligkeit, und Wonne
der Gottheit Kind — die Harmonie
belebt — beseelt den Horchenden.
Wenn Le Brun schweigt, ach! wie verdrüßig
erwacht man nicht von dem Genusse der Götterwonne
zurück ins Menschenleben
ins Leben armer Sterblichen.
Der Ton mit dem die Gottheit spricht
ins Geisterherz — ist Le Bruns Ton
und wenn in himmlischen Gefilden
die schönste Harmonie das Glück der Geister ist
so muß von diesen Seligkeiten
der Herold — Le Brun seyn.

An die Madame Le Brun.

Als Le Brun noch ein Mädchen war,
so horchte sie einst im Gebüsche
der edelsten der Nachtigallen zu,
Apollens treflichste die sang.
Entzückt von ihrer Zauberstimme

sank

sank Le Brun hin an wilden Rosenstrauch.
Der Gott der Töne sah's und gab
der Philomelen schönste
den guten Mädchen zu erzieh'n.
Allein beraubt der Freyheit seiner Schwingen
in Kefig eingesperrt, starb Philomele bald
der Gott bedaurte sie, und Jupiter
um ihn zu trösten
versetzte seit der Zeit der Nachtigalle Töne
in Le Bruns Lied.

Zum neuen Jahr
an mein Weib.

Liebst du mich nicht so reizt die schönste Quelle
Die schönste Gegend reizt mich nicht,
Und traurig murmeln denn die Wasserfälle
Die Sonne selbst verliehrt ihr Licht.
Vergebens winken mir die reifen Felder,
Vergebens lacht die angenehmste Flur,
Der Hayn ist mir verhaßt ich flieh die Wälder
Ich flieh mich selbst und die Natur.
Wenn du mich liebst ist mir die Wüste schön
Und jeder rauhe Morgen heiter
Der Nord wird sanft um meine Schläfe weh'n
Der rauhe Winter düftet Kräuter.
Vergnügen schickt die überschneite Fläche
Mir von den dürren Wipfeln zu,
Es rauschen mir gefrorne Bäche.
Und bey dem Sturmwind find' ich Ruh.

An alle Menschen.

Euch allen, denen die Gottheit, Seelen,
und Herzen zum Gefühle gab,
euch allen wer ihr seyd, von edlen Bettler an
bis zu dem König — euch allen wünsche ich
den seligsten Genuß des Lebens.
Denn leben hieß uns Gott, und leben, das
heißt fühlen
und fühlen heißt, ein fühlbares Wesen seyn.
Lebet alle — der Tugend treu, weil Harmonie
der Schöpfung, Tugend ist.
Lebt, aber nicht ein träges Pflanzenleben
ein Menschenleben lebt, des edlen Funkens
würdig
der aus der Gottheit Wesen
in unsere Herzen floß,
und nicht erstirbt wenn auch die Hülle
in die die Gottheit ihn gehaucht
am Ruder der Galeeren sitzt.
Seyd Menschen! und fühlt ihr der Mensch-
heit Würde
so blicke euer Aug zum Himmel auf,
wo keiner Zeiten flücht'ger Wechsel
das Leben mit der Zahl der Täge
in weiten Raum der Vorzeit peitscht.
Zum Himmel blicket auf, und lernt der Mensch-
heit Würde
im Land der Seelen kennen.
Wer Mensch ist dem sey Heil,
in welchem Theil der Welt er wohnen mag
er sey ein Mohr, ein Weisser, ein Creol,
ein Jud, ein Türk, ein Haid, —
Heil ihm, wenn er nur Mensch —
der Gottheit Kind — mein Bruder ist.

Re-

Register.

Seite.

Die Gesellschaft. Ein Gedanke, als es am Morgen grauete. 1

Die Gottheit lohnet stets die Tugend. 7

Anhang. 59

Sokrat und Alcibiades. 60

Hans eine Erzählung. 62

Herwing und Lindenholm. 105

Karl von Lindenberg eine Erzählung. 137

Herman. Eine Geschichte aus den Zeiten der Ritterschaft. 207

Harwort und Leonore, eine Scene aus dem Leben edler Seelen. 252

Valentour, oder die Macht der Erziehung über das Herz. 268

Johanna und Ubald, eine Geschichte im alten Geschmack, entlehnt aus den Biographien der Selbstmörder. 332

Johanna und Ubaldus. 340

Ein Pendant zur vorigen Geschichte, vom Verfasser des Sittenblatts zur Probe einer Nachahmung verfasset. 366

Heinrich und Eduart. 371

Zum neuen Jahr an meinen Fürsten. 378

Zum neuen Jahr an die edlen Damen unsrer Stadt, die Gattinnen und Mütter sind. An Herrn Le Brun. An die Madame Le Brun. Zum neuen Jahr an mein Weib. An alle Menschen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl von,

Erzählungen zum Vergnügen

München 1786

P.o.germ. 291
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107589-9
VD18 14444526-001